Schumanns Briefe





Inhalt

	Seite
Vorwort	1
I. Teil. Sturm und Drang	3
Einleitung	5
1. Zwischen Jean Paul und eiskalter Wissenschaft	13
2. Florestan und Eusebius	47
3. Davidsbündler	66
II. Teil. Der Kampf um Klara	107
Einleitung	109
III. Teil. Auf der Höhe	173
Einleitung	175
Anhang	213
Anmerkungen	219

Vorwort

mich zu dieser Auswahl von Briefen
Robert Schumanns (wie vorher zu solchen
on Beethovens und Mozarts Briefen)
eranlaßte, kann ich mit Lessings Sinn-
edicht sagen:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein."

Wenn diese pessimistische Auffassung gegenüber dem allgemeinen Lobe schon bei Dichtungen gerechtfertigt ist, um wieviel mehr bei Briefen? Und nun gar bei Musikerbriefen, denen gegenüber fast nie ein eigentlich literarisches Interesse vorhanden ist? Dabei bleibt es doch eine Tatsache, daß Briefe eines der vorzüglichsten Mittel sind, in das Wesen eines Menschen einzudringen. Indes, wenn diese Zeugnisse des Innenlebens großer Männer und Frauen dem Forscher nicht leicht zahlreich genug sind, dem „Liebhaber" sollten sie so geboten werden, daß er sie eben liebhaben kann. Es steht mir selber natürlich kein Urteil darüber zu, ob meine Ausgaben dieses Ziel erreichen.

Bei Schumanns Briefen sollte es eigentlich nicht schwer fallen. Einmal, weil die Briefe selber von hohem literarischen Werte sind; sodann, weil ich glaube, daß die vorliegenden Briefe gewissermaßen

eine Biographie des Künstlers ergeben. Jedenfalls war der leitende Gesichtspunkt der Auswahl, die Briefe so zu bieten, daß sie von Schumanns innerer Entwicklung wie von seinen Lebensschicksalen ein Bild geben.

Die beigefügten Einleitungen bieten dazu den Rahmen; Anmerkungen geben die notwendigsten Erklärungen.

* * *

Ich habe für die Arbeit aus folgenden Werken geschöpft, die ich auch den Lesern dieses Buches warm empfehle:

Jugendbriefe von Robert Schumann, nach den Originalen mitgeteilt von Klara Schumann. 3. Auflage. Leipzig 1898.

Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. G. Jansen. 2. vermehrte Auflage. Leipzig 1904.

Jansen, Die Davidsbündler. Leipzig 1883.

Berthold Litzmann, Klara Schumann. 1. und 2. Band. Leipzig 1903 und 1905.



I. Teil

Sturm und Drang

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke —
Nun — man kommt wohl eine Strecke!
Wolfgang Goethe

(Von Schumann zum Leitspruch erwählt in einem an die Mutter gerichteten Briefe vom 21. September 1831.)

„So ist's durchaus im menschlichen Leben: das Ziel, das man einmal erstrebt hat, ist kein Ziel mehr: und man zielt und strebt und sehnt sich, immer höher, bis das Auge bricht und die Brust und die erschütterte Seele schlummernd unter dem Grabe liegt."

An die Mutter. 28. April 1828.

„Es gibt einige wackere Naturen, die gerade auf der Grenze des Genies und des Talentes stehen, halb zum tätigen, halb zum idealischen Streben ausgerüstet — dabei von brennendem Ehrgeize. — Sie fühlen alles Schöne und Große gewaltig und wollen es aus sich wieder erschaffen, aber es gelingt ihnen nur schwach; sie haben nicht wie das Genie eine Richtung nach dem Schwerpunkt, sondern stehen selber im Schwerpunkte, so daß die Richtungen einander aufheben. Bald sind sie Dichter, bald Musiker, bald Maler; am meisten lieben sie in der Jugend körperliche Tapferkeit, weil sich hier die Kraft am kürzesten und leichtesten durch den Arm ausspricht. Daher macht sie früher alles Große, was sie sehen, entzückt, weil sie es nachzuschaffen denken, später aber ganz verdrießlich, weil sie es doch nicht vermögen. Sie sollten aber einsehen, daß grade sie, wenn sie ihren Ehrgeiz früh einzulenken wissen, das schönste Los vielartiger und harmonischer Kräfte gezogen; sowohl zum Genusse alles Schönen, als zur moralischen Ausbildung und zur Besonnenheit ihres Wesens scheinen sie recht bestimmt zu sein, zu ganzen Menschen" 2c. —

Aus Jean Pauls „Titan".

(Von Schumann in dem Briefe vom 4. Dez. 1829 an die Mutter als ihm selber „auf das Haar ähnlich" angeführt.)

Einleitung

zum „Bohémien“ wird man geboren. Das ißt, bei Schumann verlangt es nach einem utschen Wort. Auch die Nebentöne, die uns ute vom Klang „künstlerisches Zigeunertum“ nzertrennlich erscheinen, ergeben in diesem alle keinen reinen Akkord. Wohl aber ist chumann ein vollkommener Typus des deutchen Romantikers. Ich glaube sogar, daß, enn man Künstler und Mensch als untrennare Einheit faßt, Schumann die reinste Verkörperung des deutschen Romantikers ist. Sein „Zigeunertum“ ist un- und überirdisch als Fähigkeit zu wolkenfliegender Schwärmerei; es ist aber auch, so arg es den Philister verspottet, gut deutsch bürgerlich. Das heißt, es sucht nach dem Behagen der nach dem Wesen der eigenen Persönlichkeit umfriedeten Enge. Dadurch, daß diese Enge persönlichen Charakter trägt, daß sie von der Lebenskunst der Beschränkung geschaffen wird, unterscheidet sie sich von der Beschränktheit, der Enge der Masse.

Jean Paul hat dieses Lebensgesetz des deutschen Romantikers in die Worte gefaßt: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herab-

zufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln."

In diesem Wechseln liegt freilich die große Lebensklugheit. Der Wechsel zwischen Wolkenflug und Einbauen in die Enge war auch in der Tat das beste Ende, zu dem unsere Romantiker es gebracht haben. Sie hatten ja zumeist damit begonnen, daß sie im Leben wie in der Kunst Wolkenflieger bleiben wollten. Aber das Leben ließ sich diese Mißachtung nicht gefallen. Aus dem Wolkenflug wurde entweder feige Flucht vor dem Leben oder jene im Grunde nicht nur unfruchtbare, sondern sogar heuchlerische „romantische Ironie", die gegenüber dem ersten Ansturm versagte.

So behielt der ältere Jean Paul bald auch für die jungen Romantiker recht. Sie mußten sich notgedrungen zur Lehre des Wechsels bekennen, wenn sie „glücklicher" werden wollten. Es ist nicht zu leugnen, daß auf diesem Wege vielfach eine Lebenskultur erreicht wurde, vor deren stiller Schönheit wir Heutigen ein Gefühl des Neides oft nicht unterdrücken können. Freilich, dem Geschlecht der Romantiker selbst gegenüber ist zu einem solchen Neidgefühl nur in wenigen Fällen Veranlassung. Sie verstanden den Wechsel so, daß sie den Wolkenflug für ihre Kunst, das Einbauen in die Enge für das praktische Leben anwendeten. Daher kommt es, daß die Kunstwerke der Romantik — vor allem die dichterischen — uns zumeist ungesund oder gar ungenießbar erscheinen, während Leben und Charakterentwicklung der Künstler als Menschen kleinlich, wo nicht gar unwahr wirkt.

Anders bei dem auf die romantischen Dichter folgenden Geschlecht, dem ja auch die romantischen Maler und Musiker angehören. Es hat in Deutschland nie wieder unter den Gebildeten so viele feine Kulturmenschen gegeben, wie in dieser von unsern Klassikern, den Romantikern und Jean Paul — man muß ihn besonders nennen — befruchteten Zeit zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution von 1848. Gewiß, die überragende Größe fehlt. Der Wolkenflug wurde in der Kunst nicht mehr allzu hoch genommen. Dafür wurden dann aber auch die Grenzen des Lebens beträchtlich erweitert. Kaum aufzuzählen ist die Zahl der

Gelehrten und Beamten, die in der Kunst doch mehr als Dilettanten im heutigen Sinne des Wortes waren. Und man braucht nur die Gesichter dieser Zeit zu studieren, um zu erkennen, wieviel glückliche Harmonie im Einzelleben damals vorhanden war. Allerdings ist unter solchen Verhältnissen auch der Weg zur selbstzufriedenen Genügsamkeit nie weit. Und so waren es wieder zuerst die Künstler, die dagegen eiferten. Nicht nur das „junge Deutschland" versuchte alle Verhältnisse aufzuwühlen, auch bei einer im Grunde so konservativen Natur wie Platen klingt das: „Morgens zum Gericht mit Akten, abends auf den Helikon" als Bitterkeit.

Aus alledem gibt es eben nur einen Weg, oder meinetwegen nur einen dritten Weg. Er heißt aber anders, als Jean Paul meinte. Er liegt nicht im Wechsel mit den zwei von ihm aufgezeigten, sondern in der Vereinigung beider zur höheren Einheit. Diesen Weg aus der Zwiespältigkeit deutschen Wesens zur harmonischen Einheit hat uns Goethe gewiesen. Er ist auch hier ein wahrhafter Klassiker, insofern seine Lebensarbeit die dauernde Geltung auch gegenüber ganz anderen Lebensverhältnissen behält. Wie er dichtete und lebte, ist der einzige Weg zu jener harmonischen Lebensgestaltung, die allein die Bezeichnung glücklich rechtfertigt. — Nämlich: Festzustehen mit den Füßen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde; mit dem Scheitel aber aufwärts zu ragen bis zum Berühren der Sterne. In Goethes Sinne gibt die Kunst dem Leben nicht nur hohe Ziele; sie hilft vielmehr auch leben, indem sie das Mittel in die Hand gibt, Erlebnisse in fruchtbarem Sinne zu überwinden und „sich freizudichten." Das Leben seinerseits erscheint nicht nur an sich gleichwertig und berechtigt, den Mann der Tat zu verlangen; es wird obendrein dadurch, daß es mit voller Kraft erfaßt wird, ein Nährboden für die Kunst, die nicht mehr in die Ferne zu schweifen, sondern nur ins volle Menschenleben hineinzugreifen braucht, um ein reiches Betätigungsfeld zu finden. —

Gerade Robert Schumann regt zu solchen Betrachtungen über das Wesen der deutschen romantischen Kultur an, weil in ihm die verschiedensten Kräfte wirksam sind. Er war von Jean Paul ausgegangen. Unter den deutschen Musikern, man könnte fast sagen, unter sämtlichen deutschen Künstlern, zeigt keiner eine so starke Beeinflussung durch Jean Paul, wie gerade Schumann. Sie hat bei ihm durchs ganze Leben angehalten, wenn auch in späteren Jahren Schumanns eigener Stil nicht

mehr so deutlich das Vorbild zeigt, wie in den Jugendbriefen oder in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift. Aber die Beeinflussung war keineswegs bloß äußerlich formal, sondern traf des Künstlers und des Menschen innerstes Wesen. Nicht nur, daß er „von Jean Paul mehr Kontrapunkt gelernt“ zu haben glaubte als von einem seiner Musiklehrer, auch seine sittliche Weltanschauung hat sich zweifellos vor allem an Jean Paul entwickelt. Man braucht nur die Briefe an die Mutter zu lesen, um das zu erkennen. Offenbar war diese gütige, weichherzige und für jegliche Schönheit sehr empfängliche Frau, wie die Mehrzahl der deutschen Frauen, gläubige Leserin des seltsam fesselnden Dichters. Schumann selber schätzte als Jüngling die Menschen geradezu nach ihrem Verhältnis zu Jean Paul ein.

Sicher hat zu diesem engen Verhältnis des Musikers zum Dichter besonders die Tatsache beigetragen, daß Schumann als Typus der romantischen Doppelnatur erscheint. Freilich ist hier Ursache und Wirkung nicht überall auseinanderzuhalten. Denn so sehr die ursprüngliche Anlage einer solchen Wirkung entgegengekommen sein mag, es steht doch fest, daß die eigenartige Entwicklung Schumanns zum humoristischen Melancholiker — nicht melancholischen Humoristen — durch die allzu frühe und allzu eingehende Beschäftigung mit Jean Pauls Werken sehr begünstigt worden ist.

Wie empfänglich Schumann für die auch Jean Pauls eigenes künstlerisches Schaffen beherrschende Auffassung von der Doppelnatur des menschlichen Wesens war, erhellt am stärksten aus der Tatsache, daß der Musiker sogar für sein Geistesleben eine solche zwiefache Richtung annahm, die er in seinen Schriften zu Florestan und Eusebius personifizierte. Allerdings hier spüren wir doch auch des Goetheschen Geistes einen Hauch. Denn nach einer Verschmelzung, nach der Steigerung beider Naturen zur höheren Einheit (Raro) hat es Schumann immer verlangt. Doch ist es ihm trotz der Erkenntnis nur selten gelungen, dieses Ziel zu verwirklichen.

Noch viel deutlicher aber zeigt sich Schumanns Doppelnatur, wenn man seine gesamte Persönlichkeit ins Auge faßt. Da haben wir nicht nur den Wolkenflug Titans neben der Idylle des Schulmeisterleins Wuz, sondern auch das Problem Walt und Vult aus den „Flegeljahren“. Gerade Schumanns Tätigkeit als Redakteur, der Davidsbündler also, zeigt dieses Doppelwesen eines geradezu kindlichen Idealisten,

verbunden mit einer kaufmännischen Genialität für praktische Fragen, zwar nicht des eigenen Lebens, aber des Künstlerstandes. Was Schumann über Organisation des Musikerstandes, Einrichtung des Konzertlebens, Herausgabe und Ausstattung der Musikalien (z. B. Angabe des Erscheinungsjahres) gedacht und angestrebt hat, ist vielfach noch heute nicht verwirklicht, aber das Ziel derer, denen die soziale Hebung des Musikerstandes am Herzen liegt.

So waren in Schumann ganz entgegengesetzte Kräfte am Werke. Das ist nun wohl allerdings bei den meisten genialen Naturen der Fall. Die Musikgeschichte kennt nur einmal die ungetrübte, harmonische Entwicklung eines Mozart. Aber wenn wir an den großen Romantiker Beethoven denken, dem Leben und Kunst fast immer mit dem Doppelgesichte des Janus gegenüberstanden, fühlen wir bald, was Schumann fehlte. Faust war auch er; aber nur Faust der Grübler und Sehner, nicht Faust als Mann der Tat. Nur diesem aber kann der Augenblick des Glückes erscheinen; jener dagegen muß sich verzehren. Darum hat die Geschichte der deutschen Romantik von so vielen traurigen Abschlüssen schöner Anfänge zu berichten, und die „romantischen" Lebensläufe zeigen nach herrlichen Aufstiegen fast immer die absteigende Linie. Ob es daran lag, daß das Männerzeitalter Napoleons die Genialität der Tat erschöpft hatte?

Gewiß spüren wir nirgendwo mehr die „Grenzen der Menschheit", als dem Künstlertum, der schwersten Aufgabe, die das Leben zu stellen hat, gegenüber:

„Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.
Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen."

Auch Schumanns Höhenflug führte in lichtloses, sturmgepeitschtes Gewölke; sein Träumen mündete in den dunklen Schlaf der Nacht.

Aber immerhin! Das Ende war Schlaf, stille Wehmut, nicht schreckhaftes Entsetzen. Und was vorausging, war ein köstliches Fliegen in die Höhe! Und es war ein seliges Träumen von farbenreichen

Märchenbildern! Als Mensch und Künstler bleibt er dauernd innigster Liebe wert! Und ist sein Ende Warnung, so ist sein Leben Erbauung und Labung in nüchterner Lebenszeit.

* * *

Nur noch einige Lebensdaten, die den Briefen dieser Abteilung als zusammenhaltender Rahmen dienen.

Robert Alexander wurde als jüngstes von fünf Kindern dem Buchhändler Friedr. Aug. Gottlob Schumann zu Zwickau am 8. Juni 1810 geboren. Die früh hervortretenden dichterischen und musikalischen Anlagen des Knaben fanden bei den Eltern warme Begünstigung, doch fehlte an dem kleinen Orte eine ausreichende Lehrkraft für Musik. So blieb Schumann gerade auf diesem Gebiete lange „wilder Zögling der Natur", der auch als Jüngling nur schwer zur Überzeugung sich bekannte, daß ein gründliches theoretisches Studium dem Künstler unerläßlich sei. Seine außerordentlich leichte Auffassungsgabe half ihm allerdings das Versäumte schnell nachholen, als er sich entschlossen hatte, sich ganz der Musik zu widmen. Das war 1830 (vgl. die Briefe 16 ff.), nachdem er bereits zwei Jahre als Student der Rechte in Leipzig und Heidelberg verbracht hatte. Die Mutter hatte das Brotstudium gewünscht, während der 1826 verstorbene Vater die künstlerische Laufbahn begünstigt hatte.

Schumann genoß in Leipzig den Unterricht des Klavierpädagogen Friedrich Wieck (1785—1873), der als überzeugendsten Beweis der Trefflichkeit seiner Lehrmethode seine eigene Tochter Klara (1819—1896) vorführen konnte, die bereits als Zehnjährige mit größtem Erfolg öffentlich auftrat.

Die geplante Virtuosenlaufbahn verdarb sich Schumann durch seinen Übereifer, indem er sich durch eine unsinnige Übungsmethode den Mittelfinger der rechten Hand lähmte. Nun wandte er sich ganz der Komposition und Musikschriftstellerei zu. Die letztere trat zeitweilig sogar in den Vordergrund, seitdem Schumann 1834 die „Neue Zeitschrift für Musik" ins Leben gerufen hatte. Schumanns musikschriftstellerisches Verdienst ist, zumal vom historischen Standpunkte der Bedeutung für das zeitgenössische Musikleben und der Förderung aller jungen Talente, kaum hoch genug einzuschätzen.

In der Zeitschrift gewann auch der bereits oben erwähnte Davids-

bündler-Gedanke Gestaltung. Der Davidsbund ist Schumann. Ausgehend von der Doppelart seines eigenen Charakters versinnbildete Schumann in Florestan die vorwärtsdrängende männliche, in Eusebius die zu innerlicher Versenkung neigende weibliche Seite seines Empfindens. Raro, zu dem der alte Wieck mehrere Züge geliehen, war dann die höhere Einheit aus diesen beiden Wesensarten. In gleicher Weise schuf Schumann dann noch weitere Kunstcharaktere als Vertreter seiner eigenen Gedanken. Später hegte er freilich auch den Gedanken, mit gleichgesinnten Freunden einen wirklichen Davidsbund ins Leben zu rufen (vgl. Brief 46).

Eine aufflammende Leidenschaft zu Ernestine von Fricken, einer Schülerin Wiecks, führte zwar bald zur Verlobung; doch wurde diese wieder gelöst. Die innerste Ursache dazu war wohl Schumanns Liebe zu Klara, die sich nicht nur zur glänzendsten Virtuosin ihrer Zeit, sondern auch zu einer schönen und edlen Jungfrau entwickelt hatte. Um den Besitz der Geliebten hat Schumann den schwersten Kampf seines Lebens geführt. Die zweite Abteilung der vorliegenden Briefe läßt ihn uns miterleben. Doch spielen die Ereignisse auch in die hier zusammengefaßten Briefe herein. Auch des Künstlers Aufenthalt in Wien (vgl. die Briefe 51 f.) sollte nur eine Möglichkeit zur Verbindung mit Klara schaffen. Bis zum Vorabende dieses glücklichen Tages führen uns die folgenden Briefe.

1. Zwischen Jean Paul und eiskalter Wissenschaft

Jean Paul nimmt noch den ersten Platz bei mir ein: und ich stelle ihn über alle, selbst Schillern (Goethen versteh' ich noch nicht) nicht ausgenommen. An Flechsig. 17. März 1828.

Wenn die ganze Welt Jean Paul läse, so würde sie bestimmt besser, aber unglücklicher, er hat mich oft dem Wahnsinn nahe gebracht, aber der Regenbogen des Friedens und der menschliche Geist schwebt immer sanft über alle Tränen, und das Herz wird wunderbar erhoben und mild verklärt. An Gisbert Rosen. 5. Juni 1828.

Und doch glaube mir, hätt' ich jemals etwas auf der Welt geleistet, es wäre in der Musik geschehen; ich habe in mir von jeher einen mächtigen Trieb für die Musik gefühlt, auch wohl schaffenden Geist, ohne mich zu überschätzen. Aber — Brotstudium! — die Jurisprudenz verknorpelt und vereist mich noch so, daß keine Blume der Phantasie sich mehr nach dem Frühling der Welt sehnen wird.
An die Mutter. 11. November 1829.

1.

An Flechsig[1]) in Leipzig

Zwickau, den 17. März 1828.

. . . Die Schule ist nun hinter dem Rücken, und die Welt liegt vor mir: ich konnte mich kaum der Tränen enthalten, wie ich zum letzten Male aus der Schule ging: aber die Freude war doch größer als der Schmerz. Nun muß der innere, wahre Mensch hervortreten und zeigen, wer er ist: hinausgeworfen in das Dasein, geschleudert in die Nacht der Welt, ohne Führer, Lehrer und Vater — so steh' ich nun da, und doch lag die ganze Welt nie in einem schöneren

Lichte vor mir als gerade jetzt, wo ich vor ihr stehe und fröhlich und frei ihrer Stürme lächle. Führe mich ein, mein Freund, in das rege Leben und hebe den tollen Jüngling wieder, wenn er sinkt. Jener griechische Leichtsinn, der das Leben immer in einer schönen Mitte von der Freuden- und Tränenseite ansah, ist gut und fällt ganz in die Zeit der mulorum: aber er darf nicht ausarten und in eine ungeregelte Stürmerei übergehen, die über alles lächelnd und freudig hinwegsieht. Alles Gute und Schöne glüht in diesem Moment in der Seele des Jünglings, und alle hohen Ideale und alle griechischen Götter stehen glänzend in diesem Jugendolymp. — Freund, bleibe mein Freund, wenn ich auch Deiner Freundschaft unwürdig werden sollte, und halte warnend und beschützend diese Zeilen einst vor meine Augen, wenn ich mich schämen sollte, sie geschrieben zu haben, und später nicht danach gehandelt hätte . . .

An die Mutter[2]) nach Zwickau.

2.

Monheim[3]) hinter Nürnberg, den 28. April 1828.

. . . Ich denke oft an Dich, meine gute Mutter, und an alle die guten Sprüche, die Du mir in das stürmische Leben mitgabst: — — — — — — Gute Mutter, ich habe Dich oft beleidigt: ich verkannte oft, wenn Du das Beste wolltest: verzeihe dem stürmischen, aufbrausenden Jüngling, was er jetzt durch gute und edle Taten, durch eine tugendhafte Lebensweise gutmachen will. Die Eltern haben ein Leben von dem Kinde zu fordern! Der Vater schlummert schon. Dir, meine teure Mutter, bin ich nun um so mehr schuldig: ich habe die Schuld für ein mir glücklich bereitetes Leben, für eine heitere, wolkenlose Zukunft D i r a l l e i n abzutragen. Möchte das Kind sich dieser Schuld würdig finden und zeigen, daß es die Liebe einer guten Mutter ewig, ewig durch tugendhaften Lebenswandel erwidert. Möchtest Du aber auch, wie immer, mir eine gute, verzeihende Mutter sein, eine milde Richterin des Jünglings, wenn er sich vergangen, und eine schonende Ermahnerin, wenn er zu sehr aufbrauste und tiefer in die Labyrinthe des Lebens sinken sollte. Jean Paul sagt: Freund-

schaft und Liebe gehen verhüllt und mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und kein Mensch sagt dem andern, wie er ihn liebt: denn der innere Mensch hat keine Zunge. Aber Kindesliebe möge nicht verschleiert über diese Erde gehen und laut und offen sagen, wie sehr es das Elternherz verehre und die Liebe mit Anbetung erwidere . . .

3.

Leipzig, den 21. Mai 1828.

Dies ist der erste Brief, den Du aus Leipzig erhältst: möchtest Du, geliebte Mutter, alle meine Briefe mit ebendenselben freundlichen, liebenden Augen lesen wie diesen ersten und nie mit zürnenden. —

Ganz wohl, wenn auch wehmütig gestimmt, kam ich am vergangenen Donnerstag hier an und trat zuerst im Gefühle meiner akademischen Würde und meines Bürgerstandes in die große, weite Stadt, in das rege Leben und in die ganze Welt ein. Auch jetzt, nachdem ich einige Tage hier bin, befinde ich mich ganz wohl, wenn auch nicht ganz glücklich, und ich sehne mich so aus recht vollem Herzen in meine stillere Heimat zurück, wo ich geboren bin und glückliche Tage in der Natur gelebt habe. Die Natur, wo finde ich sie hier? Alles durch Kunst verschnörkelt: kein Tal, kein Berg, kein Wald, wo ich so recht meinen Gedanken nachhängen könnte; kein Ort, wo ich allein sein kann, als in der verriegelten Stube, wo es unten ewig lärmt und spektakelt. Dies ist es, was mich nicht zufriedenstellen kann. Hierzu kommt noch ein ewiger innerer Seelenkampf wegen der Wahl eines Studiums. Die kalte Jurisprudenz, die einen bei dem Anfang schon niederschmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen; Medizin will ich nicht und Theologie kann ich nicht studieren. In so einem ewigen Streite mit mir selbst befind' ich mich und suche vergebens einen Führer, der mir sagen könnte, was ich tun soll. Und doch — es geht nicht anders. Ich muß an die Jurisprudenz: so kalt, so trocken sie auch sein mag, ich *will* überwinden; und wenn der Mensch nur *will* — er kann ja *alles*. Philosophie und Geschichte soll jedoch ebenfalls eines meiner Hauptstudien werden. So

viel davon. Es wird **alles** gehen, und ich will nicht mit trüben Blicken in eine Zukunft schauen, die doch so glücklich sein kann, wenn ich nicht wanke ...

4.

Leipzig, den 13. Juni 1828.

... Was meine geistige Stimmung anbelangt, so ist sie weder schlechter noch besser als zuvor: ich gehe regelmäßig in die Kollegien, spiele des Tags zwei Stunden Klavier, lese einige Stunden oder gehe spazieren — dies ist mein ganzes Vergnügen. In einem benachbarten Dorfe, Zweinaundorf, in der schönsten Umgebung um ganz Leipzig, bin ich oft ganze Tage allein gewesen und habe gearbeitet, gedichtet 2c. Genauen Umgang hab' ich bis jetzt noch mit keinem einzigen Studenten gepflogen; ich schlage auf dem Fechtboden, bin gegen alle freundlich, behaupte mich übrigens in einem honetten Ansehn — bin aber durchaus vorsichtig, mit irgend einem in eine genauere Bekanntschaft zu treten: man kann vor solchen Leuten eine gewisse Miene annehmen, ohne abstoßend zu sein, wo sie zurückprallen und einen nicht als Fuchs behandeln. Flechsig und Semmel[4]) sind die einzigen, mit denen ich sehr oft gehe. In der Jurisprudenz schreib' ich bis jetzt maschinenmäßig nach: weiter kann man jetzt noch nichts tun. Auch würde es mich freuen, wenn Du Dich des mir gegebenen Versprechens wegen der **Reitstunde** noch freundlich erinnertest.

5.

Leipzig, den 3. August 1828.

Meinen herzlichen, herzlichen Dank, meine geliebte Mutter, für das schöne, geschmackvolle Geschenk; alle Studenten freuen sich über das herrliche Halstuch und loben den Geschmack der guten Mutter, die auch aus der Ferne des Kindes mit Liebe gedenkt.

Ich denke mich recht oft an die alten, teuren Plätze in Karlsbad zurück, wo ich sonst als Kind so bewußtlos und unwissend glücklich war. Ach! warum fühlt man denn sein Glück erst, wenn es vorbei ist, und warum ruht in jeder Zähre, die der Mensch weint, eine gestorbene Freude oder ein verschwundenes Glück? ...

Daß Du Dich trotz Deiner Einsamkeit und Deines ruhigen, geistigen Lebens doch so wohl befindest, konnte mir nur eine werte, teure Nachricht sein. Ich kann mir Dich im Geiste so recht denken, wenn Du so einsam spazieren gehst, wehmütig an den Himmel blickst und dann den Richter über den Sternen und den Lenker des Geschicks fragen willst: Warum hast Du mir alles genommen, was kein Leben und keine Zukunft mir wiedergeben und aufwiegen kann? — und wenn Du dann lächelnd auf die ewigen Blüten und Blumen der herrlichen, reichen Natur niederschaust und Dein frommes Herz Dir leise zuruft: Gott weiß es am besten — und dann blickst Du getrösteter um Dich und möchtest ausrufen: Ach, das Leben ist doch schön, und der ganze Mensch eine Freudenträne der Gottheit! — Ach — Mutter; in der Natur lernt die Seele am schönsten beten und alle Gaben heiligen, die uns das höhere Wesen gab — die Natur ist das große, ausgebreitete Schnupftuch Gottes, gestickt mit seinem ewigen Namen, an dem der Mensch alle seine Schmerzenstränen abtrocknen kann, aber auch die Freudenträne — und wo jede Träne in eine weinende Entzückung vertropft und das Herz stumm und leise, aber fromm und zur Andacht gestimmt wird. Und warum geht mir denn in diesem ekelhaften Leipzig jeder schönere Genuß dieser Art ab und — warum kann mir höchstens eine sanfte Erinnerung nur eine höhere, glückliche Minute geben, die ich sonst wahrhaft genoß? Doch mein Plan ist gemacht, und ich harre nur noch auf eine zusagende Antwort von Deiner Seite — da ich in Leipzig das Examen machen und als Sachse hier zwei Jahre studieren muß, so will ich lieber Ostern 1829, also im künftigen Jahre, Leipzig verlassen und nach Heidelberg gehen, um da die berühmtesten deutschen Juristen, Thibaut,[5]) Mittermayer[6]) u. a. m., hören zu können; Ostern 1830 komm' ich dann wieder nach Leipzig zurück, um mich wieder ein wenig in die Leipziger Professoren einhetzen zu können. Wenn ich einmal auf eine andere Universität gehen will, was ich 1. meiner selbst wegen tun muß, weil ich mich hier schlecht befinde und gänzlich versaure, 2. als Mensch, um andere Menschen 2c. kennen zu lernen, 3. als Jurist, weil in Heidelberg die berühmtesten Professoren sind, so muß

ich notwendig schon künftige Ostern gehen oder gar nicht; ging' ich später, so müßt' ich das Examen machen, gleich wenn ich von Heidelberg käme, und dann ging' es mit dem sächsischen Rechte, in dem man am meisten examiniert wird und das ich in Heidelberg wiederum verschwitzen würde, weil ich da andere Sachen, wie römisches Recht, Pandekten ꝛc., zu hören habe, im Examen unter aller Kritik schlecht, und dann würdest weder Du noch ich mit mir zufrieden sein. Ich erwarte darüber eine Antwort von Dir; doch können wir auch noch mündlich genug davon sprechen, weil ich ja die ganzen Michaelis- und Weihnachtsferien in Zwickau verleben werde.

6.

An G. Rosen[7])

Leipzig, am 14. August 1828.

Es muß eine ganz verdammt-komische Freude sein, mein Sanskrit zu lesen, darum geb' ich mir heute Mühe, recht schön zu schreiben, und mache eine Regel von der Ausnahme, weil in der Regel Poeten und Klavierspieler eine Hundepfote schreiben, d. h. so wie ich. Jetzt geht der eigentliche Brief erst los, und die Captatio benevolentiae ist gerade aus.

Mein angenehmer Rosen le Baron malgré lui! Der glücklichen Zeit, wo Du noch Baron warst; denn mit Deiner Entbaronisierung ging meine Lebens-Freiherrlichkeit an, nämlich mein Studentenleben. Aber wie hab' ich's gefunden, keine Rosen im Leben und keinen Rosen unter den Menschen! Ich fliege manchmal, sei es nun im Jean Paul oder am Klavier, das wollen die hiesigen Deutschtümler und Jahnianer nicht dulden. Flugmenschen oder Luftschiffer verhalten sich überhaupt zu den Sitzfleischmenschen und Mistgablern wie Bienen zu den Menschen; wenn sie fliegen, so tun sie keinem Menschen etwas, sobald man sie jedoch auf den Blumen antasten will, so stechen sie. Stach ich nun auch nicht, so schlug ich doch lieber mit Händen und Füßen aus, um einmal jene schweblichen Begriffe von Volkstum, Nationalität ꝛc. ꝛc. ins Bockshorn zu jagen. Götte[8]) ist einer von den Kraft- und Charaktermenschen, wie man

solche jetzt gar nicht mehr gewohnt ist, jedem lyrischen, sentimentalen Gifte feind und episch und praktisch; mit diesem geh' ich tagtäglich um, und er ist der einzige, mit welchem ich näher befreundet bin. An den andern ist nicht viel, und ich bekümmere mich weniger um sie, höchstens um Schütz und Günther, wenn sie nicht so einseitig wären. Übrigens spricht man von einer Aufhebung der Konstitution, und dies wäre besser und würde die kleinen Lichter ausputzen, um sie zu tilgen, und die großen putzen, um sie heller zu machen. Semmel hat sich gänzlich zurückgezogen, räsoniert nur manchmal und wird deshalb oft angefeindet: er hat aber Gott sei Dank Gleichgültigkeit genug, um solche Subjekte über die Achsel anzusehen. —

Nach Heidelberg komme ich gewiß, aber leider Gottes erst zu Ostern 1829; ach! daß Du doch noch da wärest, um dann in diesem blühenden Paradiese mit Dir herumschwärmen zu können; die niedlichen Bilderchen, für die ich Dir herzlich danke, geben meinen Träumen Flügel, und ich war auf Augenblicke in meiner Heimat, im Neckartale. Hier habe ich ohnehin noch kein Kollegium besucht und ausschließlich in der Stille gearbeitet, d. h. Klavier gespielt, etliche Briefe und Jean Pauliaden geschrieben. Mit Deiner ausgebreiteten Korrespondenz wird es auch nicht absonderlich weit her sein; vergiß wenigstens die nicht, welche Dich herzlich lieb haben, nämlich mich.

In Familien hab' ich mich nicht eingenistet und fliehe überhaupt, ich weiß nicht warum, die erbärmlichen Menschen, komme nur wenig aus und bin manchmal so recht zerknirscht und gezerrt über die Winzigkeiten und Erbärmlichkeiten dieser egoistischen Welt. Ach! eine Welt ohne Menschen, was wär' sie? — ein unendlicher Friedhof — ein Totenschlaf ohne Träume — eine Natur ohne Blumen und ohne Frühling — ein toter Guckkasten ohne Figuren — und doch —! diese Welt mit Menschen, was ist sie? — dasselbe — ein ungeheurer Gottesacker eingesunkener Träume — ein Totenschlaf mit Blutträumen — ein Garten mit Zypressen und Tränenweiden — ein stummer Guckkasten mit weinenden Figuren. O Gott — das ist sie — ja!

Ob wir uns wiedersehen, wissen freilich nur die Götter; aber die Welt ist ja noch nicht so groß, als daß sie Menschen trennen

könnte, und vollends Freunde. Das Wiedersehen ist ja von jeher niemals so lang gewesen als die Trennung, und wir wollen nicht weinen, wenn wir verloren haben; denn allen Menschen hat von jeher das Schicksal mit seinen Riesenfäusten das Maul verstopft und nur die Herzen nicht, die sich in der Ferne wärmer lieben und heiliger achten, weil sie sich wie unsichtbar oder gestorben oder überirdisch betrachten . . .

Lebe denn wohl, geliebter Freund; Dein Leben möge nicht mehr Gewölke haben als zu einem schönen Abendhimmel nötig ist, und nicht mehr Regen, als zu einem Mondregenbogen, wenn Du abends auf den Bergruinen sitzest und entzückt in das Blütental und in den Sternenhimmel schaust. Vergiß aber auch dann nicht den fernen Freund, der recht zermalmt und unglücklich ist, und wünsche mir alles, was ich Dir aus der Ferne wünsche. Dein milder, menschlicher Genius flattre leicht über den Kot des Lebens, und Du selbst, bleibe, was Du bist und was Du warst — menschlich, menschlich . . .

Lebewohl! Dein Schumann.

An die Mutter

7.

Heidelberg, den 24. Mai 1829.

Nimm die Brille zur Hand, meine geliebte Mutter; denn das Porto ist jetzt teuer und ich muß klein, ganz klein schreiben.

Aus dem lustigen Anfange meines ersten Briefes an Dich siehst Du gleich, daß ich nichts weniger als traurig bin; und wahrlich, wer in meiner Fürstenstube, das alte, herrliche Bergschloß und die grünen Eichenberge vor sich, traurig sein wollte, beginge eine Todsünde gegen seine eigene Seele. Wenn ich Dich anders kenne, so ist es Dir bestimmt nicht unangenehm, einige Worte über meine kleine Reise aus meiner Brieftasche zu ziehen.

Die Reise von Leipzig nach Frankfurt war wie ein Flug durch hunderte von Frühlingshimmeln; auch entschädigte mich für Abspannung und Müdigkeit, die das Nachtfahren notwendig mit sich

bringt, eine ewig abwechselnde, heitre, gebildete Gesellschaft. Mit Wilibald Alexis [9]) war ich bald Freund, und wir blieben, bis er nach dem Norden, ich nach dem Süden wanderte, unzertrennlich. Eine andere merkwürdige Postwagen — person war ein preußischer Gesandtschaftssekretär R . . . ., der zum Bundestag nach Frankfurt abreiste. Kaum hatte ich mit ihm ein paar Worte gewechselt, so erzählte er mir ex abrupto von den Vorzügen seiner Frau in Berlin, und daß sein ganzes Glück und sein ganzes Leben auf dem seiner Frau ruhe, er zitierte ungebeten Gedichte und zeigte gemalte Miniaturporträts auf und von seiner Frau. Ich gestehe, daß mir so etwas in praxi noch nicht vorgekommen war; doch gefiel er mir, insofern in allen seinen Worten Geist und Edelsinn lag. — W. Alexis hatte nichts anderes zu tun, als diesen Charakter gleich in einen seiner neuen Romane zu verweben. Die andern Subjekte auf dieser Fahrt waren ein Frankfurter Handelsjude, der mir von Leder und anderen ledernen Sachen sprach, eine gute, alte Matrone, die viele Stücke auf dem Gothaischen Theater gesehen hatte, und zwei jüdische Franzosen, die ungemein viel Wein tranken und über nichts die ganze Nacht sich unterhalten konnten. Du kannst nicht leugnen, daß ich in dieser Schilderung ungemein viel Beobachtungsgabe an den Tag und zu Deinen Füßen gelegt habe.

Jetzt bekommt die Reise eine ganz andere Wendung: kaum waren wir in Hanau, so ging es rechts um die Ecke nach Frankfurt; der ganze Himmel freute sich über diese glückliche Wendung; denn er war rein, blau und unbewölkt, wie in dieser Minute mein Auge, und hat sich auch auf der ganzen Reise so wohlwollend erhalten. Jetzt geht es aus einem anderen Ton. Der liebliche Main zu unsern Füßen, mit leichten Kähnen und Schiffen auf dem spiegelreinen Nacken, begleitete uns geschwätzig bis nach Frankfurt — alle Bäume blühten reich und üppig, die hohen Fruchtfelder wogten hin und her, gelber Rübsamen wuchs zwischen ihnen — alle Frühlingsvögel flogen laut auf und alle sangen und freuten sich über meine baldige Ankunft in Frankfurt. Du verzeihst mir, wenn ich mich über Frankfurt nicht ganz auslasse, weil der Brief ein Folioband würde . . .

Wenn ich am gestrigen Tag eine poetische Wanderung machte, so macht' ich am 14. eine historische, antiquarische oder Kunstreise; gleich am Morgen überfiel mich eine außerordentliche Sehnsucht, Klavier zu spielen; ich ging getrost zum ersten besten Instrumentenhändler, gab mich für den Hofmeister eines jungen, englischen Lords aus, der sich einen Flügel kaufen wollte, und spielte so begafft und beklatscht, drei ganze Stunden lang; ich sagte, ich würde in zwei Tagen Antwort sagen, ob der Lord ihn kaufen würde; da war ich aber schon längst in Rüdesheim und trank Rüdesheimer. Es macht mir nichts mehr Vergnügen auf Reisen, als in fremden, alten Städten ziellos und ohne alle Führung durch alle Schlupfwinkel und Winkelzüge der Stadt herumzuziehen; W. Alexis hatte denselben Wunsch, und so pilgerten wir vier Stunden lang in den ältesten Teilen der Stadt herum. Wieviel mannigfaltiger, interessanter und poetischer ist ein solcher Bau, wo man mit jeder Minute auf eine andere Gegend der Stadt stößt, als so eine schnurgerade, gleichförmige, symmetrische, zwei Stunden lange und langweilige Straße in unserem Bausystem! Nachmittags waren wir zum Legationsrat Georg Düring gebeten, wo wir nur dessen (höchst interessante) Frau und die Frau des Ferdinand Ries,[10]) eine bild — bildschöne Engländerin, trafen. Wenn sie Englisch sprach, so klang es wie Engelsgelispel. Die Unterhaltung war meist französisch, was ich besser als W. Alexis sprach und dem alten Bodmer (Lehrer in Zwickau) im stillen zum erstenmal herzlich Dank wußte. Mit Düring gingen wir sodann in das Städelsche Museum, in Goethes Geburtshaus und in den Bethmannschen Garten. Ariadne auf Naxos! Dannecker! — — Denke Dir das schönste, höchste Ideal einer Frau, die stolz und leicht und mit dem Gefühl der eigenen Würde und Schönheit ein schäumendes Panthertier unter ihren Händen zähmt; der Panther scheint widerstehen zu wollen, aber er schmiegt sich sanft an ihren Händen auf, und sie blickt stolz und mit gehobenem Haupte zum Himmel. Wie schön ist das Sinnbild, daß die Schönheit alles, auch die wildeste Kraft, zähmt und fesselt! Der Marmor ist milchblau und der schönste kararische — sie steht in einem mit verschiedenen Vorhängen verdunkelten Gemache;

die Sonne schien gerade auf das blendende Rot, und der Marmor glänzte wie der durchsichtigste Schneehauch, auf dem eine himmlische Morgenröte sich abspiegelt. — Genug davon; beschreiben kann man so etwas gar nicht; nur sehen und nur fühlen . . .

. . . Sonnabends sahen wir uns in Wiesbaden um; ein Empfehlungsbrief des Gesandtschaftssekretärs Rohde hatte viel Wirkung; Wiesbaden liegt hübsch; aber die egalen, großen Marmorhäuser, Säle und Paläste lassen einen kalt; Alleen, Schlösser, Parks rc. sind mir höchst fatal, und die kleinen Frankfurter oder Nürnberger Häuser und Straßen sind mir am kleinen Finger lieber. Um 9 Uhr fuhren wir von Wiesbaden ab; ich drückte die Augen zu, um den ersten Anblick des alten, majestätischen Vater Rhein mit ganzer, voller, nüchterner Seele genießen zu können. — Und wie ich sie aufschlug, lag er vor mir, ruhig, still, ernst und stolz wie ein alter deutscher Gott, und mit ihm das ganze herrliche, blühende, grüne Rheingau mit seinen Bergen und Tälern und den ganzen Rebenparadiesen. In 6 Stunden kamen wir durch Hochheim, Erbach, Hattenheim, Markobrunnen, Geisenheim rc.

Um 5 Uhr kamen wir in Rüdesheim an; nach einigen nassen und massiven Erfrischungen bestiegen wir von Asmannshausen aus den herrlichen Niederwald mit der reichsten Aussicht in dem ganzen zauberischen Rheingau; mit den alten Rheinburgen, von denen man so viel in der Jugend träumt und hört, geht es einem wie mit allem; die erste staunt und gafft man an; man möchte jede besteigen rc. rc.: später fliegt man als an etwas Gewöhnlichem vorbei. Die schöne Ruine des Ehrenfels, die erste, die ich sah, blickte denn auch recht stolz auf mich und den Mäuseturm im Rheine, dessen Sage Du kennen wirst. Die Sonne ging königlich-stolz unter, und der Abend dämmerte ruhig herauf; am Ufer von Rüdesheim lagen Schiffe, auf denen es rege und lebendig war; die alten Väter saßen mit der Tabakspfeife auf Bänken an den Häusern hin; herrliche, wunderschöne Kinder spielten am Rhein fröhlich, so daß ich fast den Mondaufgang vergessen hätte. Es ward ruhiger und ruhiger. Ich ließ mir einen Schoppen Rüdesheimer geben; der alte Schiffer mit

seinem Mädchen führte mich zum Nachen — der Rhein war windstill, und der Mondäther ganz blau und klar. Rüdesheim spiegelte sich mit seinen dunkeln, römischen Ruinen in den Wellen, die der Mond zauberisch verklärte — darüber lag auf hohem Berge einsam die Rochuskapelle — wir fuhren hin und wieder — mein Herz war ganz erfüllt — der Spitz lag bei seinem Fischer und wedelte; ich rief seinen Namen ins Echo: Anker — Anker; Anker klang es wieder; dann rief ich Robert — ich ließ landen; der Mond glänzte silbern fort, und die ziehende Welle des Rheins drückte leise, leise dem Wandrer die Augen zum Schlummern zu . . .

Mittwoch den 20. Mai, früh Punkt 6 Uhr, stand ich denn ganz stolz und wohlbehalten auf dem Dampfboote Friedrich Wilhelm; die Gesellschaft war ziemlich ausgewählt; doch flüchtete ich mich aus dem Alltagsgeschwätze auf den dritten Platz zu alten, gedienten holländischen Soldaten und ließ mir von Schlachten und der bei Waterloo vorerzählen. Die Einrichtung des Dampfbootes ist wahrhaft fürstlich im Innern; der Wirrwarr auf dem Verdecke machte mir noch mehr Spaß, und könnt' ich zeichnen, so hätt' es eine hübsche Gruppe gegeben, wie hier zwei alte Krieger auf ihren Tornistern liegen und schlafen, dort zwei feine Studenten auf und ab gehen, hier zwei Damen sich halb totlachen wollen, dort rotgekleidete Matrosen das Feuer anschüren, dort ein Maler mit der Brille die Gegenden abreißt, hier ein Engländer wütende Gesichter schneidet und die Vatermörder über die Ohren zerrt, dort ein Koch mit seiner weißen Mütze und rohen Beefsteaks in der Hand vor lauter Geschäften nicht weiß wo aus und wo hin, hier ich selber sitze und Gedichte mache, nebenbei beobachte, dort ein galanter Marqueur gesprungen kommt und mir ein Glas Rüdesheimer bringt 2c. 2c. Die innere Einrichtung ist nicht minder reich; seidene Ottomanen, alles von Mahagoni und bronziert, rotseidene Vorhänge, große Spiegelfenster, die allervortrefflichsten Appartements, alle Zeitungen, die feinste Table d'hôte, die feinsten Weine, Schachspiele, ein Billard; denn die Schwankung des Schiffes ist so gering, daß sich kein Ball bewegt und daß man in den inneren Zimmern gar keine Bewegung spürt; — kurz alles, was Geist und

Körper zu ihrer Bequemlichkeit verlangen. Willst Du mehr? Und doch sehnt' ich mich aufs Verdeck; ich setzte mich im bloßen Kopfe an die vorderste Spitze, trank eine Tasse Kaffee, rauchte gute Zigarren, die mir ein Engländer verehrte; so saß ich einsam den ganzen Nachmittag, und ich hatte meine Freude an dem wilden Sturm, der mein Haar durchwühlte, daß ich ein Lobgedicht auf den Nordostwind produzierte, das bei Gott nicht schlecht ausgefallen ist. Die Leute hielten mich für einen Sonderling, und ein Matrose sagte: ich würde ein vortrefflicher Matrose geworden sein, weil ich den Sturm im bloßen Kopfe aushalten könnte.

Mainz mit seinen herrlichen roten Türmen und mit Hunderten von Schiffen an der Hand glänzte prächtig und stolz durch die Bäume. Um 7 Uhr abends war ich da und aß zum ersten Male auf der ganzen Reise in dem Gasthof zu den drei Reichskronen unter aller Kritik miserabel. Dann strich ich auf und ab durch die Gassen und die Kirchen. Abends rechnete ich meine Kasse nach, und ich merkte zu meinem großen, aber vorher gewußten Erstaunen, daß ich durchaus nicht mehr als 3 fl. zu addieren hatte. Ich schlief also gar nicht ohne Sorgen ein.

Am andern Morgen, Donnerstags den 21. Mai, setzt' ich mich in einen erbärmlichen Lohnwagen; zum Glücke traf ich einen angenehmen Gesellschafter in einem alten, jovialen, schnurrbärtigen Claurenschen Major, der Adjutant des Joachim Murat war, sich 14 Jahre in Neapel und Spanien aufgehalten hatte, mit Murat zum Tode verurteilt, aber wieder freigesprochen war. Natürlich ließ ich ihn gern das Wort führen. Ich sah von Mainz aus bis Heidelberg kein einziges schönes Gesicht. In Worms mittagsstückten wir, sahen uns den Dom und die lutherische Kirche an, in der Luther sein Glaubensbekenntnis abgelegt hatte; wir fragten den Führer: wie lange die Kirche stünde? 120 Jahre antwortete er. Wir lachten. Mein Lachen war gerade nicht das fröhlichste, wenn meine Hand zufällig an der Westentasche vorbeiglitt. Leider verließ mich der brave Major schon vor Mannheim, wo ich gegen 4 Uhr ankam. Fahren konnte ich aus bewußten Gründen nicht, und so schickte ich mich gern

zur Fußwanderung an, da ich einen stürmischen Abend und einen herrlichen Sonnenuntergang wahrnahm. In Mannheim hielt ich mich also nicht auf. Auf diesem Wege sah ich denselben Wegweiser, auf welchem Sand auf dem Bilde, das auf dem Saale bei uns hängt, stillsteht und sinnt. Was ich voraussah, erfolgte: der Abend war schön-stürmend, und die Sonne ging purpurn wie ein Gott hinter das schwarze Gewölk. Abends gegen 9 Uhr kam ich mit einem gemischten Gefühl von Freude und Wehmut in meinem ersehnten Heidelberg an.

Und so will ich denn, meine teure Mutter, um dies kleine, aber recht schöne Bildchen aus meiner Lebensreise den Rahmen legen und schließen. In meinem nächsten Briefe erhältst Du eine ausführliche Beschreibung des freundlichen Heidelberger Lebens, in das mich der noch freundlichere Rosen einführte. Nimm diese erste Gabe so freundlich und liebend auf, wie ich sie niederschrieb.

Dein Robert.

8.

Heidelberg, den 17. Juli 1829.

... Ich bin getröstet, obgleich nicht genug, daß es mit dem guten Julius [11]) wenigstens leidlich geht; in jedem Briefe von Dir hoff' ich auf eine stufenweise Steigerung des „Leidlich“ bis zum „Gut“. Der Mensch ist im Unglück viel unglücklicher als im Glücke glücklich, und nur der Kranke fühlt den Wert der Gesundheit tiefer als der Gesunde selbst; und das ist doppelt schmerzlich ... Was mich anbetrifft, so bin ich heiter, ja manchmal recht glücklich: ich bin fleißig und ordentlich; das Jus schmeckt mir bei Thibaut und Mittermayer exzellent, und ich fühle jetzt erst die wahre Würde der Jurisprudenz, wie sie alle heiligen Interessen der Menschheit fördert. Und Gott! dieser Leipziger Professor, der wie ein Automat auf seiner Jakobsleiter zum Ordinariat dastand und geist- und wortarm seine Paragraphen phlegmatisch ablas — und dieser Thibaut, der, obgleich noch einmal so alt wie jener, von Leben, Geist überfließt und kaum Zeit und Worte genug hat, seine Ideen auszusprechen. Das Leben ist angenehm und freundlich, obgleich nicht so großartig, großstädtisch und

mannigfaltig wie das Leipziger, das seine guten und schlechten Seiten für den Jüngling hat. Dies ist auch das einzige, was ich hier manchmal vermisse. Den Heidelberger Studenten stellt man sich auch ganz falsch vor; er ist der ruhigste, etwas feine und kalt-zeremonielle Student, der den guten und eleganten Anstand oft affektiert, weil er seiner noch nicht mächtig sein kann. Der Student ist die erste und angesehenste Person in und um Heidelberg, welches einzig von ihm allein lebt; die Bürger und Philister sind natürlich übertrieben höflich. Ich halte es für einen jungen Menschen, zumal für einen Studenten, nicht gut, wenn er in eine Stadt eintritt, wo der Student einzig und allein herrscht und blüht. Nur durch Unterdrückung entwickelt sich der starke Jüngling fest und frei, und das ewige Herumschlendern mit Studenten und wieder Studenten tut der Vielseitigkeit des Denkens und in der Folge dem praktischen Leben ungeheuren Schaden. Dies ist ein großer Vorzug Leipzigs vor Heidelberg, wie überhaupt aller großen Städte vor kleinen. Es ist sehr gut, daß ich schon mit abgekühlterem Blute alles schätzen und würdigen kann; jedenfalls würd' ich meinen künftigen Sohn ein Jahr nach Heidelberg und drei Jahre nach Leipzig schicken. Umgekehrt hat Heidelberg den Vorzug, daß der Studierende durch die große, lyrische Natur von sinnlichen und geistigen (Wein-) Genüssen und Getränken viel abgezogen wird; drum ist auch der hiesige Stndent zehnmal solider als der Leipziger.

Und doch, mein freundliches Heidelberg, bist du so schön und idyllisch-unschuldig; wenn ich den Rhein mit seinen Bergen der männlichen Schönheit vergleichen könnte, so das Neckartal der weiblichen; dort ist alles in starken, festen Ketten, altdeutschen Akkorden; hier alles in einer sanften, singenden, provenzalischen Tonart. Auf beifolgenden Miniaturansichten werd' ich bestimmt in Deiner Seele manchmal stehen: aus den schönsten kannst Du Dir ungefähr denken, wo der ferne Robert am liebsten sitzt und lauscht und sinnt und nichts denkt oder an Zwickau und an Dich, Julius, Eduard und alle . . .

Die Musik liegt natürlich hier sehr darnieder; an einen ordentlichen Klavierspieler ist gar nicht zu denken; ich bin als solcher schon sehr bekannt, habe mich aber noch in keine Familie eingenistet, was

besser für den Winter paßt und da leicht und angenehm ist, da doch auch hier Mädchen sind, die die Cour geschnitten haben wollen. So ist es auch etwas ganz Gewöhnliches, daß man Dutzende von Studenten als Bräutigame herumlaufen sieht, und mit Einwilligung der Eltern; natürlich, die sentimentalen Mädchenherzen wollen auch lieben und heiraten, sehen aber niemanden als Studenten — und so sind Verlobungen an der Tagesordnung. Um mich brauchst Du keine Angst zu haben; kannst es auch schon daraus abnehmen, daß ich Dir dies alles so offen als wahr schreibe. —

Ich selbst habe das Klavier viel vernachlässigt, will es aber im Winter hoffentlich nachtragen, wie man denn überhaupt im Sommer lieber phantasiert, im Winter lieber studiert . . .

9.

Meine gute, herzinnig geliebte Mutter!

Heidelberg, den 3. August 1829.

In dieser Minute traf mich Dein Brief im Bette und riß mich aus diesem und aus meinen ganzen Träumen und Himmeln — ich las, — ich las — ich glaubte gar nicht, daß er von Dir wäre, bis ich es an der Herzlichkeit merkte, die ihn recht mütterlich durchweht. Die ganze Sache ist diese: die Ferien sind keine von mir gemachten, es sind die gewöhnlichen Michaelisferien, die der akademische Senat mit Fleiß hier eher angehen läßt, damit der Student die Schweiz und Oberitalien sehen kann. In Leipzig dauern sie sechs Wochen, hier acht Wochen, daß ich also kein einziges Kollegium versäume. Du wirst den Brief erhalten haben, wo ich Dir alles näher auseinandersetzte. Ich spreche jetzt ziemlich gut französisch und italienisch, was ich mit Semmel treibe, und ich will mich auf dieser Reise in beiden Sprachen recht firm und fest machen, was unendlich wohlfeiler ist als ein Jahr Stunden, in denen ich nicht diesen praktischen Nutzen mir verschaffte; zweitens bleibt kein einziger Student während der Universitätsferien in Heidelberg. Die Schweiz ist zwölf Meilen von hier, und Italien von da nicht viel weiter — wieviel Leipziger Studenten

machen nicht dieselbe Reise und versäumen keine Stunde ihrer Kollegien — und ich, der ich 60 Meilen näher bin und acht Wochen Zeit habe, sollte sie nicht machen! Und höre nur die süßen Worte: Domo d'Ossola, Arona, Lago maggiore, Milano, Brescia, Verona, Padua, Venezia; ich bin gewiß, daß Du mir gern wieder die Hand zur Freundschaft gibst und sprichst: „Guter Robert, ein junger Mensch wie Du muß reisen, und seine körperlichen Flügel etwas abschneiden und rundreiben, damit er mit seinen geistigen besser schweben kann; kostet es auch Geld, Du siehst auch da eine ganz neue Welt mit ganz anderen Menschen, Du lernst Italienisch und Französisch, und vieles ist viel Geld wert" 2c. 2c. . . .

Wenn Du kannst, so schreibe mir ja noch einmal, meine geliebte Mutter, und recht innig und so gehoben wie im vorigen Briefe. Ein paar Dukaten als Reisenachhut nehm' ich auch nicht übel. Der Himmel und Eduard gebe, daß Du meinen nächsten Brief aus Mailand erhältst; ganze Bücher sollst Du über diese Reise erhalten, damit Du Dir die langen, lästigen Winterabende etwas verkürzen kannst . . .

10.

Bern, den 31. August 1829.

. . . Mein Brief aus Basel wird in Zwickau angekommen sein; hing da der Himmel meines Herzens schon voll Geigen, so bin ich jetzt vollends in allen 99. Das Dichterauge ist das schönste und reichste; ich nehme nicht die Objekte, wie sie sind, sondern eben, wie ich sie subjektiv in mir auffasse, und so lebt man leichter und freier; z. B. ich habe seit vier Tagen hundeschlechtes Wetter gehabt, und der Himmel verhüllte mir seine Alpen und seine Gletscher recht bitter und zürnend — je beschränkter die Welt von außen ist, desto größer wächst sie durch die Phantasie im Innern, und so malt' ich mir denn alle verfinsterten Alpen vielleicht schöner und höher aus. Freilich wär' es auf diese Art besser, wenn man in seiner Stube sitzen bliebe, die Nase in das Buch steckte und Alpen Alpen sein ließ; doch schreckt mich diese Antwort nicht, da auf meine Duplik dann der Reiz der Entfernung und der Gegenwart auf alten klassischen Bergen ist

und dies Gefühl schon hundert andere poetisch erregt, das Praktische und Massive des Reisens gar nicht eingerechnet.

Nach dieser etwas gelehrten Abhandlung will ich in kurzen Hogarthisch-Tizianischen Strichen meinen Brief aus Basel fortsetzen. Das Wetter war am Morgen rein und gut — die Engländer, mit denen ich fuhr, konnten wenig begreifen, warum ich den wenig bequemen Sitz auf dem Kutscherbock wählte. — Du wirst es begreifen; mit einer jungen trauernden Witwe aus Havre de Grace wechselte ich einige fliegende Worte vom Bock in den Wagen hinein, die mit fliegenden, wenig trauernden Blicken erwidert wurden. Du siehst, ich bin offen wie ein Kind. Von der Fülle und Anmut der Triften und Wiesen kann ich Dir wenig Anschauliches geben; der Rhein zog mit mir fort, und auf der anderen Seite grüne, kräftige, liebliche Berge, wie die Alpen hier überhaupt noch lächelnde Kinder waren, während sie jetzt zu lächelnden Greisen angewachsen sind. In Baden, einem Bade, nicht in Baden-Baden in Baden, übernachtete ich; das muntere Leben in Bädern fand ich auch hier wieder; ich traf viel Deutsche — übrigens ein sehr seltener Fall —, es kam Musik und natürlich wurde — getanzt. Die trauernde Witwe flog, als lebte wirklich ihr Mann noch. — — — — — — — — — Von Zürich ging ich zu Fuß über den Albis nach Zug. Ich wünschte, Du nähmest bei allen meinen Berichten eine Karte zur Hand, damit Du mir gleichsam nachreisen könntest. Diese Fußwanderung war herrlich und wegen der ewigen, schönen Abwechslung nicht ermüdend; ich wandelte allein die Straße fort, das Ränzchen auf meinem Buckel, schwang meinen Alpenstock in die Alpenlüfte, blieb alle Minuten stehen und kehrte mich um, um mir alle herrlichen Schweizerparadiese recht fest einzuprägen. Der Mensch ist nicht so unglücklich, wie er denkt; er hat sein Herz, das sein schönstes Echo in der Natur findet. Wie eine Gazelle hüpft' ich den Albis herab, und wie all die Riesen, die laub- und eisbedeckten, und die Seen mit den dunkelgrünen Pfauenflügeln sich erhoben, und Herden an den Bergen hüpften, und Dorf- und Herdenglocken von den Bergen herabtönten, da ward ich recht still und stumm und zog nur langsam fort, die Augen an die Berge fest geheftet.

O! erlaß mir die Beschreibung für jetzt, wie ich auf den Rigi sprang, und wie ich meilenhoch über der Erde stand, und wie die Sonne sank, und wie ich sie wieder steigen sah, und wie die fremdesten Menschen so traulich wie Geschwister nebeneinander standen, und wie ich selbst einer schönen Engländerin schöne Blicke abgewann, und wie die ganze Schweiz vor mir ruhte, still und groß wie ihre Vorzeit . . .

Umgekehrt von der optischen Welt, so wird in der Ferne der Vergangenheit und Erinnerung alles sicherer, klarer, fester; der Enthusiasmus wird feurige, heitre, griechische Ruhe und das Malen reiner, besonnener, Goethischer. Drum zittre vor der späteren Beschreibung, durch deren Wortlabyrinthe Du Dich noch durcharbeiten mußt. Morgen will ich fort von hier über die Gemmi nach dem Lago maggiore; in fünf bis sechs Tagen hoff' ich in Mailand zu sein . . .

11.

An seine Schwägerin Therese Schumann.

Brescia, den 16. September 1829.

Eben sah ich eine bildschöne Italienerin, die Dir etwas ähnlich war, da dacht' ich an Dich und schreibe an Dich, meine teure Therese! Könnt' ich Dir nur so recht alles malen, den tiefblauen Himmel Italiens, das quellende, sprudelnde Grün der Erde, die Aprikosen-, Zitronen-, Hanf-, Seide- und Tabakwälder, die ganzen Blumenmatten (?) voll wogender Schmetterlinge und wogender Zephiretten, die fernen, charakterfesten, deutschen, nervigen und — eckigen Alpen, und dann die großen, schönen, feurig-schmachtenden Augen der Italienerinnen, fast so wie Deine, wenn Du von etwas entzückt bist, und dann das ganze tolle, bewegsame, lebendige Leben, welches sich bewegt und nicht bewegt wird, und dann mich, wenn ich fast mein teures, mir so fest an die Brust gewachsenes Deutschland über das lyrische Italien vergesse, und wenn ich sehr deutsch und sentimental in die runde, üppige Baumfülle hineinschaue oder in die Sonne, die untergeht, oder in die vaterländischen Alpen, die noch vom letzten Kuß der Sonne rot sind und glühen und sterben und dann kalt,

wie gestorbene große Menschen dastehen — — ach! könnt' ich Dir das alles malen, Du hättest wahrlich noch einmal so viel Porto zu bezahlen, so dick und voluminös würde mein Brief . . .

Gestern reist' ich bei herrlichem Wetter aus Mailand fort, wo ich mich 6 Tage lang herumgesiehlt hatte, obgleich ich nur 2 Tage dableiben wollte. Der Gründe hatte ich viele: 1. den besten, daß es mir im ganzen gefiel, 2. des Besonderen wegen, z. B. des Domes, des Palazzo reale, des Escalier conduisant au Belvedere im Hotel Reichmann, auch einer schönen Engländerin wegen, die sich weniger in mich als in mein Klavierspiel verliebt zu haben schien; denn die Engländerinnen lieben alle mit dem Kopfe, d. h. sie lieben Brutusse oder Lord Byrons, oder Mozarte und Raffaele, weniger die äußere Schönheit, wie Apollos oder Adonisse, wenn nicht der Geist schön ist; die Italienerinnen machen es umgekehrt und lieben allein mit dem Herzen; die Deutschen vereinigen beides oder lieben auch nur einen Reiter, einen Tänzer oder einen Reichen, der sie bald heiratet, übrigens sans comparaison, bitt' ich, und nicht persönlich zu nehmen. Ein dritter Grund war ein Graf S. aus Innsbruck, mit dem, obgleich er 14 Jahre älter ist als ich, ich mich recht geistig verbunden hatte, so viel hatten wir uns immer mitzuteilen und zu kohlen und zu plaudern, und so sehr gefielen wir uns gegenseitig, schien es. Er gab mir einen reinen, erquickenden Beweis, daß es nicht lauter Lumpludel und Affen auf der Welt gibt, obgleich er nicht gut hörte, etwas bucklig ging und immer erschreckliche Gesichter schnitt, nicht über die Menschheit, als mehr über die Menschen.

Wäre die ganze italienische Sprache nicht eine ewige Musik (der Graf nannte sie gut einen lang ausgehaltenen A-moll-Akkord), ich würde keine gescheite hören (vgl. Brief 13).

Mit meinem Italienisch komm' ich wirklich gut aus und durch; sonst ist das Prellen der Fremden in Italien sehr an der Tagesordnung. Auch geb' ich mich überall für einen Prussiano aus, was mir viel hilft, da es das angesehenste Volk ist; schlimm ist es freilich, wenn man sein Vaterland verleugnen muß; doch ist der Pfiff gut, da er niemandem etwas schadet und mir hilft . . .

12.

An seine Schwägerin Rosalie Schumann in Schneeberg.

Mailand, den 5. Oktober 1829.

So verfährt das Geschick mit dem Menschen, meine geliebte Rosalie! Schon vor acht Tagen wollt' ich und sollt' ich in Innsbruck sein, und da kleb' ich zum zweitenmal in Mailand fest. Viel zu schreiben ist mir heute unmöglich, aus dem einzigen Grunde, weil ich wenig Lust spüre, Dich und mich zu langweilen. Drum kurz und bündig meine ganze Leidensgeschichte in sieben Kapiteln, von meinem Befinden in Venedig an bis auf heute. Mein Brief an Emilien von Venedig wird hoffentlich in Euren Händen sein. Also: —

Erstes Kapitel der Leidensgeschichte. Ein schöner Abend rief mich ans Meer hinaus, ich nahm eine venezianische Gondel, fuhr weit, weit hinaus — Gott weiß, ich war schon so viel gefahren; aber ich bekam auf der Rückkehr Anfälle von Seekrankheit.

Zweites Kapitel, bestehend aus Bauchschmerzen, Magendrücken, Kopfweh-Erbrechen, Diarrhöe, Übelbefinden, — ein lebendiger, nagender Tod. —

Drittes. Aus Angst nahm ich einen Arzt, der mich wirklich in so vieler Zeit kurierte, in der ich mir selbst geholfen hätte, nämlich in drei Tagen. Dafür verlangte er aber auch einen Napoleondor, den ich ihm gutmütig gab.

Viertes. Nach näherer Untersuchung des Geldbeutels fand es sich, daß es, obgleich nach meinem alten System alles möglich ist, in diesem Falle unmöglich war, nach Deutschland zurückzukommen. Ich beschloß daher etwas anderes: was erst im sechsten Kapitel kommt.

Fünftes. Mitten in dieser Geldbeutel- und anderer Verlegenheit traf mich eine schändliche Prellerei, wo ich diesmal den Geprellten spielen mußte. Ein Kaufmann, mit dem ich von Brescia aus gereist war, ging mir durch die Lappen mit einem Napoleondor, so daß noch kaum genug übrig blieb, meine Wohnung in Venedig zu bezahlen.

Sechstes. Tragischer Kampf des Guten und Bösen in mir — ob ich nämlich die Uhr, die mir einmal die Mutter geschenkt hatte, verkaufen soll oder nicht. Der gute Genius erwacht in mir, und ich mache lieber eine Reise von dreißig Meilen noch einmal, um dies nicht zu tun.

Siebentes und letztes Kapitel. Nun sitz' ich mit traurigem, phlegmatischem Gesicht auf der Eilpost in eine Ecke geknutscht und denke daran, wie glücklich doch die Studenten sind, die jetzt — bei ihren Schwägerinnen sitzen. — Es war eine fatale Laune, ein Anfall von Heimweh. Dann dacht' ich mir Zwickau so hübsch, wenn es so am Abend von der Sonne getragen einstirbt, und die Menschen auf Bänken vor den Häusern sitzen, und die Kinder spielen oder im fließenden Bergwasser herumwaten, wie ich sonst — und so mehreres . . .

Dies, meine geliebte Rosalie, sind die Annehmlichkeiten des Reisens in Italien. Wie wohl es mir war, als ich in Mailand im Reichmannschen Hotel wieder einmal deutsch reden hörte, kannst Du glauben. Meine erste Bitte in Mailand war die um Geld bei Reichmann, der mir es bei meinem ersten Hiersein schon angeboten hatte; — ohne nach meinen oder nach meinen Familienumständen zu fragen, gab er mir im Augenblick 16 Napoleondors, ohne alle Interessen 2c. 2c. — Das ist doch wieder einmal ein guter Deutscher.

So hast Du denn, geliebte Schumannsche Familie, auf einer Seite alle meine Leiden beschrieben, vor denen Euch Gott bewahren möge; habe aber, liebe Familie, nunmehr nichts weniger als Besorgnis um deinen gedrückten Verwandten, obgleich er noch verdammte Berge zu ersteigen hat, ehe er sein Deutschland wieder sieht . . .

13.

Brief an Friedrich Wieck[12])

Heidelberg, den 6. November 1829.

Eben legt' ich das A-moll-Konzert von Hummel weg, mein verehrter Lehrer, und schnell ließ ich die Rouleau herunter, zündete mir eine Zigarre an, rückte den Tisch näher an den Stuhl, drückte den Kopf recht

fest in die Hand, und wie ein Blitz stand ich auf einmal an der Ecke der Reichsstraße [Wiecks Leipziger Wohnung], hatte Noten unterm Arme und wollte in die Klavierstunde gehen. Ach! was bin ich doch aus Ihrem Leipzig weggegangen, wo mir der ganze Olymp der Tonkunst so herrlich aufgeschlossen wurde, und wo Sie mir als Priester drinnen standen und dem geblendeten Lehrling leise und mächtig den Schleier von den Augen nahmen! Wie ich es mir dachte, so traf es ein — im ganzen ist hier viel Liebe für die Musik, aber wenig Talent, hin und wieder eine altväterische Kunstkritik, aber wenig aktive Genialität. — Sie wissen, ich mag die absolute Theorie wenig leiden, und so hab' ich still für mich hingelebt, viel phantasiert und wenig von Noten gespielt, manche Sinfonie angefangen und nichts vollendet, hier und da zwischen römische Rechtsinstitute und Pandekten einen Schubertschen Walzer eingeschoben, das Trio mir oft im Traum hingenudelt und manchmal an die göttliche Stunde gedacht, die es mir bei Ihnen zuerst brachte — und so hab' ich, wie ich glaube, weder große Rückschritte noch Fortschritte gemacht, was freilich so viel wie Stillstand wäre — doch fühl' ich, daß mein Anschlag im Forte viel reicher und im Piano viel freier und schwungvoller geworden ist, an Fertigkeit und Präzision mag ich jedoch verloren haben. Ohne mich im geringsten zu überschätzen, so bin ich mir meiner Überlegenheit über alle Heidelberger Klavierspieler recht gut und bescheiden bewußt . . .

Ich studiere jetzt den letzten Satz der Hummelschen Fis-moll-Sonate ein, ein wahrhaft großes, episches Titanenwerk und das Gemälde eines ungeheuren, ringenden, resignierten Geistes. Dies soll das einzige sein, was ich Ihnen zu Ostern vorspielen will und zugleich ein Maßstab für Ihre Kritik über meine Fortbildung. — Gegen Thibaut bildet sich eine Opposition, in der ich auch mit figuriere; Sie glauben kaum, was ich bei ihm für herrliche, reine, edle Stunden verlebt habe und wie sehr seine Einseitigkeit und wahrhaft pedantische Ansicht über Musik bei dieser unendlichen Vielseitigkeit in der Jurisprudenz und bei diesem belebenden, entzündenden und zermalmenden Geiste schmerzt. —

Vor vierzehn Tagen kehrte ich um einige Napoleons ärmer,

aber desto reicher an Weltkenntnis und im inneren Herzen voll hoher, heiliger Erinnerungen von einer Reise aus der Schweiz und Italien zurück. Sie haben, bei Gott! noch keine Ansicht von italienischer Musik, die man nur unter dem Himmel hören muß, der sie hervorlockte — unter dem italienischen. Wie oft habe ich im Theater della Scala in Mailand an Sie gedacht, und wie war ich von — Rossini oder vielmehr von der Pasta [13]) entzückt, der ich kein Beiwort geben will, aus Ehrfurcht und fast aus Anbetung. Ich habe im Leipziger Konzertsaale manchmal vor Entzückung wie zusammengeschauert und den Genius der Tonkunst gefürchtet — aber in Italien lernte ich ihn auch lieben, und es gibt nur einen Abend in meinem Leben, wo mir es war, als stünde Gott vor mir, und er ließe mich offen und leise auf einige Augenblicke in sein Angesicht sehen — und der war in Mailand, wie ich die Pasta hörte und — — Rossini. Lächeln Sie nicht, Verehrter, — aber es ist wahr. — Dies war auch das einzige, was ich von Tonkunstgenüssen in Italien hörte; sonst ist die Musik in Italien fast kaum anzuhören, und Sie haben keine Idee von der Liederlichkeit und dem Feuer zugleich, mit dem alles heruntergefidelt wird . . .

Schubert ist noch immer mein „einziger Schubert", [14]) zumal da er alles mit meinem „einzigen Jean Paul" gemein hat; wenn ich Sch. spiele, so ist mir's, als les' ich einen komponierten Roman Jean Pauls . . . Es gibt überhaupt, außer der Schubertschen, keine Musik, die so psychologisch merkwürdig wäre in dem Ideengang und Verbindung und in den scheinbar logischen Sprüngen, und wie wenige haben so wie er eine einzige Individualität einer solchen unter sich verschiedenen Masse von Tongemälden aufdrücken können, und die wenigsten so viel für sich und für ihr eigenes Herz geschrieben. Was andern ein Tagebuch ist, in dem sie ihre momentanen Gefühle 2c. niederlegen, das war Schuberten so recht eigentlich das Notenblatt, dem er jede seiner Launen anvertraute, und seine ganz durch und durch musikalische Seele schrieb Noten, wenn andere Worte nehmen — nach meinem einfältigen Urteile. — Schon seit Jahren fing ich eine Ästhetik der Tonkunst an, die ziemlich weit gediehen war, fühlte

hernach aber recht wohl, daß es mir an eigentlichem Urteil und noch mehr an Objektivität fehlte, so daß ich hier und da fand, was andere vermißten, und umgekehrt. — Aber wüßten Sie, wie es in mir drängt und treibt und wie ich in meinen Sinfonien schon bis zu op. 100 gekommen sein könnte, hätte ich sie aufgeschrieben, und wie ich mich so eigentlich im ganzen Orchester so recht wohl befinde, auch die Feinde gegenüberstellen könnte und sie führte und bändigte, einengte und zurücktrieb. Ich bin wenig stolz, weniger aus Grundsätzen als aus Umständen (denn vor manchen Menschen, die ihn verdienen, affektier' ich einen), aber ich bin manchmal so voll von lauter Musik und so recht überfüllt von nichts als Tönen, daß mir es eben nicht möglich ist, etwas niederzuschrieben, und daß ich in solcher Laune so vermessen sein könnte, einem Kunstkritiker, der mir sagte: „ich möchte nicht schreiben, denn ich prästiere nichts", offen ins Gesicht lachen und ihm sagen könnte: er verstünd' es nicht. Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit, die eigentlich keine ist. — Jetzt Bitten und nichts als Bitten! Die erste und innigste ist: „Antworten Sie mir", und die zweite und noch innigere die: „Und recht bald". Bei Gott! Ihre Briefe sind mir das hier, was die Konzerte in Leipzig, die ich vermissen muß. — Paganini [15]) haben Sie in Leipzig gehabt und dazu viermal gehört! Nein! das Viermal, Viermal könnte mich zu Verzweiflung bringen . . .

An die Mutter

14.

Heidelberg, am 24. Februar 1830.

. . . Thibaut ist ein herrlicher, göttlicher Mann, bei dem ich meine genußreichsten Stunden verlebe. Wenn er so ein Händelsches Oratorium bei sich singen läßt (jeden Donnerstag sind über 70 Sänger da) und so begeistert am Klavier akkompagniert und dann am Ende zwei große Tränen aus den schönen, großen Augen rollen, über denen ein schönes, silberweißes Haar steht, und dann so entzückt und heiter zu mir kommt und die Hand drückt und kein Wort spricht vor lauter Herz und Empfindung, so weiß ich oft nicht, wie ich Lump zu der Ehre komme,

in einem solchen heiligen Hause zu sein und zu hören. Du hast kaum einen Begriff von seinem Witz, Scharfsinn, seiner Empfindung, dem reinen Kunstsinn, der Liebenswürdigkeit, ungeheuren Beredsamkeit, Umsicht in allem . . .

Aus allem siehst du, meine teure Mutter, daß mein Aufenthalt in Heidelberg angenehm, edel, heiter und vielseitig ist und daß ein längerer alle diese Beiwörter nur in höheren Graden potenzieren würde. Dies bringt mich nun auf das, was eigentlich die Ursache meines langen, furchtsamen Schweigens war. Auch Julius' Brief führte mich darauf hin; er schreibt mir: „Auf keinen Fall wirst Du schon zu Ostern kommen, sondern wenigstens bis Michaelis in Heidelberg bleiben, sonst wäre es ja kaum der Mühe wert gewesen, die nicht kleine Reise dahin zu machen, um einige Monate Kollegien zu hören. Überleg' es Dir ja genau, eh' Du Dich bestimmst, Heidelberg zu verlassen; denn wenn Du einmal dort weg bist, kommst Du wohl nicht so bald wieder hin. Auch lernst Du im juristischen Fache auf jeden Fall mehr und angenehmer in H. als in dem an Juristen so armen Leipzig." So schreibt der gute Julius, dem ich für seinen ganzen, liebevollen Brief, sowie für Emiliens pikanten französischen, die Hand brüderlich drücke. Also kurz und ohne viel Worte und mit allen von mir erwogenen Gründen zur Bitte. Bist Du böse, wenn ich aus der ganzjährigen Trennung eine anderthalbjährige mache? — — Vor allem gib mir sobald als möglich Antwort, da ich schon seit vier Wochen auf die Erfüllung meiner Bitte im stillen rechnete und weil dann bis zur Reise nach Zwickau wenig Zeit mehr übrig und vieles und sehr vieles zu tun, vorzubereiten und zu bezahlen wäre. Das einzige, was einem längeren Aufenthalte in Heidelberg entgegen wäre, wäre das ewige, ekelhafte — Geld, da es mich gerade noch einmal soviel kosten würde. Doch weiß ich nicht — ich steh' in der schönsten Jugend, bin nicht ganz arm, habe auf edle Genüsse und Augenblicke hier zu hoffen, habe herrliche Freunde und tüchtige Männer zu Freunden — was soll ich wegen 200 fl. mir eine glückliche Hoffnung und eine Gegenwart zerstören?

Ich habe ernsthaft über die Sache gesprochen, da sie es selbst

ist: gib mir, gute Mutter, Deine Gründe an, und Du hast keine Gegengründe zu erwarten. So groß vielleicht die Sehnsucht in mir ist, Euch bald zu sehen, so weiß ich nicht, ob nicht eine längere Trennung vielmehr Sehnsucht und Liebe erhebt und verklärt, da doch die eigentliche, rechte Liebe weniger in der abgeschlossenen Form als im Geist und in der Idee ruht. Will man einen Menschen recht lieben lernen, so schickt ihn zehn Jahre in die Fremde, und ihr werdet sehen, wie geläutert und klar das Herz liebt. — Also bitte, gute Mutter, schreibe oder laß schreiben und gib mir Dein Liebesja und den Trauring zu Heidelberg, der diesmal kein Trauerring wird . . .

Zu etwas Bitterem — zu meinem Geldbeutel.[16]) Schlecht steht's mit ihm, und ich habe bei Gott Schulden. Ich wollt', ich könnte Dir die Schneider- und Schusterrechnungen allein im Original vorlegen. Der Schneider hat schon 90 fl. seit Ostern von mir bekommen und 55 bin ich noch schuldig. Der Mantel kostet 85 fl., zwei paar schwarze Hosen 36 fl. Übrigens hab' ich mir den blauen Frack und den schwarzen Rock wenden lassen, Reisehosen und Westen gebraucht, die andern Ausbesserungen nicht mitgerechnet; beim Schuster sieht's nicht viel besser aus: ein Paar Alpenschuhe wälzen sich über etliche paar Stiefel, ein Paar Schuhe über etliche Vorschuhungen und Besohlungen, daß es ein Jammer ist. Außerdem ess' ich, trink' ich, spiele Klavier, rauche, fahre, obgleich selten, einmal nach Mannheim, geh' in die Kollegien, brauche Bücher und Musikalien, was einem alles schweres, schweres Geld kostet. Die verdammten Familienmaskenbälle, die Trinkgelder, das Abonnement ins Museum und die Zigarren, die Zigarren — der Klavierstimmer — die Waschfrau — der Stiefelwichser — die Lichter — die Seife — die guten Freunde, die manchmal ein erbärmlich Glas Bier haben wollen — der Museumsdiener, der mir die Zeitungen bringt — nein! ich könnt' in Verzweiflung geraten, wenn ich nicht schon drinnen wäre. Seit vier Wochen hab' ich keinen Kreuzer in der Tasche; leise, geheimnisvolle Deutungen, Mahnungen und Blicke auf den Gassen fehlen auch nicht, obgleich mich bis jetzt erst einer direkt, aber höchst freundschaftlich gemahnt hat (die Studenten sagen: getreten, was bezeichnend ist).

Ich würde Dir das nicht sagen, aber ich kann vor Dir ganz offen sein und könnte Dir nichts verschweigen, daß ich Dir sogar den Namen meiner Geliebten sagen könnte, wenn ich eine hätte. Also kenne mich und liebe mich deshalb nicht weniger, meine gute Mutter! —

15.

Heidelberg, den 1. Juli 1830, morgens 4 Uhr.

... Ist Dir ein Bildchen von meiner Lebenseinteilung nicht unlieb, so gebe ich es Dir gern. Nur die Jurisprudenz legt manchmal einen kleinen, frostigen Winterreif über meinen Morgen; sonst ist lauter Sonnenschein drinnen, und alles glänzt und blitzt wie junge, frische Tauperlen auf Blumen. Die Götterjugend ruht nicht im Alter, sondern im Herzen, und die rechten Menschen sind ewig jung wie Du und wie die Dichter. Meine Idylle ist einfach und zerfällt in Musik, Jurisprudenz und Poesie, und so sollte immer Poesie das praktische Leben einfassen oder das schöne, glänzende Gold den rohen, klaren, scharfen Diamanten. — Ich steh' früh auf. Von vier bis sieben Uhr arbeite ich, von sieben bis neun geht's ans Klavier, dann zu Thibaut; nachmittags wechselt Kollegium mit englischer und italienischer Stunde und Lektüre, und abends geht's unter die Menschen und in die Natur. Das ist das Ganze und ein Ganzes. — Daß ich kein praktischer Mensch, fühl' ich hie und da, und eigentlich ist niemand daran schuld als der Himmel selbst, der mir eben wieder Phantasie gab, mir die dunkeln Stellen der Zukunft zu ordnen und zu kolorieren. — Daß ich gern ein großer Jurist werden möchte, kannst Du glauben, und es fehlt mir jetzt auch wohl nicht an gutem Willen und Eifer; daß ich es aber niemals weiter bringen werde als jeder andre, liegt nicht an mir, sondern an den Umständen und vielleicht an meinem Herzen, das nie gern lateinisch sprach. Nur der Zufall, und wills der Himmel, das Glück, sollen den Schleier heben, der über meiner Zukunft dunkel liegt. So muntert mich z. B. Thibaut zur Jurisprudenz nicht auf, „weil mich der Himmel zu keinem Amtmann geboren hätte", und weil alles Tüchtige eben vom Himmel kommt und nur geboren wird. Ein mechanischer, getriebener

Jurist ohne Liebe dazu ist eben deshalb kein großer. — Dies sind meine Ansichten, die ich Dir nicht vorenthalten kann. Zu ängstigen brauchst Du Dich nicht, und Lebenspläne hab' ich die Menge, wenn einer und der andere scheitern sollte . . .

16.

Heidelberg, den 30. Juli 1830, 5 Uhr.

Guten Morgen, Mama!

Wie soll ich Dir nur meine Seligkeit in diesem Augenblicke beschreiben! — Der Spiritus kocht und platzt an der Kaffeemaschine, und ein Himmel ist zum Küssen rein und golden — und der ganze Geist des Morgens durchdringt frisch und nüchtern. — Noch dazu liegt Dein Brief vor mir, in dem eine ganze Schatzkammer von Gefühl, Verstand und Tugend aufgedeckt ist — die Zigarre schmeckt auch vortrefflich — — kurz, die Welt ist zu Stunden sehr schön, d. h. der Mensch, wenn er nur immer früh aufstünde.

Sonnenschein und blauer Himmel ist noch genug in meinem hiesigen Leben; aber der Cicerone fehlt, und das war Rosen. Zwei meiner andern besten Bekannten, v. H . . . . . aus Pommern, zwei Brüder, sind auch vor acht Tagen nach Italien gereist, und so bin ich oft recht allein, d. h. zuweilen recht selig und recht unglücklich, wie sich's nun trifft. Jeder Jüngling lebt lieber ohne Geliebte als ohne Freund. Noch dazu wird mir's manchmal glühend warm, wenn ich an mich selbst denke. Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa, oder nenn es Musik und Jus. Im praktischen Leben stand für mich ein ebenso hohes Ideal da wie in der Kunst. — Das Ideal war eben das praktische Wirken und die Hoffnung, mit einem großen Wirkungskreise ringen zu müssen — aber was sind überhaupt für Aussichten da, zumal in Sachsen, für einen Unadeligen, ohne große Protektion und Vermögen, ohne eigentliche Liebe zu juristischen Betteleien und Pfennigstreitigkeiten! In Leipzig hab' ich unbekümmert um einen Lebensplan so hingelebt, geträumt und geschlendert und im Grunde nichts Rechtes zusammengebracht; hier hab' ich mehr gearbeitet, aber dort und hier

immer innig und inniger an der Kunst gehangen. Jetzt stehe ich am Kreuzwege, und ich erschrecke bei der Frage: Wohin? — Folg' ich meinem Genius, so weist er mich zur Kunst, und ich glaube, zum rechten Weg. Aber eigentlich — nimm mir's nicht übel, und ich sage es Dir nur liebend und leise — war mir's immer, als verträtest Du mir den Weg dazu, wozu Du Deine guten, mütterlichen Gründe hattest, die ich auch recht gut einsah und die Du und ich die „schwankende Zukunft und unsicheres Brot" nannten. Aber was nun weiter? Es kann für den Menschen keinen größeren Qualgedanken geben als eine unglückliche, tote und seichte Zukunft, die er sich selbst vorbereitet hätte. Eine der früheren Erziehung und Bestimmung ganz entgegengesetzte Lebensrichtung zu wählen, ist auch nicht leicht und verlangt Geduld, Vertrauen und schnelle Ausbildung. Ich stehe noch mitten in der Jugend der Phantasie, die die Kunst noch pflegen und adeln kann; zu der Gewißheit bin ich auch gekommen, daß ich bei Fleiß und Geduld und unter gutem Lehrer binnen sechs Jahren mit jedem Klavierspieler wetteifern will, da das ganze Klavierspiel reine Mechanik und Fertigkeit ist; hier und da hab' ich auch Phantasie und vielleicht Anlage zum eigenen Schaffen — — nun die Frage: ein oder das andere; denn nur: e i n e s kann im Leben als etwas Großes und Rechtes dastehen; — und ich kann mir nur die eine Antwort geben: Nimm Dir nur einmal Rechtes und Ordentliches vor, und es muß ja bei Ruhe und Festigkeit durchgehen und ans Ziel kommen. In diesem Kampf bin ich jetzt heißer als je, meine gute Mutter, manchmal tollkühn und vertrauend auf meine Kraft und meinen Willen, manchmal bange, wenn ich an den großen Weg denke, den ich schon zurückgelegt haben könnte und den ich noch zurücklegen muß. — Was Thibaut anbelangt, so hat er mich längst schon zur Kunst hingewiesen; ein Brief von Dir an ihn würde mir sehr lieb sein, und auch Thibaut würde sich freuen; er ist aber schon seit einiger Zeit nach Rom gereist, so daß ich (ihn) nicht wieder sprechen werde.

Blieb' ich beim Jus, so müßte ich unwiderruflich noch einen Winter hier bleiben, um bei Thibaut die Pandekten zu hören, die jeder Jurist bei ihm hören muß. Blieb' ich bei der Musik, so muß

ich ohne Widerrede von hier fort und wieder nach Leipzig. Wieck in L., dem ich mich gern ganz anvertraue, der mich kennt und meine Kräfte zu beurteilen weiß, müßte mich dann weiterbilden; später müßt' ich ein Jahr nach Wien und, wär' es irgend möglich, zu Moscheles gehen. Eine Bitte nun, gute Mutter, die Du mir vielleicht gern erfüllst. Schreibe Du selbst an Wieck in Leipzig und frage unumwunden: was er von mir und meinem Lebensplan hält.[17]) Bitte um schnelle Antwort und Entscheidung, damit ich meine Abreise von Heidelberg beschleunigen kann, so schwer mir der Abschied von hier werden wird, wo ich so viele gute Menschen, herrliche Träume und ein ganzes Paradies von Natur zurücklasse. Hast Du Lust, so schließe diesen Brief in den an Wieck ein. Jedenfalls muß die Frage bis Michaelis entschieden werden, und dann soll's frisch und kräftig und ohne Tränen an das vorgesteckte Lebensziel gehen.

Daß dieser Brief der wichtigste ist, den ich je geschrieben habe und schreiben werde, siehst Du, und eben deshalb erfülle meine Bitte nicht ungern und gib bald Antwort. Zeit ist nicht zu verlieren.

Lebe wohl, meine teure Mutter, und bange nicht. Hier kann der Himmel nur helfen, wenn der Mensch hilft.

17.

An Friedrich Wieck

Heidelberg, den 21. August 1830.

Verehrtester meiner Lehrer!

Es hat lange gewährt, bis alle meine Ideen ruhiger und ebener geworden sind. Fragen Sie nicht, wie es nach Empfang der Briefe in mir tobte. Jetzt geht's schon eher. Mein erstes Gefühl war Mut und der Entschluß; der Atlas war zerdrückt, und ein Sonnenjüngling stand da und sah bedeutend nach Osten. Beuge der Natur [nicht] vor; der Genius könnte sich sonst auf ewig wenden. — Der Weg zur Wissenschaft geht über Alpen, und über recht eisige, der Weg zur Kunst hat seine Berge, aber es sind indische, voller Blumen,

Hoffnungen und Träume — so ging's ungefähr im ersten Augenblicke, nachdem ich Ihren und meiner Mutter Brief gelesen hatte. — Jetzt ist's bei weitem ruhiger . . .

Ich bleibe bei der Kunst, ich will bei ihr bleiben, ich kann es und muß es. Ich nehme ohne Tränen von einer Wissenschaft Abschied, die ich nicht lieben, kaum achten kann; ich blicke aber auch nicht ohne Furcht auf die lange Bahn hinaus, die zum Ziele führt, das ich mir jetzt vorgesteckt habe. Glauben Sie mir, ich bin bescheiden, habe auch viel Ursache, es zu sein; aber ich bin auch mutig, geduldig, vertrauensvoll und bildsam. Ich vertraue Ihnen ganz und gebe mich Ihnen ganz; nehmen Sie mich, wie ich bin, und haben Sie in allen Dingen Geduld mit mir. Kein Tadel wird mich niederdrücken und kein Lob soll mich fauler machen. Etliche Eimer recht, recht kalter Theorie können mir auch nichts schaden, und ich will ohne Mucksen hinhalten. Ich habe mit Ruhe und Aufmerksamkeit Ihre fünf „Aber" durchgegangen und mich überall streng geprüft, ob ich alles erfüllen kann. Verstand und Gefühl antworteten allemal: „Ach natürlich" —

Verehrtester! nehmen Sie meine Hand und führen Sie mich — ich folge, wohin Sie wollen, und will nie die Binde vom Auge rücken, damit es nicht vom Glanz geblendet werde. Ich wollte, Sie könnten jetzt in mich sehen; es ist still drinnen, und um die ganze Welt haucht jetzt ein leiser, lichter Morgenduft.

Vertrauen Sie denn auf mich; ich will den Namen, Ihr Schüler zu sein, verdienen. Ach! warum ist man denn manchmal so selig auf der Welt, Verehrtester? Ich weiß es . . .

18.

An die Mutter

Heidelberg, den 22. August 1830.

Meine verehrte Mutter!

Es war ein schöner Tag, der 19. August, an dem ich Eure Briefe erhielt. Der ganze innere Mensch mußte hervortreten und eine ganze Zukunft in die Wagschale legen, und die steigende wählen.

Die Wahl ward mir nicht schwer, so ungeheuer auch der Schritt war, von dem mein ganzes künftiges Leben, mein Ruhm, mein Glück und vielleicht auch Eures abhängt.

Glaube mir, daß ich Dein ganzes Herz voll Liebe für mich zu schätzen weiß und daß ich durch Deine Zweifel tiefer in mich gegangen bin als vielleicht sonst. Aber sei auch überzeugt, daß ich in diesen Tagen meine ganze Vergangenheit an mir vorübergehen ließ, um einen Schluß für die Zukunft daraus zu ziehen.

Ich mag mein Herz mit meinem Kopf, Gefühl, Verstand, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Kräfte, Hoffnungen, Aussichten und alles fragen —: sie weisen mich zur Kunst hin von der frühsten Kindheit an bis jetzt. Gehe auch Du mein ganzes Leben, meine Kindheit, mein Knabenalter und den Jüngling durch und sage offen: Wohin trieb mich mein Genius immer und immer? Denk an den großen Geist unseres guten Vaters, der mich früh durchschaute und mich zur Kunst oder zur Musik bestimmte — — — — Und schreibst Du nicht selbst noch in Deinem vorletzten Briefe, daß ich, der ich so innig an Dichtkunst, Natur und Musik hänge ꝛc. — Beuge der Natur und dem Genius nicht vor, sie könnten sonst zürnen und sich auf ewig wenden . . .

Laß mich eine Parallele ziehen — fürs erste vertraue ganz auf Wieck — Du kannst Ursache dazu haben. — Der Wegweiser zur Kunst spricht: Wenn du fleißig bist, kannst du in drei Jahren am Ziel sein! Das Jus spricht: In drei Jahren kannst du's vielleicht zum Akzessisten mit der zweiten Zensur gebracht haben, bekommst auch 16 Groschen jährlichen Gehalt. Die Kunst fährt fort: Die Kunst ist frei wie der Himmel: die ganze Welt ist ihr Hafen. Das Jus zuckt die Achseln und sagt: Ich bin eine ewige Subordination vom Akzessisten bis zum Minister und gehe immer in Manschetten und Chapeau-bas. Die Kunst spricht weiter: Ich wohne bei der Schönheit und das Herz ist meine Welt und meine Schöpfung — ich bin frei und unendlich, komponiere und bin unsterblich ꝛc. — Das Jus sagt ernsthaft: Ich kann nichts bieten als Akten und Bauern, wenn es weit kommt einen Totschlag — dann ist's aber auch eine Freude; neue Pandekten kann ich durchaus nicht edieren ꝛc. . . .

Auf andere niedrige Interessen geht mein Gespräch gar nicht ein; z. B. welches von beiden bessere Geldinteressen bringt, da sich die Antwort von selbst versteht. —

Geliebte Mutter! ich kann Dir meine *durchgedachten* Gedanken nur schwach und flüchtig skizzieren; ich wollte, Du ständest jetzt vor mir und könntest in mein Herz sehen — Du würdest sagen: Verfolge die neue Bahn mit *Mut*, Fleiß und Vertrauen, und Du kannst nicht untergehen. — Gebt mir Eure Hände, Ihr Lieben, und laßt mich meinen Weg ruhig fortgehen — *wahrlich* — *Ihr und ich können jetzt der Zukunft mit sichererer und festerer Miene in ihr Aug' sehen als früher.*

Eduards Vorschlag ist gut und herzlich — geht aber durchaus nicht — da in einem halben Jahre (*bei mir*) immer mehr in der Kunst verloren ist als beim Jus, was ich leicht einbringen kann.

Wiecks Vorschlag ist gut! er sagt: „Robert soll es sechs Monate lang bei mir probieren." Gut! fällt dann Wieck ein günstiges Urteil, nun, so fehlt es an Fortkommen und Ruhm sicherlich nicht. Hegt er nach diesen sechs Monaten aber nur den geringsten Zweifel, nun, so ist *ja auch nichts verloren*; ich kann noch ein Jahr studieren, mein Examen machen, und habe immer nicht länger als vier Jahre studiert . . .

2. Florestan und Eusebius

Florestan den Wilden,
Eusebius den Milden,
Tränen und Flammen
Nimm sie zusammen
In mir beide
Den Schmerz und die Freude.
Aus den „Liebeszeilen" an Klara.

„Florestan und Euseb ist meine Doppelnatur, die ich wie Raro gern zum Mann verschmelzen möchte."
An Heinrich Dorn. 14. Sept. 1836.

An die Mutter

19.

Leipzig, am 25. Oktober 1830.

Ich hätte schon längst geschrieben, aber es fehlte mir im eigentlichsten Sinne Feder und Papier. Eine vierzehntägige Heimatlosigkeit in Leipzig brachte nebenbei einen Unmut, Unruhe und Trägheit in mein Wesen, die mich zu keinem Gedanken kommen ließen.

Was Deine Briefe mir sind, wenn Du das wüßtest! der letzte zumal, wo ich nicht weiß, ob ich drinnen mehr den Menschen als die Mutter bewundern soll. Ich ging in der ersten Freude zu Wieck! „Wie hoch steht diese Frau über Ihrem Vormund", sagt' er, und ich wiederholte noch mehr. Sei immer mild gegen mich, meine gute Mutter! . . .

Willst Du mir gelegentlich alle meine Briefe von mir an Dich schicken? Ich wünschte sie gern zu einer Arbeit, möchte auch nebenbei sehen, ob die drittehalb Jahre mich sehr verändert haben. Bitte darum.

20.

Leipzig, am 15. November 1830.

Drei Deiner Briefe liegen unbeantwortet vor mir da. — Zuvörderst meinen herzlichen Dank für alles — Betten, Wäsche, Kaffee 2c. — Mit dem letzteren nahm ich's ganz idyllisch und einfach. Flechsig

bekam sonst immer Kaffee in Flaschen von Zw. geschickt! die spießbürgerliche Aufmerksamkeit erfreute mich damals — drum schrieb ich's jetzt so hin. — Wegen des Siegellacks hat Julius recht — ich dachte nicht daran. — — Was das Zigarrenrauchen anbetrifft, so hast Du vollkommen recht; doch glaub' ich, daß ich weniger als früher rauche. Leidenschaft möcht' ich's nicht nennen wie Du im Brief; ich habe auf meiner letzten Reise nicht 50 St. geraucht und wenig Sehnsucht danach gespürt. Sonst hab' ich mich eingeschränkt, so gut es geht; eins kann ich mir noch nicht abgewöhnen, nämlich abends zwei Lichter zu brennen. Bei Barth [18]) bin ich schon gewesen, hab' aber noch keine Sonntagvisite gemacht. Ich könnte einer ekelhaften Laune und einem misanthropischen Indifferentismus manchmal alles aufopfern. — Dr. Carussens [19]) wollen mich durchaus in unzählige Familien bringen — „es wäre für meine Karriere gut", meinen sie — ich meine es auch — und komm' doch nicht hin und überhaupt wenig aus der Stube. Bin überhaupt oft recht ledern, trocken, unangenehm und lache inwendig viel. Von der alten Wärme und Schwärmerei sind kaum Schlacken noch da. Wirst keine Freude an Weihnachten an mir haben. Du schreibst: nach meinem Brief, der Dir meinen alten Entschluß gemeldet hätte, wäre Dir das Beten unmöglich gewesen. Ist das wahr und möglich? Du wirst so wenig Freude an mir erleben; aber bei Gott! blieb' ich beim Jus, ich erschösse mich als Akzessist aus Langeweile . . .

21.

Leipzig, den 15. Dezember 1830.

Du schreibst in Deinem Briefe jugendlich wie mein Jean Paul, und jedes Wort darinnen ist Blüte und Leben. Wenn die große, große Zeit, in der wir jetzt leben und in der selber die Greise wie Jünglinge glühen, den Kunstolymp nicht ganz verhüllt, so ist mir's wenig bange, ins Konversationslexikon oder in die „Bildnisse ber. M." zu kommen und mithin unser ganzes Briefeldorado gedruckt zu sehen. Himmel! wie wird mir's da als Sohn und Dir als Mutter ergehen! — Du glaubst kaum, wie mich solche Briefe erfrischen, wie ich neue

Kräfte und Sehnen bekomme, mein Ziel rastlos zu verfolgen. Freundliches Zureden gibt mir Widerstand; dem Mut neuen Geist und Spannkraft. Solche Worte, wie: „Das ist doch Deine treue Geliebte, die treue Freundin in Schmerz und Freude — ach! den süßen, beruhigenden Trost, den Töne uns geben, kann die Stimme [das Wort] nie uns geben — bleib' auch ihr treu, da Du sie zur Gefährtin Deines Erdenwallens Dir erkorst" — solche Worte klingen lange in der Seele nach, zumal wenn sie die Mutter geschrieben und empfunden hat. Aber treu will ich ihr sein, auch wenn sie mir untreu würde. Ich möchte heute viel, sehr viel schreiben, aber die Feder zittert mir in den Händen, und ich will in der Stube auf und ab gehen, und an die Schneeflocken denken, die der Frühling mit einem Hauch verweht.

Am 15. abends.

Es geht mir manchmal recht wohl und schön: ich bin fleißig und mache prächtige Fortschritte: in drei bis vier Jahren hoff' ich so weit wie Moscheles [20]) zu sein. Und weißt Du noch, wie wir in Karlsbad im Konzert nebeneinander saßen und Du mir freudig zuflüstertest: Moscheles sitzt hinter uns? Wie ihm dann alle achtend aus dem Weg gingen, und wie er so bescheiden durch die Menschen ging. Ich will mir ihn in allem zum Vorbild machen. Glaube mir's, meine gute Mutter, mit Geduld und Ausdauer vermag ich viel, wenn ich will. Das Selbstvertrauen vor der Welt fehlt mir manchmal, obgleich ich nebenbei inwendig recht stolz sein kann. Gott gebe, daß ich nur recht kräftig, bescheiden, solid und nüchtern bleibe. Die natürlich reine Flamme ist immer die schönste und erwärmendste. Wäre mein Talent zur Dichtkunst und Musik nur in einem Punkte konzentriert, so wäre das Licht nicht so gebrochen, und ich getraute mir viel.

Ich kann mich nicht mehr an den Gedanken gewöhnen, als Philister zu sterben, und mir ist's jetzt so, als wär' ich von jeher zur Musik bestimmt gewesen. Weißt Du auch, daß ich sonst alle Stunden, in denen Du zur Ruppius gingst, ablauschen mußte, um komponieren zu dürfen? Wie selig war ich damals und oft werd' ich's noch sein! — — Deine uneigentliche Einladung zum Sylvester ladet

mehr ein als alle Bitten oder Wünsche, und hätte ich weiter keine Ursache, ich würde es dieses Briefes wegen tun. Vielleicht komm' ich auf ein paar Minuten geflogen und will wie ein West im Winter um Euch spielen und scherzen. Einstweilen nimm das Bild und hänge mich auf.

Nimm aber auch meinen Dank für den übersandten Wechsel. Diese Geldverachtung und Geldverschleuderung ist ein erbärmlicher Zug an mir. Du glaubst kaum, wie ich leichtsinnig bin, und oft offenbar Geld zum Fenster hinauswerfe. Vorwürfe mach' ich mir immer und nehme gute Vorsätze, aber in der künftigen Minute hab' ich's vergessen und gebe schon wieder acht Groschen Trinkgeld. Die Fremde und das Reisen haben viel teil daran, am meisten aber ich und mein vermaledeiter Leichtsinn. Wird sich nicht legen, mein' ich leider.

Das mit dem Elend- und Blaßaussehen ist ein Witz; ich blühe wie eine Rose und bin gesund wie ein Fisch. Zahnschmerzen hab' ich zuweilen. Vide das Bild! Mit Weimar [21]) wär's bei Gott herrlich. Aber um Himmels willen, wie kannst Du sagen, so etwas könne vielleicht zu viel Aufwand machen? Zeit hat's genug, und ich muß durchaus bei Wieck meinen Kursus durchmachen. Ich warf neulich bei Wieck den Plan wegen Hummel leicht und sorglos hin — er nahm's aber übel und fragte: ob ich Mißtrauen in ihn setzte oder wer? und ob er überhaupt nicht der erste Lehrer wäre? Ich erschrak sichtbar über seinen übereilten Zorn, aber wir sind wieder freundlich, und er behandelt mich lieb wie sein Kind. Von seinem Feuer, seinem Urteil und seiner Kunstansicht hast Du kaum einen Begriff, aber spricht er in seinem oder Klaras Interesse, so wird er wild wie ein Bauer ...

22.

Am 15. Mai.

... Ich habe meinen Geist in dieser ganzen Zeit noch nicht so sammeln können, um Dir einen großen Brief schreiben zu können. Viel Rosenschein ist auch nicht drinnen. Sechs Tage hüte ich fast unaufhörlich die Stube; es liegt mir im Magen, im Herzen, im Kopf, ach überall. Sonst bin ich ungemein lebendig und bei Phantasie. Drei Tage hintereinander hab' ich nach des Doktors Vorschrift

schwitzen müssen, daß es eine Lust war. Auch zittert meine Hand beim Schreiben. Es liegt etwas Choleraartiges in mir. Bis zum ersten Juni hoff' ich aber ganz auf den Beinen und bei Dir zu sein, meine gute Mutter; bist Du mir denn auch noch recht gut? Deine letzten Worte beim Abschied werden mir ewig unvergeßlich bleiben; wenn ich sie wiederhole, so ist's mir, als nehme mich ein Genius in seine Arme. Ich kann's jetzt kaum genug hören von den Menschen, daß sie mich lieb haben, so mißtrauisch bin ich geworden . . .

Mit mir schlendert's nun so fort; es ist ein Fehler aller lebhaften jungen Seelen, daß sie recht viel auf einmal werden möchten; die Arbeit wird dadurch verwickelter und der Geist unruhiger; das ruhigere Alter wird aber alles ordnen und ebnen. Ich kann nur vier Ziele haben: Kapellmeister, Musiklehrer, Virtuos und Komponist. Bei Hummel ist z. B. alles vereint. Bei mir wird's wohl bei den beiden letzten sich bewenden. Wenn ich nur einmal alles in etwas bin und nicht, wie ich's leider immer tat, etwas in allem. Die Hauptsache ist aber doch zu meinem Bestehen ein reines, solides, nüchternes Leben. Halt' ich dieses fest, so verläßt mich auch mein Genius nicht, der mich zuweilen in Augenblicken ordentlich wie inne hat . . .

23.

An J. N. Hummel[22]) in Weimar

Leipzig, am 20. August 1831.

Ew. Wohlgeboren möchten die Zudringlichkeit dieses Briefes und des Ihnen unbekannten Schreibers mit der Vertraulichkeit entschuldigen, die er mit Ihren Werken schon seit Jahren schloß. Wenn dann an manchem Tage, wo Ihre Tonbilder recht klar und lebendig in mir wurden, der Wunsch erwachte, mich dem Manne nähern zu dürfen, der den Menschen schon so reiche Stunden gab, so glaubt' ich wohl nie, daß es je geschehen könne. Da ich aber allgemein hörte, daß der Meister den Schüler, der um Rat bittet, nicht unfreundlich zurückweist, so faßte ich Vertrauen.

Ehe ich eine Bitte wage, deren Erfüllung ich Ihrem Ermessen

anheimstelle, erlauben Sie mir, Hochverehrter, mich über den Zweck dieses Briefes aussprechen zu dürfen. Schon von früher Kindheit an hatte ich eine leidenschaftliche Liebe zur Musik, wenn es anders als Beweis gelten darf, daß ich den ganzen Tag am Klavier saß und phantasierte. Mein Vater, der Buchhändler in einer Provinzialstadt war, ein weit- und hellblickender Mann, mochte vielleicht einen Beruf zur Kunst eher erkennen als meine Mutter, die, sorglich wie alle, ein sogenanntes Brotstudium dem gefahrvollen Künstlerleben vorzog. Es wurden zwar mit Herrn Kapellmeister [Karl Maria] von Weber Verhandlungen zu meiner musikalischen Fortbildung eingeleitet; sie zogen sich jedoch in die Länge, da der Meister in England war, bis der Tod meinen Vater im Jahre 1826 dahinraffte. Als blinder Naturalist ging ich ohne Führung meinen Weg fort; Vorbilder konnt' ich in einer kleinen Stadt nicht haben, in der ich vielleicht selber als eines galt. Wenig nachdenkend über meine Bestimmung, meinen künftigen Lebensberuf, bezog ich vor drei Jahren die hiesige Universität, besuchte etliche Kollegien, trieb aber unter guter Leitung Klavierspiel und Komposition leidenschaftlich fort. Was mein Lehrer freilich zu regeln und bessern hatte, können Sie leicht denken, da ich wirklich alle Konzerte vom Blatt spielte, im Grunde aber die C-dur-Skala erst anfangen mußte. Die Fortschritte, die ich machte, gaben mir Mut, das Studium ward strenger, so daß ich nach einem Jahre das A-moll-Konzert (es gibt nur eines) ruhig, sicher, technisch fehlerlos vortragen konnte, zuzeiten sogar öffentlich spielte. Ostern 1829 ging ich nach Heidelberg, reiste später längere Zeit in der Schweiz und Italien und kam Ostern 1830 nach Heidelberg zurück. Da kam der Gedanke: „Was willst du auf der Welt?" wie mit einem Male über mich. Lassen Sie mich nichts von dem Kampfe sagen, der fast ein halbes Jahr währte, und in dem endlich die Liebe zur Kunst gewann. Ich schrieb meiner Mutter, bat sie, an Wieck in Leipzig zu schreiben, ob er glaube, daß in der Musik etwas von mir zu erwarten sei. Die Antwort des letzteren war ermunternd, „da ich, ohnedies nicht ganz unbemittelt, das Gefahrvolle, das die Kunst als Broterwerb mit sich bringe, nicht so sehr zu fürchten hätte als vielleicht andere".

Der Schritt war getan; ich kehrte schnell nach Leipzig zurück, mit starken Vorsätzen und feurigem Willen, glaub' ich. Aber wie fand ich meinen alten Lehrer verwandelt! Statt daß sonst jeder Ton wie auf die Goldwage gelegt, jeder Satz Seite für Seite auf das Gewissenhafteste studiert ward, ließ er mich jetzt Gutes und Schlechtes bunt durcheinander spielen, bekümmerte sich weder um Anschlag, noch Applikatur — da sollte alles geistreich und Paganinisch vorgetragen werden, da konnt' ich nicht lebhaft und huschelig [?] genug spielen. Mein Lehrer wollte mich dadurch über ein gewisses ängstliches, fast [?] mechanisches und herausstudiertes Spiel heben; ich sah auch, daß seine Methode bei seiner Tochter, die in der Tat Außergewöhnliches verspricht, besser anschlagen mußte als bei mir, da ich mir eine so freie Behandlung noch nicht zutrauen durfte. Aber dennoch bemerkt' ich leicht, daß ich in diesem ganzen Jahre meines Leipziger Aufenthaltes vielleicht freiere Ansichten über Vortrag, Auffassung u. dgl. bekommen, aber an eigentlicher Meisterschaft des Spiels wenig gewonnen hatte.

An den Meister wend' ich mich nun vertrauensvoll, ob er mir vielleicht eine Zeitlang den Genuß seines Unterrichts gewähren wolle. Eine alte, vortreffliche Mutter, die gern möchte, daß etwas Rechtes aus mir würde, spricht mit mir diese Bitte aus und setzt ihr ganzes Vertrauen in den Mann, den die Welt als so liebreich und freundlich gegen Kunstjünger schildert.

Schüchtern leg' ich hier das erste Solo eines Konzerts [Klavierkonzert F-dur] bei, nach dem Ew. Wohlgeboren besser vielleicht als aus allen Beschreibungen den Standpunkt meiner jetzigen Bildung beurteilen können. Zur Entschuldigung, daß ich mich schon im Konzertstil versucht habe, erwähn' ich noch, daß ich vor diesem sehr viel, Größeres und Kleineres, gearbeitet hatte, und daß mir die Konzertform, da sie freier ist, eine leichtere schien als z. B. die der Sonate.

Hochverehrter Mann — ich habe offen und viel geschrieben und kann für die Bitten, die ich wage, nichts geben als im voraus meinen Dank, der Ihnen wenig wert sein kann. Wenn Sie aber diesen Brief dem langgenährten Wunsche, mich dem Meister nähern zu

können, und meiner leidenschaftlichen Liebe zur Kunst anrechnen wollen, so erlassen Sie mir vielleicht eine weitere Selberentschuldigung.

Beschloß ich je einen Brief mit den Gefühlen einer wahren Verehrung, so ist es heute.

24.

An Bruder Julius Schumann

Leipzig, den 5. September 1831.

Meine lieben Brüder:

ich muß Euch gestehen, daß ich eine peinliche, fast kindische Furcht vor der Cholera habe, und daß diese wenig Umstände machen wird, mich mit ihren Tatzen herauszureißen aus dem schönen, gewohnten Leben. Der Gedanke, jetzt zu sterben, nachdem ich zwanzig Jahre auf der Welt gelebt habe, ohne etwas zu tun, als das Geld zu vertun, kann mich außer mir bringen. Ich bin seit einigen Tagen in einer Art Fieberstimmung: tausend Pläne gehen mir durch den Kopf, zerfließen wieder und kommen wieder. Ich glaube sogar, daß der Mensch die Verpflichtung hat, einer epidemischen Krankheit auszuweichen, wenn er es kann und die äußern bürgerlichen Verhältnisse ihm nicht offen entgegentreten. Da dies letzte bei mir der Fall nicht ist, so möcht ich wohl fort nach dem heitern Italien, vielleicht auf ein halbes Jahr, oder vorläufig nach Augsburg mit Wieck, der nach Paris mit Probst[23]) geht, oder nach Weimar zu Hummel. Am liebsten möcht' ich wieder hier bleiben, weil ich nicht die geringste Lust zum Reisen habe und in der Musik Fortschritte mache; kurz, ich bin in der fatalsten Unruhe und Unentschlossenheit, daß ich mir lieber eine Kugel vor den Kopf schießen möchte . . .

An die Mutter

25.

Leipzig, 21. September 1831.

Nach Weimar geh' ich vorläufig nicht. Ich werde nämlich binnen kurzem — Vater eines gesunden, blühenden Kindes, das ich noch in Leipzig in die Taufe heben möchte — das Kind erscheint bei

Probst, der Himmel gebe, daß Du es verstehst mit seinen ersten Tönen der Jugend und des lebendigen Lebens.[24]) Wüßtest Du nur, was das für Freuden sind, die ersten Schriftstellerfreuden; kaum wird der Brautstand ihnen etwas nachgeben. Da hängt denn jetzt auch mein ganzer Herzenshimmel voll Hoffnungen und Ahndungen — so stolz, wie der Doge von Venedig mit dem Meere, vermähle ich mich nun zum erstenmal mit der großen Welt, die in ihrem ganzen Umfang die Welt und die Heimat des Künstlers ist. Ist es nicht ein beruhigend-schöner Gedanke, daß dieser erste Tropfen, der im großen Äther zerflattert, sich vielleicht an manches wunde Herz anlegen wird, um seinen Schmerz zu mildern und seine Wunden zu decken? . . .

26.

An Friedrich Wieck in Frankfurt a. M.

Leipzig, den 11. Januar 1832.

Leicht, mein verehrter Freund und Meister, leicht könnt' ich meinen Brief mit usw. anfangen: denn ich schrieb wenigstens alle Stunden an Sie, im Kopfe nämlich. Endlich hab' ich mich heute mit dem festen Vorsatze hingesetzt, die Feder nicht eher wegzulegen, als der Brief zu Ende ist. Fürs erste nehmen Sie meinen schönen Glückwunsch zum Glück, das Klara macht. — Es ist so wahr, daß, so leicht auch die Welt vergißt, sie das Außergewöhnliche doch selten übersieht, wenn ich sie auch mit der Kuhherde vergleichen möchte, die aufsieht, wenn es blitzt, und dann ruhig weitergrast; solche Blitze waren Schubert, Paganini, Chopin und — nun Klara.

Sie glauben kaum, wie ich mich nach ihr und Ihnen zurücksehne; ich muß mich immer von einigen Menschen mit hinaufziehen lassen; unter Leuten meinesgleichen oder gar unter solchen, denen ich kein Urteil über mich gestatten kann, werd' ich leicht stolz und ironisch. Mit Dorn[25]) werd' ich mich nie amalgamieren können: er will mich dahin bringen, unter Musik eine Fuge zu verstehen — Himmel! Wie sind doch die Menschen verschieden! Und allerdings fühl' ich, daß die theoretischen Studien guten Einfluß auf mich gehabt haben.

Wenn sonst alles Eingebung des Augenblicks war, so sehe ich jetzt mehr dem Spiel meiner Begeisterung zu, stehe vielleicht manchmal mitten drinnen still, um mich umzusehen, wo ich bin. Nun — Sie haben vielleicht ein ähnliches Helldunkel in Ihrem Leben gehabt — manche kommen gar nicht dazu, wie Mozart — andere schlagen sich durch, wie Hummel — andere bleiben immer drinnen stecken, wie Schubert — andere lachen gar darüber, wie Beethoven — — freilich ist das eine Meinung.

Wie geht's denn aber Ihnen? Erschrecken Sie nicht, wenn dieser Brief nicht sonderlich logisch fortschreitet — denn ich hab' Ihnen gar viel zu sagen, daß ich kaum weiß, wo ich zuerst hineinfahren soll. Also:

Chopins erstes Werk (ich glaube sicherlich, daß es das zehnte ist) ist in meinen Händen: Eine Dame würde sagen, daß es recht hübsch, recht pikant sei, fast moschelesisch. Doch glaub' ich, Sie werden's Klara'n einstudieren lassen; denn Geist ist die Fülle drinnen und wenig Schwierigkeiten. Daß aber zwischen diesem und op. 2 wenigstens zwei Jahre und zwanzig Werke liegen, behaupt' ich bescheiden . . .

Diesem Briefe beigeschlossen war der folgende an die

27.

Liebe, verehrte Klara!

Aber wie konnt' ich doch gestern ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken, als ich in der Didaskalia las: Variationen von Herz rc., gespielt von Fräulein Klara W.; ach, entschuldigen Sie, verehrungswürdiges Fräulein — und doch gibt es einen Vortitel, der schöner ist als alle — nämlich keinen. — Wer würde sagen: Herr Paganini oder Herr Goethe? Ich weiß, Sie sind ein denkender Kopf und verstehen Ihren alten, mondscheinsüchtigen Charadenaufgeber — also, liebe Klara! Ich denke oft an Sie, nicht wie der Bruder an seine Schwester oder der Freund an die Freundin, sondern etwa wie ein Pilgrim an das ferne Altarbild; ich war während Ihrer Abwesenheit in Arabien, um alle Märchen zu erzählen, die Ihnen gefallen könnten — sechs

neue Doppelgängergeschichten, 101 Charaden, acht spaßhafte Rätsel und dann die entsetzlich schönen Räubergeschichten und die vom weißen Geist — hu, wie's mich schüttelt! — Alwin ist ein recht artiger Junge geworden, sein neuer blauer Rock und die Ledermütze, die meiner gleicht, stehen ihm ungemein schön: von Gustav läßt sich wenig Erstaunliches sagen; er ist jedoch so erstaunlich gewachsen, daß Sie sich verwundern werden: — — Klemens[26]) nun ist der drolligste, liebenswürdigste, eigensinnigste Junge, spricht nach Noten und hat eine sehr sonore Stimme; auch er ist sehr gewachsen, mit Alwin geht jedoch einmal noch die Violine durch. Und vom Vetter Pfund zu berichten, so ist (mich ausgenommen) gewiß in L. kein Mensch, der sich so nach Frankfurt sehnt als er. — Haben Sie denn recht komponiert? und was? im Traume hör' ich manchmal Musik — so komponieren Sie —. Bei Dorn bin ich bis zur dreistimmigen Fuge; außerdem ist eine Sonate in H-moll und ein Heft Papillons fertig; das letzte erscheint binnen 14 Tagen, im Drucke nämlich. — Dorn gibt in 4 Wochen ein Konzert. Im Polenkonzert mußten 300 Menschen fortgehen, so voll war's. — Das Wetter ist heute herrlich. — Wie schmecken denn die Äpfel in Frankfurt? Und wie befindet sich das dreimal gestrichene F in der Springvariation von Chopin? Das Papier geht zu Ende. — Alles geht zu Ende, nur nicht die Freundschaft, mit welcher ich bin Fräulein C. W.'s wärmster Verehrer.

28.

An Heinrich Dorn.[25])

Verehrter Herr Direktor!

Was konnte Sie zu einem so plötzlichen Abbrechen unseres Verhältnisses veranlassen? Freilich bat ich so lange um Nachsicht und Entschuldigung, daß Ihnen die Sache lästig wurde. Aber daß mich der Führer so kurz vor dem Ziele verlassen konnte, glaubte ich kaum; denn erst jetzt, nachdem ich zweien meiner Bekannten bis zu den Ligaturen verholfen habe, sah ich Ihren gründlichen und sicheren Lehrgang, und wie Sie oft mit einem Worte hinwarfen, was mir im

Augenblick ohne Bedeutung erschien (namentlich die Intervallenlehre) und das ich verstanden zu haben glaubte, was aber der Fall durchaus nicht gewesen war. Glauben Sie nicht, daß ich seit Ihrer Trennung stillgestanden oder faul gewesen bin. Aber es ist, als wenn sich meine ganze Natur jedem Antrieb von außen widersträubt, und als wenn ich auf das Ding erst von selbst fallen müßte, um es zu verarbeiten und ihm seine Stelle anzuweisen. Wo wir stehen geblieben waren, bin ich daher bedächtig fortgegangen (nach Marpurg), gebe aber (ich gestehe es Ihnen) nicht die Hoffnung auf, bei Ihnen noch einmal die Lehre vom Kanon zu hören, sehe auch das durch und durch Nützliche der Theorie ein, da Falsches und Schädliches nur in Übertreibung oder verkehrter Anwendung liegt. Bei einer Bearbeitung Paganinischer Kapricen fürs Klavier vermißte ich Ihren Beistand sehr, da die Bässe oft zweifelhaft waren, habe mich aber durch Einfachheit herausgezogen. Sonst sind sechs Intermezzos mit Alternativen, ein Präludium mit Schlußfuge zu drei Subjekten (bedenken Sie) im alten Stil fertig, die ich Ihnen gern vorlegen möchte. Wenn ich nun eigentlich frage, weswegen dieser Brief geschrieben ist, so muß ich wieder antworten: „Meinetwegen", sollte das nicht Egoismus sein? —

Aber vergeben Sie und entschuldigen Sie Ihren ergebenen Schüler.

An die Mutter

29.

Leipzig, am 8. Mai 1832.

Eben hab' ich Deine drei letzten Briefe durchgelesen, zwei darunter vom Januar, um Dir auf alles treu zu antworten, was vielleicht vergessen war. Um Dir ein richtiges Bild meiner Denk- und Lebensweise in den vergangenen Monaten und mir vielleicht eine Entschuldigung zu geben, möcht' ich Dir gern aus meinem Lebensbuch etwas ausschreiben, find' es aber gerade in diesen Monaten äußerst sparsam und bedeutungslos. „Der Künstler muß sich stets im Gleichgewicht mit dem Außenleben halten — sonst geht er unter." Erstens war es dies, was ich selber tat; vielleicht richtete sich dadurch

mein Sinn wieder ins Innere zurück, der früher durchs Reisen und durch eine lebendige Außenwelt mehr die Gegenstände beachtete — aber wie Dein Sohn ebenso unmäßig im Rechten als wie im Verkehrten ist, so artete diese Selbstbeobachtung, oft war es sogar eine Belauschung von Gefühlen, in eine Hypochondrie aus, die mich meine Stellung, die ich künftig einnehmen sollte, nicht klar erkennen ließ, aber an und für sich niederdrückend und zerstörend war. — Sodann: So viel Reizendes die Kunst in ihrem Wirken, in ihren Bestrebungen, die nie einen Stillstand haben, für mich hat, so war ich oft eitel genug, zu glauben, ich fülle fürs andere (praktische) Leben meine Stelle nicht genug aus. Ich ging mehr in mich zurück und mein voriges Leben aufmerksam durch und suchte mich über meine Bestimmung, Bedeutung, über meine Leistungen in produktiver und passiver Hinsicht klarzumachen, ohne zu einem besondern Resultat zu kommen. Und wie das Schönste und Herrlichste, wenn es an der unrichtigen Stelle steht oder übertrieben genossen wird, Überdruß und Gleichgültigkeit erzeugt, so erkannt' ich bald leicht, daß nur das verständig-klare, aufrichtige und langsam-prüfende Studium das Fortschreiten erleichtert und der Kunst ihren Zauber bewahrt, da namentlich die Musik, die so schnell anspannt, in der Länge um so schneller abspannt. — Sodann fühlt' ich seit langer Zeit ein Mißbehagen an meinem bürgerlichen Leben. Wieck, der einzige, mit dem ich oft und gern verkehre, weil wir uns beide füreinander interessieren, war nach Paris gereist; Lühe kam zwar täglich, aber seine konventionellen Ansichten vom Leben, so klug sie sind, hielten mich ab, mich ihm fester anzuschließen: Moritz Semmel,[4] den ich so sehr achte wegen seiner Einsicht, seinem festen Wollen und seiner Vorliebe für sein Studium, war der einzige, der bei einer heiteren und klaren Lebensansicht mir mehr genügte; aber das durchaus Entgegengesetzte unseres Lebenszweckes brachte uns mehr auseinander, was mir um so unerklärlicher ist, da der eine dem anderen geben konnte, was er nicht hatte. Da ward ich immer einsamer im Leben, und es trat zuzeiten eine Atonie ein, der nur der Haß, den ich von jeher gegen jede Untätigkeit gehabt habe, die Wage hielt.

Jetzt erschienen zwei Werke von mir; Wieck, auf dessen Urteil ich in mancher Hinsicht viel gab, da es selten einseitig ist, war fort; Dorn, mein theoretischer Lehrer, hatte mich innerlich weit gebracht, indem ich durch anhaltendes Studium die schöne Klarheit gewonnen hatte, die ich wohl früh schon geahnt, mir aber oft gefehlt hatte. Von hier an wird mein Leben anders; ich stehe allein; fast zaghaft gab ich das Manuskript aus der Hand — nun ist's gedruckt, aller Welt vor Augen liegend und dem Urteil jedermanns anheimgefallen — einige Stimmen sprechen sich aus, zum Teil schonend, zum Teil anerkennend, zum Teil tadelnd — — — — — — — — — — — — in mancher schlaflosen Nacht seh' ich ein fernes Bild, wie ein Ziel — während des Niederschreibens der Papillons fühl' ich recht, wie sich eine gewisse Selbständigkeit entwickeln will, die jedoch die Kritik meist verwirft. — Nun flattern die Papillons in die weite, herrliche Frühlingswelt; der Frühling selbst steht vor der Türe und sieht mich an — ein Kind mit blauen Himmelsaugen. — Und nun fang' ich an, mein Dasein zu begreifen — das Schweigen ist gebrochen — mein Brief ist in Euren Händen . . .

Wollt' ich Dir nun ein Gemälde meines häuslichen Lebens entwerfen, so würd' ich vielleicht sagen, daß es am Morgen italienisch und am Abend niederländisch wäre. Und so ist's auch. Meine Wohnung ist anständig, geräumig und gemütlich; früh gegen fünf Uhr kann ich wie ein Reh aus dem Bette springen; Gelderbuch, Tagebuch und Korrespondenz werden in Ordnung gehalten; bis um elf Uhr wird abwechselnd studiert, komponiert und wenig gelesen; um elf Uhr (tagtäglich) kommt Lühe,[27]) der mir überhaupt ein schönes Bild von Ordnung und Regelmäßigkeit ist — Mittagstisch — dann les' ich Französisch oder die Zeitungen — Von drei bis sechs Uhr geh' ich regelmäßig spazieren, gewöhnlich allein und nach Connewitz zu — da ist's freilich herrlich, und ich frage Dich und mich: Kann man nicht leben, wie im Himmel, wenn man das Leben in seiner Einfachheit und Nüchternheit begreifen lernt und sonst nicht unbescheiden in seinen Ansprüchen ist? Da kann ich denn manchmal recht froh die Hände ineinander schlagen, um mir zu gestehen, daß das wahre Wohl nicht

allemal in Amerika zu suchen ist. — Komme ich um sechs Uhr nach Haus, so phantasier' ich bis gegen acht, geh' dann gewöhnlich zu [Kömpel] und Wolff zum Abendessen und dann nach Haus.

Da ich aber offen gegen Dich bin, meine gute Mutter, so gesteh' ich Dir gern, aber ohne erröten zu müssen, daß diese Lebensordnung in den Monaten Februar und März oft gestört ward und Ausnahmen erlitt, die fast zur Regel wurden. Du selbst hast Raschern gefragt: ob ich wirklich so viel trinke; ich glaube, er hat mich verteidigt — ich würde es nicht getan haben; denn es hatte seine Wahrheit. Da aber das bayrische Bier mehr eine prosaische Gewohnheit als eine poetische Leidenschaft war, so war das Abgewöhnen nicht leicht, da eine Leidenschaft abzulegen unendlich leichter ist, als eine alte Gewohnheit. Fragst Du aber, ob sie abgelegt ist, so sag' ich mit fester Stimme: Ja . . .

30.

Leipzig, am 9. August 1832.

Mein ganzes Haus ist eine Apotheke geworden. Es wurde mir dann doch mit der Hand [28]) bedenklich, und geflissentlich verschob ich es, einen Anatomen zu fragen, weil ich sehr den Schwertstreich fürchtete, d. h. weil ich glaubte, er würde sagen, daß der Schaden unheilbar wäre. Ich machte schon allerhand Zukunftspläne, war fest entschlossen, Theologie zu studieren (nicht Jura), und schmückte mir meine Pfarrwohnung ordentlich mit lebenden Bildern aus, mit Deinem und andern. Endlich ging ich zu Prof. Kühl, fragte ihn aufs Gewissen, ob es sich geben würde. — Er meinte nach einigem Kopfschütteln: „Ja, aber so bald nicht — d. h. unter einem halben Jahr nicht.“ Wie ich nun einmal das Ja hatte, so fiel mir der Stein vom Herzen, und mit Freuden machte ich alles, was er verlangte. Genug war es, nämlich: Tierbäder — laß es Dir von Schurig erklären — zu nehmen, die Hand den ganzen Tag in warmem Branntweinspülig zu baden und des Nachts den Arm in einen Kräuterverband zu legen — und so wenig wie möglich Klavier zu spielen. Die Kur ist nicht die reizendste, und ich fürchte mich sehr, daß von der Rindviehnatur etwas in meine übergehen möchte — doch ist sie im übrigen

sehr stärkend. — Auch spür' ich eine Kraft und eine herrliche Straffheit im ganzen Körper, daß ich ordentlich Lust habe — jemanden recht durchzuprügeln. Vergib, meine liebe Mutter, die Plauderei! Daß unter solchen Umständen an eine Reise nach Zwickau nicht zu denken ist, brauch' ich nicht hinzuzusetzen. Daß Dir aber Dein Kind mit offenen Armen entgegenkömmt, wenn Du es besuchen willst, kannst Du versuchen. Bei mir kannst Du nicht wohnen; Eduard weiß das. Warum nicht im Gasthof — da kann man auf einen Monat für wohlfeiles Geld herrliche Stuben bekommen. — Und das wäre denn doch das Bequemste. Ich will Dir alles besorgen. Hat vielleicht Emilie keine Lust, mitzukommen oder Dich zu begleiten; ich habe rechte Sehnsucht, sie einmal zu sehen.

Die Wiener Reise ist aus denselben Gründen vorläufig aufgeschoben. Ist das Übel beseitigt, so geh' ich nach einem Aufenthalt bei Euch dahin ab. Nach Dresden muß man erst gehen, wenn man Namen und Ruf hat; welchen dort zu erlangen, hält schwer. Reißiger[29]) fesselt mich nicht; der geht einen anderen Weg als ich. Ich halte die Musik noch für die veredelte Sprache der Seele; andere finden in ihr einen Ohrenrausch, andere ein Rechenexempel und üben sie in dieser Weise aus. Du schreibst sehr richtig: „Jeder Mensch muß auf das Allgemeine, Nützliche hinwirken" — nur nicht auf das Verflachende, setz' ich hinzu. Durch Steigen kommt man auf die Spitze der Leiter. Ich möchte nicht einmal, daß mich alle Menschen verstünden ...

31.

Leipzig, am 6. November 1832. Früh Punkt zwei.

Wieviel fröhliche Sachen habe ich Dir heute zu sagen! Die erste, daß wir uns binnen 14 Tagen sicherlich sehen, beschäftigt mich während der ganzen Nacht, so daß ich mich aufzustehen entschloß, um zu schreiben und zu arbeiten, — die zweite, daß Wieck mit Klara Konzert bei Euch gibt, — und die dritte, daß ein Sinfoniesatz von mir darinnen gespielt werden soll. Darin magst Du, meine gute Mutter, die Entschuldigung meiner langen Briefpause finden. Schon seit vierzehn Tagen arbeite ich unausgesetzt, und es ist mir fast bange

und zweifelhaft, ob ich bis dahin fertig werde. — Mein Logis hab' ich für zwei Monate aufgekündigt (wenn Du mich so lange haben willst), meinen Flügel während dieser Zeit an Lühe vermietet — kurz alles ist außer der Sinfonie zur Abreise bereit. Etwas drückt mich. Ich habe gegen 50 Taler noch zu bezahlen und wenig Hoffnung, wie? Kannst Du oder die Brüder im Augenblick so viel entbehren, so würdet Ihr mir einen unendlichen Gefallen erweisen. Bitte Dich daher recht dringend umgehend um Antwort. Was die Hand anlangt, so tröstet der Doktor immer; ich für mein Teil habe völlig resigniert und halte es für unheilbar. In Zwickau will ich wieder das Violoncello vornehmen (wozu man nur die linke Hand braucht), was mir ohnehin zum Sinfoniekomponieren sehr nützlich ist. Währenddem ruht die rechte Hand — und nur Ruhe ist hier der rechte Arzt. — Das mit der Theologie war so ein Einfall, den ich nur unüberlegt, obgleich in jenem hypochondrischen Moment nicht ohne Ernst hinschrieb. Daran denk' ich nicht. — Sonst bin ich sehr ordentlich, — und arbeite ich so besonnen und ruhig fort, so fürchte nie vor der Zukunft. — Wie freu' ich mich auf Dich! meine gute, beste Mutter! — Noch dieses. Bin ich manchmal still, so haltet mich nicht für mißvergnügt oder melancholisch; ich spreche wenig, wenn ich in einen Gedanken, ein Buch, ein Herz recht versenkt bin. — In neuerer Zeit hab' ich von vielen Seiten Erfreuliches und Aufmunterndes erfahren. — Klara wird Dir viel zu denken geben. — Wieck rechnet sicher (sowie ich), daß ihm Eduard seinen Flügel nicht abschlägt. Bitte im voraus ihn und Theresen in meinem und Wiecks Namen. Ich habe viel Verpflichtung gegen ihn. Lebe wohl, liebe, gute Mutter.

32.

Leipzig, 28. Juni 1833.

. . . Um Dir nun von mir zu berichten, so war mein Leben währenddem, daß Du nichts von mir hörtest, nicht ohne Reiz und Leben. Eine Menge junger, wohlgebildeter Leute, meistens Musikstudierender, hat einen Kreis um mich gezogen, den ich wieder um das Wiecksche Haus ziehe. Am meisten erfaßt uns der Gedanke an

eine neue, große musikalische Zeitung,[30]) die Hofmeister verlegt, und von welcher Prospektus und Anzeige schon im künftigen Monat ausgegeben werden. Ton und Farbe des Ganzen sollen frischer und mannigfaltiger als in den andern, vorzüglich dem alten Schlendrian ein Damm entgegengestellt werden, ob ich gleich wenig Aussicht habe, mit Wieck, der mir übrigens täglich befreundeter wird, je in meiner Kunstansicht zusammenzutreffen. Viel Köpfe, viel Sinne, wenn es auch Kampf geben sollte. Die Direktion besteht aus Ortlepp,[31]) Wieck, mir und zwei anderen Musiklehrern, meistens ausübenden Künstlern (mich neunfingerigen ausgeschlossen), das schon der Sache einen Anstrich gibt, da die andern musikalischen Zeitungen von Dilettanten redigiert werden. Unter den andern Mitarbeitern nenne ich Dir Lühe, Hofrat Wendt, den tauben Lyser, Reißigern und Krägen in Dresden, Franz Otto in London.[32]) — Vielleicht gewinne ich durch dieses Unternehmen etwas, nach dem ich mich, dessen Natur sich eigentlich gegen alles Ungeregelte sträubt, wie mit mir sich mancher andere Künstler, sehnt, das heißt: meinen festeren (bürgerlichen) Hintergrund, der gleichsam sich als Rahmen um das Bild oder als Gefäß um die auseinanderfließende Masse legt, der finanziellen Vorteile ꝛc. nicht zu gedenken . . .

Daß ich mit Kalkbrenner,[33]) dem feinsten, liebenswürdigsten (nur eitlen) Franzosen oft verkehrt habe, wird Dir wohl Eduard gesagt haben. Jetzt, nachdem ich die bedeutendsten Virtuosen (Hummel ausgenommen) kenne, weiß ich erst, was ich selbst früher geleistet habe, nämlich viel. Man glaubt von berühmten Männern das Neueste zu hören und findet oft nur seine alten, lieblichen Irrtümer in glänzende Namen gehüllt. Namen — glaube mir, da ist die Hälfte des Sieges. Dennoch reiche ich vor allen männlichen Virtuosen zwei Mädchen die Palme, der Belleville[34]) und der Klara. Nun, die letztere, die wie immer innig an mir hängt, ist die alte — wild und schwärmerisch — rennt und springt und spielt wie ein Kind und spricht wieder einmal die tiefsinnigsten Dinge. Es macht Freude, wie sich ihre Herzens- und Geistesanlagen jetzt immer schneller, aber gleichsam Blatt für Blatt entwickeln. Als wir neulich zusammen von Connewitz heim-

gingen (wir machen fast täglich zwei- bis dreistündige Märsche), hörte ich, wie sie für sich sagte: „O wie glücklich bin ich! wie glücklich!" Wer hört das nicht gern! — Auf demselben Weg stehen sehr unnütze Steine mitten im Fußsteg. Wie es nun trifft, daß ich oft im Gespräch mit andern mehr auf- als niedersehe, geht sie immer hinter mir und zupft an jedem Stein leise am Rock, daß ich ja nicht falle. Einstweilen fällt sie selbst darüber . . .

33.

An Klara Wieck

Leipzig, den 2. August 1833.

Liebe Klara! Für Menschen, die nicht schmeicheln können, gibt es wohl kaum eine sauerere Arbeit, als erstens einen Dedikationsbrief zu schreiben, zweitens einen zu beantworten.[35]) Man ist da ganz von Bescheidenheit, Bereuen, Dankeszollen usw. außer sich und zerknirscht. Anderen als Ihnen würd' ich daher ganz höflich erwidern müssen: Wie verdiene ich diese Auszeichnung? Haben Sie bedacht? — oder ich würde Bilder gebrauchen und schreiben, daß der Mond unsichtbar für den Menschen wäre, ließe nicht die Sonne ihre Strahlen zuweilen auf ihn fallen — oder sagen: Siehe, wie sich der edlere Weinstock an der niedrigen Ulme aufzieht, daß die frucht- und blütenlose an seinem Geist trinke. — Ihnen aber gebe ich nichts als einen herzlichen Dank, und wären Sie gegenwärtig (selbst ohne Erlaubnis des Vaters), einen Händedruck; dann würde ich etwa die Hoffnung aussprechen, daß die Vereinigung unserer Namen auf dem Titel eine unserer Ansichten und Ideen für spätere Zeiten sein möchte. Mehr bieten kann ich Armer nichts. —

Meine Arbeit wird wohl, wie viele andere, eine Ruine bleiben, da sie seit langer Zeit nur im Ausgestrichenen vorgerückt ist. Etwas anderes folgt. Fragen Sie Krägen, dem ich einen guten Morgen wünsche, ob er wohl Patenstelle am Werke vertreten will, d. h. ob ich es ihm dedizieren darf.

Da der Himmel heute ein gar zu finster Gesicht macht, so tut

es mir leid, heute zur Abendmusik nicht kommen zu dürfen. Auch habe ich mich jetzt so dicht eingesponnen, daß nur kleine Flügelspitzen aus der Puppe gucken, die leicht beschädigt werden könnten. Doch hoffe ich gewiß, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sehen.

3. Davidsbündler

„Der Davidsbund ist nur ein geistiger romantischer, wie Sie längst gemerkt haben. Mozart war ein ebenso großer Bündler, als es jetzt Berlioz ist, Sie es sind, ohne gerade durch Diplom dazu ernannt zu sein." An Heinrich Dorn. 14. Sept. 1836.

34.

An Friedrich Wieck

Leipzig, vom 6. August 1833.

. . . Verstand ich anders recht, so sagten Sie: „Wenn Sie sich der Sache mit Eifer annehmen, so verspreche ich Ihnen meine Hilfe; werden Sie aber lau — —, so ziehe ich mich zurück, wollten Sie endigen. Wie — sind Sie nicht Mitherausgeber des Blattes? Wollen Sie nicht gleich Leid und Freud' tragen? Versprachen Sie dieses, wie ich doch vermuten durfte nach dem Interesse, das Sie für die Angelegenheit zeigten, — kann etwaige Kühlheit von meiner Seite der Ihrigen zur Entschuldigung dienen? Wollen Sie halben Beistand geben?

Hätte ein anderer, dessen Ausdrucksweise ich weniger verstünde als die Ihrige, mir dieses gesagt, so hätte ich unverhohlen geantwortet: Behalte alles — bin ich im Feuer, so brauch' ich höchstens Deine Zügel — bist du es, so rechne auf meine — werde ich aber kühl, so leihe mir Deine Flügel — das ist billig. Oder bin ich etwa ruhmsüchtig? Oder liegt mir so viel an der Redaktion, wenn Sie anders

die Besorgung der Korrespondenz usf. so nennen wollen? Wenn Sie das nicht für große und größte Aufopferung von meiner Seite halten, so werde ich Sie freilich nicht davon überzeugen können. Darum nur unterzieh' ich mich jener Leitung, weil ich den Verhältnissen am nächsten stehe, und weil ich nicht gern die Ausführung einer Idee aufgebe, von der ich einsehe, daß sie unzuberechnende, bildende Vorteile für Herz und Kopf mit sich bringt.

Da ich aber Ihre Ausdrucksweise zu kennen glaube, so lege ich jener Äußerung, wenn ich sie überhaupt zu hypochondrisch anschlage, den Sinn unter, daß Sie einen leisen Verdacht auf meine Ausdauer für die Zukunft werfen, den ich mir selbst nicht verhehle. Denn wer haftet für Zufälligkeiten, unerwartete Störungen und dergleichen? Ich sagte Ihnen auch, daß ich mich auf höchstens zwei Jahre zur festen Mitteilnahme verstehe, ohne dann mich absolut abzulösen behaupten zu wollen. Jenen Zeitraum halte ich aber für hinreichend, vieles aus der regelmäßigen Beschäftigung zu lernen, der Kunstansicht Festigkeit und Geschlossenheit zu geben, ohne Gefahr laufen zu müssen, steif zu werden oder den Gefallen an der reineren Anmut der Kunst zu verlieren. Aber ich verheimliche Ihnen nicht, daß ich dann Ihre Worte milder gestellt zu sehen wünschen möchte, etwa: Vereint arbeiten wir am Werk — schläft der eine, so sei der andere wach und energisch — zieht der die Fühlhörner ein, so stecke sie jener heraus.

Ich nehme Ihre Nachsicht für meine Offenheit in Anspruch; denn wankt auf diese Art der Bau schon im Grunde, so ist der spätere Sturz ja leicht vorauszusehen. Soll aber ein so kompliziertes Unternehmen kräftig zu Ende gebracht werden, so müssen sich doch die Kräfte wechselseitig und unbedingt unterstützen. Geben Sie aber, nach Ihren gestrigen Worten, Beistand bedingt, so kann das der Ausführung natürlich nur Schaden bringen.

Es wäre einfältig von mir, zu glauben, Ihnen im ganzen Brief etwas gesagt zu haben, was Sie nicht selbst wüßten. Aber Sie erfüllen mir wohl die Bitte, mir heute eine Verständigung Ihrer Ansicht zu geben.

35.

An Franz Otto [32])

Leipzig, den 9. August 1833.

Bester Franz Otto! Was hab' ich Dir nicht alles zu sagen an Leid und Freud', Lust- und Luftschlössern, Unsterblichkeitsträumen und -tränen, kurz von vielem! Daß es auch einmal recht erbärmlich gegangen ist, hätte vorderhand nichts zu sagen, das vielleicht eher, daß Ihr eine schöne Zeit nicht nutzen und genießen konntet. Nun, so trinke Dich wieder kräftig am deutschen Geist und seinem Adlerblut. Glaube mir, der Deutsche leidet in fremden Landen auch an einem andern Heimweh als am physischen.

Nimm, mein geliebter Freund, diesen Brief als Vorboten einer ordentlichen nachfliegenden Korrespondenz, für heute muß ich kurz sein. Als Herold einer besseren musikalischen Zukunft möchte Dir der Brief erscheinen. Es fehlt ein Hermann mit einem Lessing unterm Arm, der einmal in das Gesindel führe. Ziehe Dich nicht zurück vom Kampfe und schlage mit drein! Wieck hat Dir wohl gesagt, daß eine neue musikalische Zeitschrift erscheinen soll, die als Vertreterin der Anrechte der Poesie alle Schäden der Zeit schonungslos angreife. Obgleich ich Deine Ideen nicht genauer kenne, so habe ich in Dir immer einen so warmen Freund des Tüchtigen und Echten erkennen müssen und Dich selbst stets als solchen erkannt, daß ich Dich auffordern zu müssen glaube, mit Hand ans Werk zu legen. Zwar tust Du's schon passiv, indem Du schreibst; aber außerdem muß die Kritik tätig eingreifen und den Sieg gewiß machen.

Vorderhand sei einmal recht spaßhaft und schreibe englische Briefe, mit denen wir schon in den ersten Blättern, die Anfang Oktober zur Probe ausgegeben werden, brillieren möchten. Ich bitte Dich, Bester — habe nach Lesung dieser Zeilen nichts Eiligeres zu tun, als Dich hinzusetzen und zu den „englischen Briefen" eine Feder zu schneiden. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, wieviel auf die ersten Blätter ankommt, die, wenn auch nicht zu viel versprechen, doch

eine Lücke fühlbar machen sollen, die das Publikum sodann als gefüllt empfindet. Hast Du nicht Lust, Deine Gedanken einzurahmen oder zu garnieren, so überlaß mir dies; die Naturfrucht soll schon durchschimmern. Es wäre wünschenswert, daß Du als Ferner den Briefstil als den lebendigsten und den Verhältnissen nach den natürlichen wähltest und etwa an eine ideale Person (eine Geliebte, Vult Harnisch, Peter Schoppe) schriebest. Nun, das alles überlasse ich Deiner Einsicht. Die Wichtigkeit der Sache und ein altes Freundschaftsgefühl werden Dich antreiben, mir schleunig zu antworten, ob die Redaktion mit Sicherheit auf englische Briefe in die ersten Blätter rechnen kann. Wirft das Unternehmen etwas ab, so glaubt sie, Dir, schreibst Du emsig fort, auch ein leidliches Honorar versprechen zu können . . .

An die Mutter.

36.

Leipzig, den 27. November 1833.

. . . Von den vergangenen Wochen[36]) nichts. Ich war kaum mehr als eine Statue ohne Kälte, ohne Wärme; durch gewaltsames Arbeiten kam nach und nach das Leben wieder. Aber ich bin noch so scheu und schüchtern, daß ich nicht allein schlafen kann, habe auch einen grundgutmütigen Menschen zu mir genommen, an dem ich manches zu bilden finde, was mich reizt und erwärmt. Glaubst Du wohl, daß ich nicht den Mut habe, allein nach Zw. zu reisen, aus Furcht, es könne mir etwas geschehen? Heftiger Blutandrang, unaussprechliche Angst, Vergehen des Atems, augenblickliche Sinnesohnmacht wechseln rasch, obgleich jetzt weniger als in den vergangenen Tagen. Wenn Du eine Ahnung dieses ganz durch Melancholie eingesunkenen Seelenschlafes hättest, so verziehest Du gewiß, daß ich nicht geschrieben. Noch eines: Weißt Du wohl, daß ein gewisser R. S. stündlich an Dich denkt — schreibe ihm doch ja recht bald! Lebe glücklich! — Tief im Herzen ruht mir etwas, das ich um keinen Preis missen möchte — der Glaube, daß es noch gute Menschen gibt — und einen Gott. Bin ich nicht glücklich? —

37.

Leipzig, am 4. Januar 1834.

Erst heute habe ich Deinen Brief gelesen. Als ich ihn vor acht Tagen erhielt und am Anfang die dunkle Farbe des ganzen erriet, fehlte mir die Kraft zum Auslesen. Da jetzt nur der Gedanke an fremde Leiden so vernichtend für mich ist, daß er mir alle Tatkraft nimmt, so hütet Euch, mich irgend etwas wissen zu lassen, was mir im geringsten Unruhe machte — ich muß sonst ganz auf Eure Briefe verzichten. Namentlich bitte ich Euch herzlich, auch durch nichts mündlich oder schriftlich an Julius und Rosalien zu erinnern. Ich habe keinen Schmerz gekannt — nun ist er gekommen, aber ich habe ihn nicht zerdrücken können, und er hat's mich tausendfach. Dennoch fühle ich mich seit einigen Tagen wohler und frischer denn seit langer Zeit; es kommen vielleicht nach und nach die heiteren Gestalten wieder, und dann will ich recht gut gegen die Menschen sein, wie sie jetzt so gütig gegen mich sind. Du glaubst das kaum. Wenn Du meinst, ich zöge mich jetzt immer tiefer in mich hinein, so irrst Du — ein Menschenwort macht mich jetzt glücklich; für jede Silbe, die man mit mir spricht, möchte ich den Menschen danken. Sonst lebe ich sehr einfach, habe mir alle geistigen Getränke abgewöhnt, gehe jeden Tag viel spazieren, namentlich mit meinem vortrefflichen Ludwig Schunke, von dem Du gelesen haben wirst. Ich habe auch fleißiger gearbeitet als eben in den vorigen Wochen. Die „Davidsbündler" im Kometen überschlage nicht; sie sind von mir und machen etliche Sensation . . .

Du frägst, ob ich auskomme? Offen gestanden — Nein. Zinsen und Honorarverdienst betragen vorderhand nicht mehr als 400—500 Taler und unter 600 habe ich leider nie gebraucht. Aber glaube mir, das sind unbedeutende Sorgen gegen die großen Lebensschmerzen. Sind diese geheilt, so kommt Glück und Energie wieder, die jene leichteren bald unterdrücken. In dieser Hinsicht bin ich ruhig. — Sei aber auch Du es! Wir glauben am Himmel oft Nebelflecke zu sehen; es sind aber leuchtende Sonnen, die unser schwaches Auge nicht zu unterscheiden vermag.

Die Traurigkeit Deiner Einsamkeit fühl' ich wohl. Willst Du

nicht zu Eduard oder Karl ziehen? Du bist Deinen Kindern, die Dich so sehr lieben, das längste Leben schuldig, das sie Dir gewiß auch gern zum freudigsten machen, soweit es in ihren Kräften steht. Wenn ich hier einen Wunsch ausspreche, den ich namentlich in der letzten Zeit so oft und so warm gesagt habe, den nämlich: daß Du auf einige Zeit nach Leipzig ziehen möchtest, so habe ich mir wohl überlegt, daß da für das viele Teure, was Du zurücklassen mußt, nur wenig Ersatz geleistet werden kann, daß ich wohl eine Schuld abtragen möchte, die ich mir jetzt oft vorwerfe: „ich handle nicht rücksichtsvoll und dankbar genug gegen Dich", — daß ich aber gar wohl weiß, wie schwer sich der ältere Mensch in neue, von den früheren gänzlich verschiedene Lebensverhältnisse schickt, und daß ich mir unendliche Vorwürfe machen würde, wenn Du im neuen Kreise das nicht fändest, was Du gedacht hast. Denk darüber nach und schreibe mir, was Du davon hältst. Ich unterlasse es, Dir von meiner Freude etwas zu sagen, wenn Du in meinen gewiß gut gemeinten Vorschlag eingingest . . .

38.

Leipzig, 2. Juli 1834.

Gestorben bin ich nicht — sonst würd' es sicherlich in unsrer Zeitung gestanden haben, die Dir gwiß im Gegenteil öfters Fleiß- und Lebens- und Freudenzeichen brachte . . .

Vieles, Freud- und Leidvolles, liegt in dieser zweimonatlichen Pause, ja sogar manches, was für mein ganzes künftiges Leben entscheiden könnte. Wenn ich Dir so gegenübersitzen und Dir alles vertrauen, Dich fragen und sprechen dürfte! Unter das Freudvolle zähl' ich vorerst den ganzen neuen Wirkungskreis, die Freude an der Arbeit, am Wirken für die Welt, Anerkennung und Lob von außen als Dank für den guten Willen — sodann die näheren Verhältnisse, in die ich dadurch zu andren getreten bin, die Freundschaft und Achtung echter und rechter Menschen, soweit mein Blick reicht, das dadurch in schönes körperliches und geistiges Genießen geteilte Leben . . .

Mit dem Komponieren geht's natürlich jetzt nicht so schnell: nimm jedoch das beiliegende Stück (Toccata) als Beweis meines fort-

währenden Strebens. In Zwickau wird es schwerlich jemand erwachen. Vorderhand muß ich durchaus der Zeitung meine ganze Tätigkeit widmen — auf die andern ist nicht zu bauen. — Wieck ist fortwährend auf Reisen, Knorr krank, Schunke versteht nicht so recht mit der Feder umzugehen — wer bleibt übrig? — Doch hat die Zeitschrift einen so außerordentlichen Erfolg, daß ich auch mit Nutzen und Feuer fortarbeite. Bis jetzt sind gegen 300 Bestellungen eingegangen. — Kurz, Leben ist viel in unserem Leben.

Dazu sind noch in unseren Kreis zwei herrliche weibliche Wesen gekommen; die eine (wie ich dir schon früher schrieb) die sechzehnjährige Tochter des amerikanischen Konsuls List, Emilie, eine Engländerin durch und durch, mit scharfem, leuchtendem Auge, dunkelm Haar, festem Schritt, voll Geist, Haltung und Leben — die andre Ernestine, Tochter eines reichen böhmischen Barons v. Fricken, ihre Mutter eine Gräfin Zettwitz, ein herrlich reines, kindliches Gemüt, zart und sinnig, mit der innigsten Liebe an mir und allem Künstlerischen hängend, außerordentlich musikalisch — kurz ganz so, wie ich mir etwa meine Frau wünsche — und ich sage Dir, meiner guten Mutter ins Ohr: richtete die Zukunft an mich die Frage: Wen würdest du wählen — ich würde fest antworten: Diese. Aber wie weit liegt das, und wie verzichte ich schon jetzt auf die Aussicht einer engeren Verbindung, so leicht sie mir vielleicht werden würde! — Ist Dir meine Offenheit unlieb? Nein — sonst müßt' ich es ja selbst Dir sein. — — Klara ist in Dresden und entwickelt sich immer genialer; ihre Briefe, die sie (auch mir) schreibt, sind merkwürdig geistvoll . . .

39.

An Ernestine von Fricken[37])

Leipzig, am 28. Juli 1834.

Dürfte ich sprechen, wie ich wollte, so würde ich erst dem schönen Genius danken, daß er mich Sie kennen lernen ließ, meine verehrte Freundin — sodann, daß er mich durch das freudige Ereignis im lieben Wieckschen Hause[38]) in nähere äußere Verwandtschaft mit Ihnen

brachte. Ich sage „in eine äußere" — denn ich bin zu wenig, als daß ich denken sollte, der Glaube an eine innere, ältere künstlerische dürfte Sie erfreuen. Wie dem auch sei, so werde ich doch nimmer jenem „schönen Genius" vergelten können, der mir wie nie zuvor den Blick in ein reiches Leben gönnte und mich in den Kreis herrlicher Menschen zog, denen Sie so wert und unvergeßlich geworden sind.

Habe ich jemals gewünscht, daß die Zeit stillstehen möchte, so ist es jetzt — hab' ich aber auch jemals einen Brief mit der innigsten Verehrung geschlossen, so geschieht es in diesem Augenblick.

40.

An Frau Henriette Voigt[39])

Verehrteste Frau.

Das Benehmen — ich weiß nicht, ob das Wort trifft — ich meine die Art, wie ich die mannigfachen Beweise Ihrer Teilnahme an mir Geringem oft angenommen und abgelehnt, bildet ein so sonderbares Rätsel polarischer Anziehung und Abstoßung, daß ich mich jetzt schon über einzelnes vor Ihren Augen in ein günstigeres Licht setzen möchte. Doch gehen jetzt die Konstellationen so durcheinander, mein Leben bricht sich in diesem Augenblick in so eigenen Farben, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bleiben muß bis auf Zeiten, wo die Verhältnisse klarer und ruhiger geworden sind. Ich sage Ihnen das, meine verehrte Freundin, niemanden weiter, — dürfte ich glauben, daß das Geständnis und die Versicherung der innigsten Mitleidenschaft an allem, was Sie betrifft, Ihnen etwas wert sein könnte, so wäre das ein Trost, wenn auch keine Entschuldigung für mich, da es mit der Weise, wie ich eine Teilnahme gezeigt, im Widerspruch zu stehen scheint. Jedenfalls — beurteilen Sie mich mild, wenn Sie anders noch können — ich bitte Sie darum!

Ihr letzter Brief ist mir sehr wert; ich hab' ihn oft gelesen und mich im stillen auf die künftige Belehrung gefreut, die ich Ihnen darüber geben soll. Dürfte man nur Eusebius trauen, dem bei Lesung Ihrer Zeilen sein Versprechen (eigentlich Pflicht) einfiel, den an-

gefangenen Aufsatz über Berger, auf den Ihre Reflexionen nicht minder anzuwenden sind, zu vollenden.

Als Florestan den Brief verlas, machte der Zufall ein recht sinnig Anagramm — Sie schreiben nämlich „Rochlitz,[40]) der seit langen Jahren jedem strebenden Künstler treu zur Seite gestanden usw." — Florestan las aber „jedem sterbenden" — das, meinte ich, bezeichnet R. recht als liebenden Vater, der so oft unter Schmerzenstränen manchem hohen Menschen das Auge zudrückte und an seinem Grabe sprach. Florestan setzte hinzu, er denke auch hier an Lafayette, der immer aufrecht stand beim letzten Atemzug eines Volkes als Beschützer der Leiche. — „Wohin gerätst du, Florestan", sprach ich. Das gäbe ja eine Brücke zu den Papillons: denn über dem zerstäubten Leib denken wir gern die Psyche emporflattern. — Manches könnten Sie von mir darüber erfahren, wenn es nicht Jean Paul besser täte. Haben Sie einmal eine freie Minute, so bitt' ich Sie, das letzte [gemeint ist das vorletzte] Kapitel der Flegeljahre zu lesen, wo alles schwarz auf weiß steht, bis auf den Riesenstiefel im Fis-moll (beim Schluß der Flegeljahre ist's mir, als würde das Stück [allerdings] geschlossen, es fiele aber der Vorhang nicht herunter). — Ich erwähne noch, daß ich den Text der Musik untergelegt habe', nicht umgekehrt — sonst scheint es mir ein „töricht Beginnen". Nur der letzte, den der spielende Zufall zur Antwort auf den ersten gestaltete, wurde durch Jean Paul erweckt. Noch eine Frage: Sind Ihnen die Papillons nicht an sich klar? Es ist mir interessant, das zu erfahren.

— Nehmen Sie diese wenigen Zeilen, die nur matt das kopieren, was ich Ihnen alles zu sagen hätte, mit dem Wohlwollen auf, auf das ich stolz wäre, wenn ich mir es besser verdient hätte.

R. S.

41.

An H[auptmann] von Fricken[41]) in Asch

[Zwickau] Vom 20. November 1834.

— Diese Zeilen möge eine gesündere Hand öffnen als die, welche sie schrieb und zuschloß. Das ist auch der Grund zu meinem

langen Schweigen, bei dem freilich wenig einzubüßen ist, sowie zu meinem Ausflug in meine Vaterstadt, von wo aus ich diesen Brief an Sie, hochverehrter Herr, richte. Hätte ich Fausts Mantel, so würden Sie in der fliegenden Gestalt, sähen Sie vielleicht zufällig eine schweben, leicht meine erkennen — denn ich wünschte mir dann einen Blick in Ihr stilles und (wär' es Abend) erleuchtetes Asch tun zu dürfen und auch in Ihr Zimmer, um zu sehen, ob Sie sich eines dauernden Wohlseins erfreuen. Aber die Phantasie hat auch ihre Faustsmäntel, und ich möchte, daß ich daran nicht zu zweifeln hätte. —

Von Leipzig trieb mich auch Schunkens vorrückende Krankheit fort, die etwas schreckhaft Leises für mich hat. Da begraben sie einen hohen Menschen. Frau von Fricken würde solchem Freunde die Augen zudrücken wollen — ich kann aber kaum meiner Krankheit Herr werden, die eine recht niederdrückende Melancholie ist. — Das Wort schreibt sich leicht hin, aber es zu erleben und auszuhalten, übersteigt oft menschliche Kraft. Entschuldigen Sie, wenn ich über etwas klage, was Sie wenig interessieren kann; aber Sie sehen vielleicht um so eher mir mein Stillschweigen nach, über das man sich in solchem Zustand nur selten erheben kann. — Seitdem gestaltete sich in Leipzig alles so, wie ich vorausgesagt hatte — es war kein Seelenhalt im Ganzen, Schunke darf schon nicht aus dem Zimmer, Wieck ist mit Klara nach dem Norden gereist; so machte ich, daß ich fortkam, da die Zurückbleibenden kein Ansehen haben, etwas zusammenzubringen, was für jenen schönen Frühlingstraum [?] im geringsten entschädigte ... Es freut mich, daß Ihnen mein Rätsel[42]) keines geblieben ist, freilich waren es auch keine Oedipus. Lachen mußt' ich, als ich am Morgen merkte, daß ich falsch buchstabiert und A s h c [?] gesetzt hatte. Wochenlang hab' ich daran gespielt (obwohl eine Minute daran komponiert), ohne daß ich meinen Irrtum bemerkt hätte.

Eine ausführliche Antwort verspare ich mir bis auf Mitschickung des Allegro,[43]) welche in kurzer Zeit erfolgt. Eine Stelle in Ihrem Briefe ist mir gegenwärtig, da wo Sie sagen, „daß Ihre Phantasie im Golf von Neapel versenkt läge". Vergessen Sie aber nicht, daß in der Meerestiefe auch Perlen ruhen, und daß Ihnen

ein ausgleichender Genius einen Ersatz gab, den Sie schwerlich gegen das Verlorene einlösen möchten. Ich bin zudringlich genug, mich bei diesem „Geniusgeschenk“ in Erinnerung zu bringen, wenn auch mein voriger Gruß in die Ferne unerwidert geblieben ist.

42.

An den Advokaten Dr. Töpken[44]) in Bremen

Leipzig am 6. Februar 35.

. . . Aber warum lassen Sie so lange auf eine Korrespondenz warten? Ich drohe Ihnen, im Fall Sie noch zu lange mit dieser Pause foltern sollten und wollten, in eine der nächsten Nummern folgende Anzeige rücken zu lassen: „Hr. T. Töpken, Dr., Bremer Korrespondent, ist am — gestorben.“ — Wahrhaftig, alle Abonnenten fragen, wo denn die gute Bremer Korrespondenz bliebe. Haben Sie so wenig historischen Stoff, nun so bauen Sie die schönsten kritischen Bemerkungen ein. Sie kennen mich ja und wissen, wie wenig mir an den Künstlern und wie viel an der Kunst liegt, ich meine, wie wenig personell Ihr Bericht zu sein braucht, wenn Personen und Data fehlen sollten. Doch hab' ich von Ihren Konzerten nur lobenswertes gehört, und das müßte Sie, der Sie zumal ein Nebeninteresse haben, besonders anregen, anzuregen. Also Lieber, Bester, ich hoffe recht bald auf Sie.

Ich bin jetzt alleiniger Redigent und Eigentümer der Zeitung, d. h. ich habe noch zwei Jahre Geld zuzusetzen, dann läßt sich aber etwas erwarten. Wie gefallen Ihnen die Anfangsnummern? Im letzten Vierteljahr des vorigen Jahrgangs war nur wenig Halt und kritische Bestimmtheit. Jetzt soll manches besser werden. Verlassen Sie sich darauf und empfehlen Sie das Blatt wo Sie können, wenn es anders nicht gegen Ihre Überzeugung ist . . .

Von Schunke wissen[45]) Sie. Ich arbeite jetzt an seinem Nekrolog. Ihre Grüße an ihn im Empfehlungsbriefe haben mich so stumm und blaß angeschaut — das war ein Mensch, ein Künstler, ein Freund sondergleichen. Die Davidsbündler werden Ihnen mehr erzählen. —

... Wie mißfällt Ihnen meine Toccata in der neuen Gestalt? Ich bin trotz der Redaktion fleißig im Komponieren. Haben Sie das Allegro? Es ist wenig daran, als der gute Wille — und schon vor vier Jahren gleich nach meiner Rückkunft von Heidelberg komponiert.

Sie würden bessere Briefe verdienen, wenn Sie schnellere Antwort schickten. Zum Schluß eine alte Jean Paulsche Regel: daß es keine bessere Art gibt, einen Brief zu beantworten, als gleich nach Empfang. Ist bis zum 28. Februar nichts in meinen Händen, so erfüll' ich meine Drohung.

43.

An seine Schwägerin Therese Schumann

Leipzig, 1. April 1836.

Auch ich habe in den vergangenen Wochen so viel und so heftig an Dich gedacht, daß ich Dich oft mit der Hand fassen zu können glaubte. Beim Gedanken, daß Du mich lieb hast, fühle ich mich so sicher, so geborgen, ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich. Das macht, weil Du ein starkes Herz hast und tragen kannst und trösten und aufrichten. Wenn ich von hier fortginge, so geschäh' es nur, wenn ich die günstigsten Aussichten hätte. Eduard kann mit Wien nur gescherzt haben; das sind vorderhand Rechnungen im Traum gemacht. Auf keinen Fall geschähe es aber vor Weihnachten. Bedenke, was ich zurücklasse! Einmal und vor allem die Heimat — möge mein Herz niemals so erkaltet sein, daß diese mir gleichgültig, sodann Verwandte, Dich, die ich in ein paar Stunden sehen und sprechen kann — dann Leipzig selbst, wo alles blüht und im Schwunge geht — sodann Klara, Mendelssohn, der im künftigen Winter wieder zurückkehrt — und hunderterlei anderes. Würde durch einen Umzug meine Zukunft *fixiert*, so stünde ich keinen Augenblick an! aber leichtsinnig und ohne Gewähr unternehme ich nichts. Das würde mich zurückbringen, was ich niemals einholen könnte. Also Du hast und behältst mich noch auf ein Jahr und ich Dich — *und das Jahr* wollen wir auch schön verleben und für einander nützen.

Was mein übriges Leben [betrifft], so würdest Du mich darum

loben. Wie ich immer gern etwas Extraordinäres vorstellte, so bin ich, wie ich ehemals einer der stärksten Raucher und Bayern war, jetzt einer der schwächsten geworden. Zigarren, des Tages höchstens vier, Bier seit zwei Monaten gar keines. Nun fleckt aber auch alles, und ich bilde mir ordentlich etwas ein. Lobe mich also nicht, denn ich tu' es für mich schon hinlänglich.

Mendelssohn[46]) ist der, an den ich hinanblicke wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und Du solltest ihn kennen. Außer mit ihm gehe ich um mit David[47]) (dem Konzertmeister) und einem Dr. Schlemmer, Begleiter des jungen Rotschild, und mit dem letztern selbst. Die drei letzten wirst Du noch in Leipzig finden. Der Doktor wird ganz nach Deiner Art sein — ein Weltmann von der Zehe bis zum Kopf. Dr. Reuter und Ulex[48]) sind natürlich meine alten Begleiter. — Über Wiecks und Klara sprechen wir mündlich; ich bin da in einer kritischen Lage, aus der mich herauszuziehen noch Ruhe und klarer Blick fehlt. Doch steht es so, daß ich entweder nie mit ihr mehr sprechen kann, oder daß sie ganz mein eigen wird. Du sollst alles wissen, wenn Du kommst, und wirst mein Bestes fördern ...

44.

L[eipzig], den 15. November 1836.

Wie oft ich Dich doch in Deinem Einsiedlerfenster sitzen sehe, den Kopf in den Arm gestützt, ein Lied leise in Dich hineinsingend, vielleicht auch zweifelnd, ob ein gewisser R. der vielen Liebe wert wäre, mit der man ihn überschüttet. Was mich aber abhielt, weder zu kommen noch zu schreiben, war allerdings anzuschlagen. Erst Chopin[49]), Lipinski, Mendelssohn, die Carl, Ludwig Berger[50]) und hundert anderes. Schlag auf Schlag kamen sie. Wärst Du hier, wie wollte ich Dir alles zuführen, was solltest Du Menschen sehen und Menschen kennen lernen, andere als in Zwickau! Nun ist auch noch ein junger „Stamaty"[51]) da, der für mich wie aus den Wolken gestiegen kam, ein kluger, ausgezeichnet hübscher, feiner und herzlich guter Mensch, in Rom geboren von griechischen Eltern, in Paris erzogen, der jetzt seine musikalischen Studien bei Mendelssohn vollenden

will. Sehr würde er Dir gefallen; wir hatten uns auch zum Musikfest nach Z[wickau] zu kommen fest vorgenommen; dann zerschlug sich's wieder. Doch wird er bis Frühling hier bleiben. Wirst ihn also hier zur Messe sehen, oder wir kommen vorher zu Dir. Mit dem Deutschen geht's noch sehr schlecht bei ihm, desto besser mit dem Französischen bei mir. Dann ist noch ein junger Engländer William Bennett[52]) in unseren täglichen Kreisen, Engländer durch und durch, ein herrlicher Künstler, eine poetische, schöne Seele, vielleicht bring' ich auch den mit. Mendelssohn hat eine Braut und ist, ganz erfüllt von dieser einen, noch nicht liebenswürdig und groß genug; es vergeht wohl kein Tag, wo er nicht ein paar Gedanken wenigstens vorbringt, die man gleich in Gold eingraben könnte. Seine Braut heißt Cäcilia Jeanrenaud, die Tochter eines reformierten Predigers, Cousine von Dr. Schlemmer. Zu Weihnachten reist er nach Frankfurt, sie zu sehen. Ich soll mit; vielleicht. — Der Dr. Schlemmer endlich, denke Dir, hat einen Orden erhalten, einen churhessischen. Das wird ihm gut stehen; ich habe es ihm lange angesehen, daß er nicht ohne Orden sterben wird. Er ist mit Rotschild in Heidelberg. David verheiratet sich in diesen Wochen und bleibt Konzertmeister trotz der 100 000 Taler, die ihm seine Frau mitbringt. Außer diesem sind noch ein junger, sehr reicher und talentvoller Mensch, Franck aus Breslau, und der junge Goethe[53]), Enkel des Alten, bis jetzt aber noch ohne hervorstechenden Charakter, an unserm Mittagstisch . . .

Für Dich allein!

K[lara] liebt mich noch so warm wie sonst; doch habe ich völlig resigniert. Bei Voigts bin ich oft. Das geht so im Kreise. Ein wunderbar Ding, dies Leben!

45.

An A. v. Zuccalmaglio[54])

Leipzig, am 31. Januar 1837.

Mein sehr verehrter und teurer Herr!

Zuerst also, daß ich vor einigen Tagen Herrn Mendelssohn, mit dem ich täglich zum Mittagstisch bin, Ihren Aufsatz: „Erste

Töne" zu lesen gab, von weitem beobachtend, wie sich sein Gesicht aufziehen würde, wenn er an die Schlußwendung käme, die mir selbst (ich will es offen sagen) etwas Nasses in die Augen brachte. Aufmerksam las er, sein Gesicht (ein herrliches, ewiges) zeichnete alles nach, immer mehr Beifall schwebte darauf — und jetzt kam die Stelle. Sie hätten ihn sehen sollen. „Ei, was ist das, das ist ja zu viel; dies freut mich wirklich; es gibt verschiedene Arten, gelobt zu werden: das kommt aber aus reinem Herzen" 2c. Sie hätten es sehen und hören sollen. „Und vielen, großen Dank dem, der's geschrieben." So ging's fort, und wir tauchten uns dann in Champagner.

In der Tat — schon längst sagte ich mir, „es hat noch niemand so über Musik geschrieben als Wedel" (Zuccalmaglios Deckname), es ist oft, als läse ich eben in Mendelssohns Gesicht, das in einer ewigen, zarten Bewegung von allem offen Rechenschaft gibt, was in und außer ihm vorgeht. So lebendig in jedem Wort ist Ihre Prosa, so malerisch in ihren einzelnen Wendungen, so klangvoll fallend und steigend. Doch genug . . .

Kennen Sie Paulus von ihm? Da löst eine Schönheit die andere ab; er ist auch der erste, der den Grazien einen Platz im Gotteshause angewiesen hat, die doch auch nicht vergessen sein dürfen und ehemals vor lauter Fugen nicht zu Worte kommen konnten. Lesen Sie Paulus ja je eher je lieber. Und von Händel oder Bach, wie manche sagen, ist gar nichts darin zu finden als das, worin sich alle Kirchenmusik gleichen muß.

. . . Könnte ich Sie doch sehen und sprechen im Sommer. Leid tut es mir sehr, daß Sie schwerlich Mendelssohn hier finden werden, der ihn (den Sommer) in den Armen seiner Braut in Frankfurt verleben will. Er wird zum Kind in seinem Bräutigamsstand.

Haben Sie kleinere Gedichte zur Komposition, die sich in die Zeitung schickten? Für Ihre Tragödie kann ich nichts tun. Barth [55]) sah mich bei dem bloßen Worte „Tragödie" von oben bis unten an. Ordnen Sie bald Ihre „Wedeliana", für die ich mit Gott Rat schaffen will . . .

46.

Leipzig, den 18. Mai 1837.

... Vom Bachschen D-moll-Konzert hat nur Mendelssohn eine Abschrift; sobald er zurückkommt vom Rhein, aber erst Ende September, besorge ich Ihnen eine Abschrift wie auch mir, dem es als eines der bewunderungswürdigsten Erzeugnisse immer gegolten hat.

Daß Sie nicht kommen, tut mir herzlich leid, da ich mancherlei mit Ihnen durchsprechen mögen, was sich schriftlich nur bei viel Muße tun ließe. Mancherlei hätte ich im Sinne und Ihre helfende Hand dazu gewünscht. Fürs erste sinne ich schon lange darauf, dem Davidsbund ein wirkliches Leben zu geben, d. h. Gleichgesinnte, seien es auch nicht Musiker von Fach, auch durch Schrift und Zeichen in ein engeres Bündnis zu bringen. Ernennen Akademien, mit Ignoranten von Präsidenten an der Spitze, ihre Mitglieder, warum nicht wir Jüngeren uns selber? Noch labe ich mich an einer andern Idee, die mit der vorigen leicht in Verbindung zu setzen, aber von allgemeiner Wichtigkeit wäre, der Begründung einer Agentur für Herausgabe von Werken aller Komponisten, die sich den Statuten dieser Agentur unterwerfen wollten, — und die den Zweck hätte, alle Vorteile, die bis jetzt den Verlegern in so reichem Maße zufließen, den Komponisten zuzuwenden. Dazu bedürfte es nichts als eines unter gerichtlichem Schutz geschworenen Agenten, der das Geschäft leitete: Die Komponisten müßten Kaution für die Auslagen der Herstellung ihrer Werke stellen und erhielten dagegen alljährlich etwa Bericht über den Absatz, Auszahlung des Überschusses nach geschehener Deckung der Auslagen. Dies vorläufig, und denken Sie der Sache einmal recht herzhaft nach, sie kann zur großen Wohlfahrt des Künstlerstandes in Ausführung gebracht werden. Bitte, denken und schreiben Sie mir! ...

47.

An J. Moscheles[20]) in Flottbeck bei Hamburg

Leipzig, den 23. August 1837.

Sie empfangen hier, mein hochverehrter Herr, abermals zwei und wie verschiedene Kompositionen. Den Maskentanz [Carnaval] zu

entziffern, wird Ihnen ein Spiel sein; auch brauche ich Ihnen wohl schwerlich zu versichern, daß die Zusammenstellung, sowie die Überschriften nach Komposition der Musikstücke entstanden sind. Die [sinfonischen] Etüden lege ich Ihnen mit mehr Zuversicht ans Herz. Einige davon liebe ich jetzt noch (sie sind beinahe drei Jahre alt). Sie wissen, was mir Ihr Urteil ist. Sagen Sie mir ein paar Worte, ganz allein für mich.

Auf Ihre Etüden freu' ich mich wie ein Kind auf Weihnachten. Vom Konzert pathétique finde ich aber noch immer nichts angezeigt.

Jetzt eine Bitte; sie betrifft die Kunst, wie mein Interesse. Der Verleger meiner Zeitschrift hat sich auf mein dringendes Ansuchen bewegen lassen, dem Journal allvierteljährlich eine größere Komposition beizulegen. Ich will damit allerhand hübsche Gedanken ins Werk setzen, und die Sache soll Feuer unter die Musiker machen. So sollen Liedertexte ausgeschrieben und die interessantesten in einem Hefte nebeneinandergestellt werden, wohl auch ein schlechtes mit aufgenommen, damit die Kritik recht treu nachweisen und der Leser, die Noten in der Hand, nachfolgen kann. — Auf die Manuskripte Unbekannter und wirklicher Talente wird hauptsächlich geachtet; ihr Name wird sich dadurch im Augenblick Bahn brechen (die Zeitschrift hat gegen 500 Leser, die die Kompositionen sämtlich umsonst erhalten). — Von Zeit zu Zeit sollen auch alte Kompositionen, die nur im Manuskripte vorhanden, so Fugen von Scarlatti, wohl auch ein ganzes Bachsches Konzert in Partitur, beigelegt werden. — Sodann möcht' ich mich mit meinen Freunden zu einem Zyklus kleiner Kompositionen verbinden; der eine müßte anfangen, der andere müßte das Stück sehen und eine neue Komposition hinzufügen usf., damit das Ganze einen Halt bekäme, der den Albums sonst so sehr fehlt. Kurz, vieles habe ich damit im Sinn.

Mein nächster Gedanke ist aber auf vier Etüden verschiedener Meister gerichtet, die das erste Heft zu Neujahr 1838 bilden sollen. Ich beschäftige mich zu viel mit allem, was Sie, mein verehrtester Herr, betrifft, als daß ich nicht daran hätte denken sollen, daß Sie mir vielleicht eine der Etüden aus Ihrem zweiten Hefte, ehe sie bei

Kistner erscheinen, für die Zeitschrift überließen. Ein solcher Name würde der Sache gleich Vertrauen geben, und der erste Schritt wäre zugleich ein Sieg. Chopin hat mir auch versprochen; von A. Henselt[56]), dem ausgezeichnetsten der jüngeren Komponisten, der Sie wahrhaft erfreuen wird, besitz' ich schon eine. Und wegen der vierten schwanke ich noch, ob ich Mendelssohn oder sonst wen darum angehen soll.

48.

An Simonin de Sire[57]) in Dinant (Belgien)

Leipzig, den 8. Februar 1838.

Mein Herr!

Das erste, was ich nach Empfang Ihres Briefes tat, war, daß ich auf der Landkarte nach Ihrem Wohnorte forschte, zu sehen, ob er nicht zu weit von Sachsen läge, um Ihnen womöglich meinen Dank für so vieles Wohlwollen gleich selbst zu bringen. Kann ich nun, an die Redaktion einer Zeitschrift gefesselt, noch keine Zeit bestimmen, wo mir dieser Wunsch erfüllt würde, so gibt es ja freie Stunden genug, die einem durch Unterhaltung mit einem solchen Kunstfreunde, wie sie mir jede Zeile Ihres Briefes zeigt, genuß- und lehrreich werden können. An mir soll es nicht fehlen. Mitten im bewegten Künstlerleben werde ich Ihnen mancherlei melden, was Ihnen sonst auf Umwegen nach langer Zeit zukommen würde, manches, was Ihnen der Zufall vielleicht gänzlich entführte. Mit einem Worte — ich werde Ihnen manchmal ein treuer Merkur aus dem Götterlande der Musik kommen. Am schnellsten und vollständigsten erhalten Sie jedenfalls alles durch unsere neue Zeitschrift, in der sich namentlich die strenge, dem Edelsten zugerichtete Kritik Ihres Beifalls erfreuen dürfte. Daß in ihr alles, was mit dem Pianoforte verwandt ist, mit Vorliebe behandelt wird, können Sie wohl glauben . . . Muß ich mich entschuldigen, daß ich Ihnen deutsch schreibe? aber mein Französisches reicht nicht weiter als bis etwa zu Herz und Hünten;[58]) für Beethoven muß ich meine Muttersprache reden. Möchten Sie mich deshalb nicht geringer achten.

Auf meine Kompositionen zu kommen, so kann ich Ihnen kaum sagen, wie wohl mir Ihre Teilnahme tut. Erfreut doch jede, geschweige die eines echten Kunstfreundes — die so selten sind wie die echten Künstler selbst! Und dann — mein Weg ist ein ziemlich einsamer, ich weiß es, auf dem kein Hurra einer großen Menge zur Arbeit anfeuert, auf dem mich nur meine großen Vorbilder Bach und Beethoven aus der Ferne anblicken und es an Trostesworten, an stärkender Gabe nicht fehlen lassen. Sonst bin ich nur von wenigen verstanden, wofür mich aber allein die Liebe dreier entschädigt, und das ist: Liszt,[59]) Klara Wieck — und jetzt die Ihrige.

In mehreren meiner andern Klavierkompositionen werden Sie nun sicher Geläuterteres, Kunstwürdigeres antreffen als in den Ihnen bekannten kleinen Stücken; namentlich mache ich Sie auf die unter den Namen „Florestan" und „Eusebius" erschienene Sonate, die zwei Hefte Phantasiestücke und das Concert sans orchestre aufmerksam.

Sonderbar sieht es manchmal im Menschenherzen aus, und Schmerz und Freude durchkreuzen sich in wilder Buntheit. Das Beste aber hoffen Sie noch; noch fühle ich manches in mir, ja oft bin ich so vermessen, zu glauben, die Tonkunst als Sprache der Seele stände noch in den Anfängen. Möge denn über solche Gedanken ein schöner Genius walten und, was noch in der Wiege liegt, zu blühendem, kräftigem Leben auferziehen!

Den Herren Breitkopf und H. habe ich ein Verzeichnis meiner sämtlichen Kompositionen geschickt; sie werden Ihnen alles besorgen. In Ihrer Bibliothek, aus der Sie mir einige Namen mitteilen, vermisse ich vor allem Franz Schubert, Mendelssohn, Bennett, Adolf Henselt und Klara Wieck. Soll ich Ihnen ihre bedeutendsten Werke vielleicht aufschreiben? In denen der drei ersten ist freilich mehr für den Musiker als für den Klavierspieler; in denen der zwei letzteren finden Sie aber die Kunst des Spieles auf den höchsten Spitzen, wie irgend in Chopin und Liszt.

Sehr gespannt bin ich auf Ihre Entdeckung — auch ich habe viel über ähnliches nachgedacht, wie mir denn auch keine einzige der vorhandenen Klavierschulen genügen will. Vergessen Sie nicht, mir

darüber zu schreiben, vielleicht auch einige Notizen über das Musikleben Ihrer Gegend hinzuzufügen, aus der wir nur wenig erfahren.

Viel hätte ich Ihnen noch zu schreiben, mein verehrter Herr, will aber für heute diese einfachen Worte mit einem Gruße endigen, der aus dem Herzen eines Künstlers kommt und in dem Ihrigen einen Anklang finden möge!

49.

An Eduard und Karl Schumann

Leipzig, den 19. März 1838.

Meine herzlieben Brüder Eduard und Karl!

Seit lange habe ich Euch nicht mit so glücklichem Herzen schreiben können wie diesmal. Ihr wißt, was ich meine. Der alte Papa wird nach und nach schmelzen, wie ich genau weiß, und eines der herrlichsten Mädchen, das je die Welt getragen, wird mit der Zeit mein werden. Leider aber, daß ich mich vielleicht von Euch auf lange trennen muß. Eine so große Künstlerin gehört in eine große Stadt, und auch ich wünschte eine Verlegung meines Wirkungskreises an einen andern Ort. Mit einem Wort, wir werden wahrscheinlich nach Wien ziehen. Der schönsten Aussichten ist meine Zukunft voll — meine Zeitung nehme ich mit dorthin — Klara ist dort hoch angesehen — kann sich spielend dort so viel verdienen, auch ich habe einen Namen dort — Klara schreibt mir, daß es mir nicht schwer fallen wird, eine Stelle als Professor am Wiener Conservatoire zu erhalten (die Kaiserin hat Klara'n persönlich gern —), kurz, alles ist dafür, wie Ihr selbst nach einiger Überlegung Euch sagen müßt. Geht alles gut, d. h. komme ich von meinem Kontrakt mit Friese [60]) ein Jahr eher los (ich habe bis Ende 1840 eigentlich abgeschlossen), findet sich ein Verleger in Wien, woran gar nicht zu zweifeln ist, erhalte ich das Privilegium der Herausgabe der Zeitung von der dortigen Regierung, was mir auch nicht abgeschlagen werden kann, so wird der Alte einwilligen, und so es wohl kommen, daß ich Weihnachten 1839 vorneweg nach Wien gehe, mich einrichte und mir dann zu Ostern mein Mädchen hinhole. Bittet für mich, daß dazu der Himmel seinen Segen gibt. —

Von mir kann ich Euch nur sagen, daß ich vor Entzücken gar nicht hineinschauen mag in die Herrlichkeit alle.

Nun hängt aber an aller Schönheit des Lebens auch die Prosa — und darunter werdet Ihr nun auch zu leiden haben. Es ist zu wichtig, und Ihr liebt Euren Bruder, der Euch einige Freude machen muß, gewiß zu sehr, als daß Ihr mir nicht mit Eurer ganzen Kraft beistehen solltet, zum schönen Ziel zu gelangen.

Besprecht Euch also, nehmt meine liebe Therese zur Mitberaterin, wie Ihr mir nach und nach etwas von Eurer Schuld abtragen wollt. So ein Umzug, eine Einrichtung kostet viel, und ich darf vor Wieck nicht mit leeren Händen erscheinen — das geht nicht. Mein Vorschlag ist also der:

Ihr bezahlt mir schon von diesem Jahr [an] jede nachfolgende Ostermesse, außer den Interessen, jeder 600 Taler, oder ist es Euch möglich, etwas mehr — doch ich will damit zufrieden sein. So tragt Ihr, ohne daß es zu sehr drückt, in 6—7 Jahren Eure Schuld ab: — ich bekomme nicht alles so zersplittert, wo sich es auch nicht in der Tasche hält — und hätte für die erste Zeit unseres Wiener Lebens (1840) doch ein Kapital von 2400 Talern in Händen, was ich bis dahin nicht anzugreifen brauche, da mir meinen sonstigen Lebensunterhalt das Honorar der Zeitung, auch das für Kompositionen, welches sich immer mehr steigert, hinlänglich sichert. Bedenkt, es handelt sich um die Zukunft des herrlichsten Mädchens, von dem ich nun einmal nicht lassen kann, das noch dazu die erste Künstlerin von der Welt ist — und eine Verbindung, die unserer Familie zur höchsten Zierde gereicht — und eine glänzende Zukunft, die doch auch auf Euch von günstigem Einfluß sein muß. Vielleicht, daß ich Euch dann später wieder einmal helfen kann, wenn Ihr gedrängt seid. Vorderhand müßt Ihr Euch aber tummeln, mir das zu schaffen, warum ich Euch gebeten habe. Ihr könnt es nur billig finden, dürft mir Euren Beistand auf keinen Fall verweigern.

Über alles dieses bitte ich Euch nun dringend, das strengste Stillschweigen zu beobachten, da der Alte von unsern heimlichen Briefen nichts wissen darf, weil es ihn sonst lau stimmen würde. Ebenfalls

sagt gegen niemanden etwas von der Idee eines Umzuges nach Wien, weil Ihr mir sonst alles verderben könnt.

Von meinem Glück, ein solches Mädchen zu besitzen, in das ich durch Kunst, Geistesverwandtschaft, Gewohnheit jahrelangen Umganges und tiefster, ordentlich heiliger Neigung ganz verwachsen bin, sage ich Euch weiter nichts. Mein ganzes Leben jetzt ist Freude und Tätigkeit.

Möge Euch dies auch erfreuen und Ihr mir immer so liebe Brüder bleiben, wie Ihr mir immer gewesen seid.

50.

An Therese Schumann

Leipzig, den 25. März 1838.

Hättest Du doch meinen letzten Brief an Klara gelesen — da steht es darin, was mir den Abschied von hier schwer machen wird. Nun, der Himmel hat es gefügt und wird es fernerhin fügen. Ich denke doch, Du begleitest uns zur Hochzeit nach Wien, und da wollen wir ein paar Wochen leben, an denen wir ein Jahr und darüber zu genießen haben in schönen Erinnerungen. Endlich ist ja auch ein größerer oder kleinerer Raum der Entfernung dasselbe. Sahen wir uns seither öfters als das Jahr einmal? und ich denke doch, daß ich künftighin wohl alle Jahr einmal zu Euch kommen werde, zumal Klaras Eltern wohl vorderhand noch in Leipzig bleiben. Also wohlgemut — und was wir uns nicht sagen können, wollen wir uns recht oft schreiben.

Klara wollte Dir schon immer selbst schreiben — ich sagte ihr, sie möchte Dich Schwester nennen — darauf antwortete sie mir: „Schwester möchte ich sie wohl nennen — doch zur Schwester gehört noch ein kleines Wörtchen; es ist das Wörtchen, was uns auch so nahe gebracht, was mich so glücklich gemacht hat.“ — Zum Schreiben selbst hat sie noch keine Zeit finden können; hat sie ja kaum welche für mich; so zürne ihr denn nicht. Aber sie wird Dich wohl auf ihrer Rückreise von München auf einige Stunden besuchen; den Tag

schreibe ich Dir später noch genauer; und da empfange denn das hohe Mädchen, wie sie es um meinetwillen verdient; denn, Therese, ich kann Dir gar nicht sagen, was für ein Wesen die ist, was sie alles in sich vereint — und daß ich sie gar nicht verdiene. Aber glücklich will ich sie machen — laß mich darüber schweigen; es paßt nicht für Worte, mein Gefühl. Du nenne sie denn Schwester, wenn Du sie siehst — und dabei denket meiner!

Nun noch eine wichtige Angelegenheit, worin ich Deinen Rat und Beistand wünsche. Klara ist durch die Ernennung zur Kammervirtuosin zu einem ziemlich hohen Rang gekommen; zwar bin [ich] auch beehrentitelt, doch kommt das nicht gleich. Ich für mich wollte als Künstler sterben und erkenne niemand über mich als meine Kunst; aber der Eltern wegen möchte ich wohl auch etwas werden. Du kennst Hartenstein [61]) genau und sollst nun an ihn oder Ida schreiben, etwa wie folgt:

Daß ich (Du kannst meinen Namen nennen oder nicht, wie Du willst und denkst) mit einem angesehenen Mädchen in einer von den Eltern geduldeten Verbindung stände und diesen letzteren durch einen „Dr." vor meinem Namen gewiß eine große Freude machen würde, was das Ziel schneller erreichen hülfe. Nun möcht' ich durch Hartensteins Güte erfahren, ob eine Ernennung der philosophischen Fakultät viel Umstände mache; viel Zeit könne ich freilich nicht daran setzen, da ich von Berufsarbeiten aller Art gedrängt würde; er möchte Dir schreiben, wie ich es nun anzufangen habe; ich bezweckte damit nichts als einen Titel und würde mich dann von Leipzig ganz wegwenden; das Ganze hätte übrigens keine so große Eile. Hätte ich nur einmal seine Ansicht, so würde ich ihn dann persönlich um das weitere bitten. Zuletzt frage ihn, ob die Leipziger Universität keine Doktoren der Musik kreiere — und schließlich bitte ihn und Ida um das gewissenhafteste Stillschweigen, da es auf eine Überraschung abgesehen wäre. Ihr Weiber vermögt alles, und so flüstere denn namentlich Ida zu, daß sie sich eines alten Bekannten dabei erinnern möchte. — Die ganze Angelegenheit lege ich Dir denn dringend ans Herz — tu nur, was Du kannst, und schreibe schnell! . . .

51.

An J. Fischhof[62])

Leipzig, den 5. August 1838.

Mein teurer Freund! Eben empfing ich Ihren freundlichen Brief, als ich mich zum Schreiben an Sie niedersetzen wollte, und zwar in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit, in der ich den Rat eines Freundes bedarf, als den ich Sie jetzt kennen gelernt. Erschrecken Sie also nicht, wenn schon in acht Wochen jemand an Ihre Tür klopft, mein Doppelgänger, ich selbst nämlich, noch mehr: wenn er Ihnen sagt, daß er die nächsten Jahre wahrscheinlich für immer in Wien zubringt ... Mündlich hierüber mehr, was ich dem Papier nicht anvertrauen mag. Es ist entschieden, daß ich spätestens Mitte Oktober in Wien sein muß. Und die Zeitung? werden Sie sagen. Die laß ich natürlich nicht; während der drei Monate Oktober bis Dezember wird sie von Oswald Lorenz[63]) besorgt; und vom Januar an soll sie in Wien gedruckt werden. Und da brauch' ich denn Ihre gütige Hand. Natürlich bedarf die Zeitung der Konzession, die wohl das dortige Zensuramt unter Graf Sedlnitzky zu erteilen hat. Daß man keine großen Schwierigkeiten machen wird, da es ja ein reines Kunstblatt, das seit seinem Erscheinen in den österreichischen Staaten vertrieben worden ist, bin ich beinahe überzeugt. Doch kenn' ich die Vorsicht der dortigen Behörden und den langsamen Gang in ähnlichen Verhandlungen vom Hörensagen, so daß ich schon jetzt wirken, d. h. sobald als möglich mein Gesuch um ein Privilegium für das Erscheinen der Zeitschrift in Wien einreichen möchte, damit die erste Nummer des künftigen Bandes schon Mitte Dezember von Wien aus verschickt werden kann. Völlig unbekannt mit den dortigen Gesetzen und Formen, in denen so ein Gesuch gestellt sein muß, bitte ich Sie nun, dem armen Künstler, der sonst nie etwas mit Polizei und Zensur zu schaffen gehabt, gütigst beistehen zu wollen. Ich werde nie vergessen, was Sie in dieser Sache für mich tun.

So bäte ich Sie denn, daß Sie sich bei einem Rechtsgelehrten

dort erkundigten, unter welcher Adresse, in welcher Form ein solches Gesuch abgeschickt und abgefaßt werden muß. Vielleicht könnten Sie von selbem gleich eines nach dem Schema abfassen lassen, das ich auf der andern Seite geschrieben, und mir dann zuschicken, wo ich es dann ins Reine schreiben ließe und vielleicht durch unsern Gesandten, den Fürsten Schönburg, an den ich empfohlen bin, an den Grafen Sedlnitzky befördern würde. Sodann wissen Sie, ob die dortige Behörde Ausweise über mein früheres Leben, über Vermögensumstände (es ist alles in bester Ordnung) 2c. 2c. verlangt, und soll ich diese gleich im Gesuch mit vorbringen. Endlich: Wen schlagen Sie Friesen als Kommissionär vor? Wir haben uns bereits an Haslinger und Diabelli gewandt, aber nicht die Antwort erhalten, wie wir sie gewünscht hätten. Und überhaupt wäre mir ein Buchhändler lieber, da ich dann nichts von etwaigen Eingriffen der Verleger zu befürchten habe. Friese bleibt nämlich nach wie vor Verleger (ich bin Eigentümer); der Umzug ist ihm sogar lieb, da er dabei nur gewinnen kann. Auf die Zeitschrift käme somit die Firma einer Wiener Handlung und die von Friese.

Sollte ich Ihnen übrigens sagen, wie manches Schöne ich mir von der Zukunft erwarte, wie die Zeitschrift dadurch großartiger, einflußreicher werden, eine Vermittelung zwischen Nord und Süden herstellen soll, so müßte ich neue Bogen anfangen, nämlich herunterschreiben. Sie sind der einzige, den ich in Wien habe, den ich als so verständig wie tüchtig und bescheiden kennen gelernt. Werden Sie sich auch in mir [nicht] täuschen? Werden Sie mir freundlich gesinnt bleiben? Hoffen Sie nicht manches Schöne von der Zukunft, die uns gewiß nicht trügen wird?

So schließ' ich denn mehr als je erregt und mit dankbarstem Herzen. Nehmen Sie sich meiner an; mein Lebensglück hängt mit daran; ich bin nicht mehr allein. Dies alles für Sie allein ...

Gesuch, woraus nun der gehörige juristische Brei zu machen.

Der Unterzeichnete, Sachse von Geburt, in Leipzig wohnhaft, Tonkünstler, Redakteur und Eigentümer der neuen Zeitschrift für

Musik, wünscht seiner Liebe zur Kunst wie seiner geschäftlichen Verbindungen halber seinen bisherigen Wohnort Leipzig mit Wien zu vertauschen. Die Zeitschrift, die nie andere als musikalische Interessen berührt hat, ist seit ihrem Entstehen (1834) in der Monarchie von höchster Behörde erlaubt und vielfach gelesen. Er sucht um die Erlaubnis nach, daß sie vom 1. Januar 1839 (oder vom 10. Band an) in Wien erscheinen dürfe. Über seine sonstigen Verhältnisse wird er alle erforderlichen Ausweise beibringen. Geschäfte halten ihn ab, eher als bis Mitte Oktober selbst nach Wien kommen zu können, daher er schon jetzt sein Gesuch schriftlich einreicht und um Berücksichtigung bittet.

(Dies alles mit der gehörigen Gehorsamkeit.)

* * *

Komponieren kann ich besser, he? Nun nochmals Dank für Ihren lieben Brief . . . Bald sehen wir uns. Ich rauche viel Zigarren und sehe ziemlich rot. Wieviel kostet ein anständig Logis für ein Jahr? Womöglich eine Treppe? 100 bis 120 Taler? Bitte, stehen Sie dem Fremdling bei! Adieu.

52.

An seine Verwandten in Zwickau

Wien, den 10. Oktober 1838.

Euch von allem zu unterrichten, was sich seit unserer Trennung um mich und in mir begeben, habe ich im Augenblick noch nicht Ruhe genug. Gleich zwei Tage nach meiner Ankunft hier wurde ich durch so trübe Nachrichten aus L[eipzig] erschreckt, daß sich mein Sinnen nur allein dahin richtete. Der alte ......, durch unser energisches Handeln nur noch wütender worden, hatte von neuem in Klara gestürmt, die ihm aber ruhig und ernst sich entgegengesetzt. Was seitdem geschehen, weiß ich nicht, doch fürchte ich vieles. Meine Bitte an Klara, sich schon jetzt von ihrem Vater zu trennen und bei Euch eine Zeit-

lang zu leben, ist vielleicht zu spät gekommen. Kommt sie aber, so werdet Ihr sie gewiß wie eine Schwester aufnehmen.

So bin ich denn in meiner Unternehmung noch nicht weit vorgeschritten. Die Stadt ist so groß, daß man zu allem die Hälfte Zeit mehr braucht. Aufgenommen hat man mich überall mit Freundlichkeit, auch der Polizeiminister, bei dem ich vorgestern Audienz hatte. Er sagte mir, daß meinem Hiersein gar nichts im Wege stünde und gelegt werden könne, — sobald sich ein österreichischer Verleger an die Spitze mitstelle. Könnte ich diesen nicht finden, so würde es für mich als Ausländer Schwierigkeiten geben zc. Vor allem möcht' ich den ersten Weg einschlagen und ihn dann wieder besuchen. So will ich denn mich an Haslinger wenden — heute oder morgen zu ihm gehen. Welche kleinliche Parteien, Koterien zc. es hier gibt, glaubt Ihr kaum, und festen Fuß zu fassen, gehört viel Schlangennatur dazu, von der, glaub' ich, wenig in mir ist. Nun getrost! — Unsere große Hoffnung ist auf Fr[au] von Cibbini[64]) gestützt; sie kann alles! Klara hat einen herrlichen Brief an sie geschrieben und ihr alles vertraut. Sie kommt aber erst bis zum 24. zurück . . .

Nun lechze ich nach Nachrichten von Euch und von Klara. Einen Vertrauten hab' ich in so kurzer Zeit natürlich noch nicht finden können, und so zehre ich alles in mich hinein. Ich könnte krank werden, wenn mir nicht so viel durch den Kopf ginge. Einen großen Genuß macht mir die ganz treffliche Oper, namentlich die Chöre und das Orchester. Davon haben wir in Leipzig keinen Begriff. Auch das Ballett würde Dich unterhalten. Im deutschen Schauspiel, bekanntlich das erste in Deutschland, war ich noch nicht, auch noch nicht in den kleinen Possentheatern . . .

Klara ist hier wahrhaft vergöttert worden; wo ich hinhöre, sagt man mir's und spricht in den liebendsten Ausdrücken von ihr. Ein aufmunternderes Auditorium kann man aber schwerlich in der Welt finden; es muntert viel zu viel auf; im Theater hört man mehr Händeklatschen als Musik. Das ist sehr lustig, ich ärgere mich zuweilen darüber. Nun, in den nächsten Wochen wird es mit unsern Angelegenheiten sich entscheiden. Kann ich hier nicht bleiben, so ist

mein fester Entschluß, ich gehe nach Paris oder London. Nach Leipzig komme ich nicht zurück. Doch will es alles bedacht sein. Fürchtet nicht, daß ich übereilt handele. Sobald ich Euch etwas Gewisses melden kann, schreibe ich es. Antwortet nur gleich. In Liebe und Sehnsucht küss' ich Euch.

53.

An Therese Schumann

Wien, den 18. Dezember, Mittwoch, 1838.

Bogen und Bücher hätt' ich Dir vollzuschreiben, und kann keine Zeit finden. Für heute sollst Du nur einen Gruß zum heiligen Abend bekommen. Du wirst ihn wohl so feiern wie ich — den Kopf in die Hände gestützt, an altes Vergangenes denkend — ich werde in Gedanken bei Dir sein mit meiner Klara, sehe Dich einen Baum anputzen — ja, die schöne Zeit wird noch kommen, wo wir Drei uns bescheren wollen, vielleicht eher als jemand glaubt. — Daß Du in Leipzig warst, ist mir wie ein Traum; wie es Dir manchmal zu Mut gewesen sein mag, kann ich mir so gut denken. Klara war in Dresden; sie ist traurig, Dir so wenig antworten zu können. Verzeih ihr. Du weißt, daß sie die Liebe und Anhänglichkeit und Dankbarkeit selbst ist. Sie macht mich sehr glücklich in diesem materiellen Wiener Leben. Glaubst Du, Therese, hinge es von mir ab, morgen ginge ich nach Leipzig zurück. Leipzig ist gar kein so kleiner Ort, als ich gedacht. Hier klatschen und kleinstädtern sie trotz Zwickau. Namentlich muß ich mich als eine öffentliche Person von Ruf ungemein in acht nehmen; sie lauschen mir jedes Wort ab. Auch zweifle ich, ob an der sogenannten Wiener Gutmütigkeit mehr ist als ein bloßes freundliches Gesicht; ich selbst habe gerade keine schlimmen Erfahrungen gemacht; aber ich muß oft Wunder von andern und über andere hören. Und nun namentlich Künstler suche ich vergebens, d. h. Künstler, die nicht allein eines oder zwei Instrumente passabel spielen, sondern ganze Menschen, die den Shakespeare und Jean Paul verstehen. Nun — der Schritt ist getan und mußte getan werden. Die Zeitung verliert aber offenbar, wenn sie hier erscheinen muß. Hab' ich nur erst

meine Frau, dann will ich alles vergessen, was mir die ganze Sache für Kummer und schlaflose Nächte gemacht.

Viel könnte ich Dir erzählen von meinen großen Bekanntschaften, von der Kaiserin, die ich gesehen, und in die ich mich verliebt (wirklich eine Spanierin ist sie), vom Burgtheater, das wirklich ausgezeichnet, von Thalberg, mit dem ich gute Bekanntschaft geschlossen, von meiner Zeitung, zu der ich noch immer nicht die Konzession habe, so daß sie noch ein halbes Jahr in Leipzig erscheinen muß, — und daß ich mich oft sehr wohl befinde, aber noch viel öfters zum Erschießen melancholisch, und daß die Novello[65]) Braut ist mit einem meiner liebsten Freunde, was mich herzinnig gefreut hat — dies alles sollte ich Dir in Länge auseinandersetzen. Aber ich weiß nicht, wie hier die Tage hinfliegen (heute sind es schon 12 Wochen, daß ich hier bin); und die Poststunde, hier um vier Uhr, ist schon wieder da. Also nur noch das Wichtigste. Klara geht Anfang Januar nach Paris und später wahrscheinlich nach London. Da wären wir denn in ziemlicher Entfernung voneinander. Manchmal ertrag' ich es kaum. Aber Du weißt den Grund; sie will sich noch verdienen, und wir haben's nötig. Beschütze sie denn der gute Gott, dies gute, treue Mädchen. Ich gehe vielleicht im Frühling auf einen Monat nach Salzburg, vielleicht komme ich auch nach Leipzig, wenn es notwendig wäre (der Zeitung wegen, wegen der ich mit Gerold[66]) und Friese zusammen konversieren muß). Jedenfalls bleiben wir die ersten Jahre in Wien, wenn man uns keine Schwierigkeiten in den Weg legt. Am Ende muß ich gar österreichischer Bürger werden. Geld hier zu verdienen ist nicht schwer, sie brauchen gescheite Leute. Also, es wird schon gut mit uns gehen. Habe nur keine Angst, meine liebe Therese . . .

54.

An Simonin de Sire

Wien, den 15. März 1839.

Seit vierzehn Tagen bin ich schon im Besitz Ihres teuren, lange gehofften Briefes, mein hochverehrtester Herr, und konnte noch

keine Stunde finden, wo ich Ihnen hätte darauf antworten können, wie ich es wünschte. Schon dachte ich unserer Bekanntschaft wie eines Traumes und glaubte mich von Ihnen gänzlich vergessen; Ihr Schreiben sagt mir aber in so schöner Weise das Gegenteil, und ich danke Ihnen herzlich für die Erhebung und Stärkung, die mir Ihre Worte gegeben. Sie werden sich wundern, meinen Brief von hier aus zu erhalten. Schon seit Oktober bin ich hier, zunächst in Privatangelegenheiten, dann auch in musikalischen. Doch habe ich nur wenig Sympathien gefunden; immerhin bleibt Wien für einen Musiker eine vielfach anregende und bereichernde Stadt, wie ich denn auch hier manches geschrieben, obwohl nicht das Beste.

Sie fragen so teilnehmend nach meinen neuen Kompositionen — fertig erschienen sind op. 15 Kinderszenen (bei Breitkopf & Härtel), op. 16 Kreisleriana (bei Haslinger in Wien) und op. 17 Phantasie in drei Sätzen (bei Breitkopf & Härtel); binnen vier bis fünf Wochen erscheinen bei Mechetti hier: op. 18 Arabeske, op. 19 Blumenstück, op. 20 Humoreske. — Das Stück „Kreisleriana" liebe ich am meisten von diesen Sachen. Der Titel ist nur von Deutschen zu verstehen. Kreisler ist eine von E. T. A. Hoffmann geschaffene Figur, ein exzentrischer, wilder, geistreicher Kapellmeister. Es wird Ihnen manches an ihm gefallen. Die Überschriften zu allen meinen Kompositionen kommen mir immer erst, nachdem ich schon mit der Komposition fertig bin. Auch das Wort Humoreske verstehen die Franzosen nicht. Es ist schlimm, daß gerade für die in der deutschen Nationalität am tiefsten eingewurzelten Eigentümlichkeiten und Begriffe, wie für das Gemütliche (Schwärmerische) und für den Humor, der die glückliche Verschmelzung von gemütlich und witzig ist, keine guten und treffenden Worte in der französischen Sprache vorhanden sind. Es hängt dieses aber mit dem ganzen Charakter der beiden Nationen zusammen. Kennen Sie nicht Jean Paul, unsern großen Schriftsteller? Von diesem hab' ich mehr Kontrapunkt gelernt, als von meinem Musiklehrer. Wie gern wünschte ich mit Ihnen, mein teurer Herr, über all dieses einmal sprechen zu können, wie gern möchte ich Sie auch hören! Ich selbst bin durch ein un-

glückliches Geschick des vollkommenen Gebrauches meiner rechten Hand beraubt worden und spiele meine Sachen nicht, wie ich sie in mir trage. Das Übel der Hand ist nichts, als daß einige Finger (wohl durch zu viel Schreiben und Spielen in früherer Zeit) ganz schwach geworden, so daß ich sie kaum gebrauchen kann. Dies hat mich schon oft betrübt; nun, der Himmel gibt mir aber dafür dann und wann einen starken Gedanken, und so denke ich der Sache nicht weiter.

Von Ihren Kompositionen kennen zu lernen, freue ich mich; ich werde sie mir gleich durch Schott kommen lassen. Ihr Schreibsystem hat nur das Ungewohnte für das Auge gegen sich; die Menschen werden leider kaum mit zwei Systemen fertig. Auch würden Hünten und Czerny[67]) in Verzweiflung geraten, wenn das aufkäme, da sie kaum Gedanken für *ein* System haben. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mitteilung; das Thema möchte ich bei Gelegenheit selbst einmal benützen, namentlich die erste Hälfte, die schön singt.

Vergessen Sie auch nicht, Ihre *Briefe über die neuen Richtungen in der Klaviermusik* dem Publikum mitzuteilen. *Es wäre gerade jetzt ein guter Zeitpunkt*; bald wird anderes aufkommen, und dann würden die Briefe nicht mehr so wirken. Schott würde die Broschüre gewiß mit Vergnügen drucken, und für eine gute deutsche Übersetzung wollte ich schon Sorge tragen. — Von älteren Komponisten, die von großem Einfluß auf die neue Musik gewesen, nenne ich Ihnen *vor allen* Franz Schubert und auch Prinz Louis Ferdinand von Preußen,[68]) ein paar höchst poetische Naturen. Von Schubert sind wohl die Lieder bekannt; ich stelle aber seine Klavierkompositionen (namentlich vierhändige) *zum wenigsten ebenso hoch*. Von jüngeren wüßte ich Ihnen nur noch Stephan Heller[69]) und Ferdinand Hiller[70]) zu nennen, die sich den neuen Ideen mit Talent anschließen. Von Klara Wieck, die im Augenblick in Paris, sind bis jetzt *acht* Werke erschienen; suchen Sie sich sie sämtlich zu verschaffen; das ist eine höchst treffliche Künstlerin und ein noch trefflicheres Mädchen. Mendelssohn halte ich *für den ersten Musiker* der Gegenwart und ziehe vor ihm, wie vor einem Meister, den Hut. Er *spielt* nur mit allem, und namentlich mit den Orchestermassen, aber

wie frei, wie zart, wie künstlerisch, wie durchaus meisterhaft. Bennett folgt ihm nach. Und wie spielen sie beide Klavier, wie Engel, fast anspruchslos wie Kinder. Thalberg ist nur als Virtuos bedeutend; er hat meiner Ansicht nach gar keine Erfindung als im Mechanischen. Als Virtuos aber, auch im Vortrag anderer Kompositionen als der seinigen, gehört er zu den ersten . . .

55.

An A. v. Zuccalmaglio

Leipzig, den 27. April 1839.

Die Entfernung von der Zeitschrift ist mir, glaub' ich, wohltätig gewesen; sie lacht mich wieder so jugendlich an als damals, [da] wir sie gründeten. Auch ist Fleiß und Ausdauer mehr vonnöten als je. Der Stuttgarter Universaldoktor[71]) fängt sich an breitzumachen, und obwohl er ein Erzwindbeutel, der nach meiner Ansicht keine Ahnung von Musik hat, so versteht er sich doch auf Worte und Titel, und dem muß nun entgegengewirkt werden. Wie übrigens diese alten Herren, wie Spohr, Schneider 2c., sich von so einem Prahlhans und Ignoranten an der Nase herumführen lassen können, begreife ich auch nicht. Vielleicht macht er Sie auch zum korrespondierenden Mitglied, wie er mich auch ohne mein Wissen dazu gemacht.

56.

An H. Dorn

Leipzig, den 5. September 1839.

Mein verehrtester, teurer Freund!

Ihren langerwarteten Brief bekam ich spät genug, erst vor 10 oder 12 Tagen. Er muß lange in Königsberg liegen geblieben sein. Leid tut es mir, Ihre diesjährige Korrespondenz in der Zeitung zu vermissen, und doch sehe ich, wie es nicht anders geht. Wie ich aber überhaupt nach so vielen Zeichen von Wohlwollen und Teilnahme Ihrerseits noch auf mehr Anspruch machen kann, da ich Ihnen so

wenig dagegen bieten kann, weiß ich selbst nicht. Betrachte ich indes Ihre Handschrift genauer, so steigt auch wieder die alte Zeit herauf, und mit ihr das warnende wie lächelnde, mir wohlbekannte Gesicht meines Lehrers, und dann weiß ich es wieder, warum ich Sie bitten darf.

Sehr würde ich mich freuen, wenn Sie mich in Ihrer Galerie mit anbringen wollten, denn die Welt weiß eigentlich so gut wie nichts von mir. Sie wissen ja auch warum? Manchmal bildet man sich wohl ein, man bedürfe dessen nicht: im Grund aber halt ich es lieber mit Jean Paul, wenn er sagt: „Luft und Lob ist das einzige, was der Mensch unaufhörlich einschlucken kann und muß.“ [72]) Doch will ich mich gerade nicht beklagen und fühle mich wirklich glücklich in meiner Kunst, denke auch noch lange fortzuarbeiten. Auch steht mir ja jemand zur Seite, zusprechend und erhebend — Klara; ich könnte sie meine Braut nennen; das ist eine unselige Geschichte aber, — daß Sie es wissen — wir haben den Alten verklagen müssen, weil ich kein Esel und Rotschild bin, und er deshalb nicht Ja sagen will. Wir erwarten das Ja binnen einiger Zeit vom Gericht und besuchen Sie dann vielleicht auch einmal in Riga. Es geht jetzt etwas bunt in mir zu, wie Sie sich denken mögen; doch durfte ich Ihnen, der Sie Klara von früher her lieben und mich kennen, dies gerade jetzt, wo die Sache öffentlich geworden, nicht länger verschweigen. Ihres aufrichtigen Glückwunsches halte ich mich versichert; das Mädchen ist einzig und seelengut.

Gewiß mag von den Kämpfen, die mir Klara gekostet, manches in meiner Musik enthalten und gewiß auch von Ihnen verstanden worden sein. Das Konzert, die Sonate, die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat sie beinah allein veranlaßt. Ungeschickteres und Borniertereres ist mir aber nicht leicht vorgekommen, als was Rellstab über meine Kinderszenen geschrieben. Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch leugne ich nicht, daß mir einige Kinderköpfe vorschwebten beim Komponieren; die Überschriften entstanden aber natürlich später und sind eigentlich weiter nichts als

feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung. Rellstab sieht aber wahrhaftig nicht viel über das ABC hinaus manchmal und will nur Akkorde; auch bin ich weit davon entfernt, B. Klein[73]) für einen großen Meister zu halten. L. Berger war weit schöpferischer in seiner kleinen Sphäre. Beruhigen Sie mich mit ein paar Worten darüber und ob ich nicht recht habe.

Ob es sich nun schickt, daß in meiner Zeitung etwas über mich stehe, weiß ich nicht. Es kommt hier viel auf die Einkleidung an; auch müßte man dann darauf aufmerksam machen, daß Fink die besten Gründe habe, nichts über dergleichen zu sagen ꝛc. Dies überlasse ich denn Ihrer Ein- und Ansicht . . .

57.

An Ernst A. Becker[74])

Leipzig, den 11. Dezember 1839.

. . . Lieber Becker, heute hörte ich in der Probe einiges aus der Sinfonie von Franz Schubert[75]) — darin gingen alle Ideale meines Lebens auf — es ist daß Größeste, was in der Instrumentalmusik nach Beethoven geschrieben worden ist, selbst Spohr und Mendelssohn nicht ausgenommen. Sieh doch, daß Du sie in Freiberg Dir verschaffst; sie wird ehestens bei Breitkopf erscheinen. Das hat mich wieder in die Füße gestachelt, nun auch bald an die Sinfonie zu gehen, und bin ich erst im Frieden mit Klara vereint, so denk' ich, soll noch etwas werden . . .

58.

An Keferstein[76])

Leipzig, den 31. Januar 1840.

Mein verehrtester Herr und Freund!

Ihr freundliches Schreiben mit der interessanten Beilage erhielt ich erst heute. Von der letzteren hab' ich nur erst kosten können; das erstere muß ich Ihnen gleich mit einigen dankenden Zeilen beantworten.

Eine große Pause liegt zwischen diesem und meinem letzten

Brief, viel Freud und Leid auch, musikalisches wie menschliches. Wenn der Redakteur Ferien hat, bricht der Komponist hervor, und überdem haben mir Verhältnisse der aufregendsten Art Zeit und Kräfte vielfach in Anspruch genommen. So möchten Sie denn mein langes Stillschweigen entschuldigen. Oft, wenn ich es gestehen darf, habe ich auch gezweifelt, ob Sie an dem Streben der jüngern Kunstwelt noch den Anteil nähmen, den ich früher bemerkt. Eine neuliche Äußerung von Ihnen im Stuttgarter Blatt bestärkte mich in meinem Zweifel. Sie sprechen an jener Stelle „nach Bach und Kuhnau[77]) verstünde man erst, wie Mozart und Haydn zu ihrer Musik gekommen seien, desto weniger aber wie die Neueren zu ihrer.“ So wenigstens war der Sinn. Doch teile ich Ihre Ansicht nicht ganz. Mozart und Haydn kannten Bach nur seiten- und stellenweise, und es ist gar nicht abzusehen, wie Bach, wenn sie ihn in seiner Größe gekannt, auf ihre Produktivität gewirkt haben würde. Das Tiefkombinatorische, Poetische und Humoristische der neueren Musik hat ihren Ursprung aber zumeist in Bach: Mendelssohn, Bennett, Chopin, Hiller, die gesamten sogenannten Romantiker (die Deutschen mein' ich immer) stehen in ihrer Musik Bachen weit näher als Mozart, wie diese denn sämtlich auch Bach auf das gründlichste kennen, wie ich selbst im Grund tagtäglich vor diesem Hohen beichte, mich durch ihn zu reinigen und stärken trachte. Dann aber darf man doch Kuhnau, so ehrenfest und ergötzlich er ist, nicht mit Bach auf eine Linie stellen. Hätte er (Bach) nur das wohltemperierte Klavier geschrieben, so wär' Kuhnau doch immer nur erst ein Hundertteilchen von jenem. Bachen ist nach meiner Überzeugung überhaupt nicht beizukommen; er ist inkommensurabel.[78])

Nun noch eine vertrauliche Bitte; ich wüßte mich damit an keinen Kundigeren und Wohlgesinnteren zu wenden als an Sie. Geben Sie mir aber, mein verehrtester Freund, das Versprechen, daß Sie keinem dritten davon sagen.

Sie wissen vielleicht, daß Klara meine Verlobte ist, vielleicht auch, welche . . . Mittel ihr Vater angewandt, die Verbindung zu hindern . . . Wie dem sei, verzögern kann er die Verbindung noch eine Weile, hindern aber nicht. Klaras bedeutende Stellung als

Künstlerin hat mich nun oft über meine geringe nachdenklich gemacht, und weiß ich auch, wie sie schlicht ist, wie sie in mir nur den Musiker und Menschen liebt, so glaub' ich doch auch, würde sie es erfreuen, wenn ich etwas für eine höhere Stellung im staatsbürgerlichen Sinne täte. Erlauben Sie mir nun die Frage: Ist es schwer, in Jena Doktor zu werden? Müßte ich ein Examen bestehen, und welches? An wen wendet man sich deshalb? Mein Wirkungskreis als Redakteur eines 7 Jahre nun bestehenden angesehenen Blattes, mein Standpunkt als Komponist, und wie ich hier und dort ein redliches Streben verfolge, sollte mir das nicht behilflich sein, jene Würde zu erlangen? Sagen Sie mir darüber Ihre aufrichtigste Ansicht und erfüllen mir meine Bitte, gegen jedermann darüber vorderhand zu schweigen . . .

59.

Leipzig, den 8. Februar 1840.

. . . Die akademische Doktorwürde wünschte ich unter zwei Bedingungen zu erlangen, entweder daß ich mich ihrer durch eine noch zu leistende Arbeit würdig machte, oder daß mir das Diplom mit Hindeutung auf meine früheren Leistungen als Komponist und Schriftsteller ausgestellt würde. Das erstere wäre das Beschwerlichere, das zweite freilich das Erfreulichere und mir am meisten Nutzende. Stehen Sie mir mit gutem Rat noch einmal bei. Lateinisch kann ich nur wenig; aber zu einer tüchtigen deutschen Abhandlung fühl' ich schon eher Kraft. So bin ich jetzt in Vorbereitungen zu einem Aufsatz über Shakespeares Verhältnis zur Musik, seine Aussprüche, seine Ansichten, die Art, wie er Musik in seinen Dramen anbringt 2c. 2c., ein äußerst reiches und schönes Thema, dessen Ausarbeitung freilich einige Zeit verlangte, da ich doch den ganzen Shakespeare dazu durchlesen muß. Hielten Sie aber solch eine Arbeit nicht für nötig oder für passend, so versuchen Sie aus Teilnahme für Klara und mich vielleicht das andere, ob mir das Diplom nicht mit Hinweis auf meine früheren Arbeiten ausgefertigt werden könnte. Ich bin so frei, Ihnen zu diesem Behufe eine Reihe Aufsätze von mir selbst und anderer über mich mitzuschicken, beides wie ich es in der Schnelligkeit zusammen-

bringen konnte, lege Ihnen auch einige Diplome bei, sende später, wenn es verlangt wird, das Sittenzeugnis einer hiesigen Behörde, wie das curriculum vitæ, wie auch in jedem Fall die gebräuchlichen Promotionsgebühren, von denen Sie mir schrieben. Wollten Sie nun dann nicht noch einen Gang zu dem Herrn Dekan [Reinhold] für mich tun und ein gutes Wort für mich sprechen, ihm vielleicht von meiner Stellung in der musikalischen Welt sagen, auch, da es kein Geheimnis mehr ist, von der zu Klara, von unsern Leiden, die uns ihr Vater gemacht, wie mir die Erlangung jener Würde gerade jetzt von Bedeutung und Nutzen wäre, wo das Publikum so viel, so verwirrt über uns durcheinander spricht. Mit einem Worte also zu schließen: es liegt mir daran, nicht allein daß es heißt, ich bin das und das geworden, sondern es soll auch ein Grund dazu im Diplom angegeben sein. So habe ich mir sagen lassen, ein hiesiger geschätzter Theolog habe vor kurzem auf ähnliche Weise bei Ihnen promoviert, nämlich ohne Dissertation, aber mit Berichtigung der üblichen Gebühren. Ist dem so?

Und dann noch die Frage, lautet das Diplom, im Fall ich nun es durch eine Dissertation erlangte oder nicht, auf einen Dr. der Musik? Was mir freilich das Liebste wäre. Geben Sie mir, wenn Sie so freundlich sein wollen, eine Auskunft über die Form, in der das Diplom, auf eine oder die andere Weise erlangt, ausgestellt sein wird, und seien Sie Klaras und meines Dankes gewiß, den wir Ihnen, denke ich, doch bald auch einmal mündlich sagen werden, wenn Sie uns nicht vorher vielleicht in unserer eigenen Behausung aufsuchen wollten.

Klara, der ich Ihren letzten Brief in diesen Tagen schicke (sie ist im Augenblick in Hamburg mit der Mutter), wird Ihnen wohl selbst antworten und danken für das Wohlwollen, mit dem Sie über sie zu mir gesprochen; sie ist so, wie Sie sie schildern; ein seltenes Wesen, das eine Fülle von schönen Eigenschaften in sich schließt.

Ihre Erinnerung an mich denke ich durch die Beilage ein wenig aufzufrischen; sehen Sie sich das Bild freundlich an. Es ist nicht ganz getroffen, obwohl von einem Meister [Kriehuber] gezeichnet; ein

Beispiel, daß auch ein Meister einmal fehlen kann. Doch hat es den Grundzug, glaub' ich. Hängen Sie mich auf, so nicht neben den andern rezensierenden Doktors hier und in Stuttgart, — lieber zu Sebast. Bach, den ich doch gar zu gern einmal Orgel spielen hören möchte. Da fang' ich an zu phantasieren . . .

60.

Leipzig, den 19. Februar 1840.

. . . Glauben Sie wohl, daß ich in den beiden vergangenen Jahren 400 Seiten Musik geschrieben, die auch meistens gedruckt ist? Und dann denke ich doch auch, meine Musik hat nichts vom Handwerk an sich und kostet dem Herzen mehr, als man ahnen mag, und dann will es doch auch Ruhe nach so großer Anstrengung.

Die Redaktion der Zeitung kann nur Nebensache sein, mit so großer Liebe ich sie auch hege. Ist doch jeder Mensch auf das Heiligste verpflichtet, die höheren Gaben, die in ihn gelegt sind, zu bilden. Sie selbst schrieben mir, wie ich mich erinnere, vor einigen Jahren das nämliche, und ich habe seitdem wacker fortgearbeitet. Ich schreibe Ihnen das, mein verehrter Freund, weil ich in Ihren letzten Zeilen einen kleinen Vorwurf über meine Redaktionsverwaltung zu sehen glaube, den ich wahrhaftig nicht verdiene, eben weil ich so viel außerdem arbeite, und weil dieses das Wichtigere ist und die höhere Bestimmung, die ich in diesem Leben zu erfüllen habe. Eben komme ich noch ganz warm vom Komponieren. Ich schreibe jetzt nur Gesangsachen, Großes und Kleines, auch Männerquartette, die ich meinem verehrten Freund, der eben diese Zeilen liest, zueignen möchte, wenn er mir freundlich verspricht, mich nicht mehr vom Komponieren abzuhalten. Darf ich? Kaum kann ich Ihnen sagen, welcher Genuß es ist, für die Stimme zu schreiben im Verhältnis zur Instrumentalkomposition, und wie das in mir wogt und tobt, wenn ich in der Arbeit sitze. Da sind mir ganz neue Dinge aufgegangen, und ich denke wohl auch an eine Oper, was freilich nur möglich, wenn ich ganz einmal von der Redaktion los bin . . .

61.

Leipzig, den 29. Februar 1840.

So wäre denn alles da zu meiner Freude. Das Elogium [im Doktordiplom] ist so ehrenvoll, daß ich wohl Ihnen einen Teil meines Dankes dafür schulde. Es hat mich und meine Freunde auf das innigste gefreut. Das erste war, wie natürlich, daß ein Exemplar nach dem Norden geschickt wurde zu einem Mädchen, das wie ein Kind noch ist und springen wird vor Lust, eine Doktorbraut zu sein. Schreiben und danken wird sie Ihnen wohl selbst, Bild und Handschrift aber erst von Berlin schicken, wo sie alles beieinander hat. Die Reise nach Kopenhagen, wohin ich sie mit der Mutter begleiten wollte, wird sie wahrscheinlich aufgeben, da sie zu viel Furcht vor der See hat. Vielleicht geschieht es aber doch noch. Jedenfalls sehe ich sie bald, und was das für Stunden sind, am Klavier mit ihr zu schwärmen und sonst auch, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen . . .

62.

Leipzig, den 24. August 1840.

Mein teurer Freund!

Vielen Dank für Ihren erfreuenden Bericht,[79]) und daß Sie mich alles aus der Ferne haben mitgenießen lassen. Ich dachte noch immer, in dieser Zeit selbst nach Jena zu kommen; es hat sich nun aber alles anders gestaltet. Klara ist von Weimar nach Bad Liebenstein bei Eisenach zu ihrer Freundin Emilie List, die unvermutet von dort aus an sie schrieb. Dort bleibt sie denn auch noch einige Wochen bis zu unserer Trauung, wird aber auf der Rückreise sich nirgends aufhalten, so daß ich auch meinen Plan, ihr über Jena nach Weimar entgegenzureisen, aufgegeben habe. Unserer Trauung stehen nun (mit höherem Beistand) wohl keine Hindernisse mehr im Wege, wie Sie fürchteten. Wir sind gestern schon zum zweitenmal aufgeboten worden; ich hab' es in Seligkeit angehört. Klara ist auch ganz glückselig, wie Sie sich denken können; es waren doch gar zu unwürdige Duldungen,

die wir zu bestehen hatten. Von ihrem Aufenthalt in Jena und in Ihrem Hause schrieb sie mir mit großer Freude, Sie haben sie so schön geehrt, daß es auch mich auf das innigste erfreut. Ihr Aufsatz ist mir ein neuer Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung. Einiges darin, namentlich in Bezug meiner, scheint mir, wenn Sie den Ausdruck nicht mißdeuten wollen, zu enthusiastisch. Wenn der Artikel die wahre Unterschrift seines wohlwollenden Verfassers trüge (was ich Ihnen bei Ihrer Stellung übrigens keineswegs anmute), so hätte ich kein Bedenken. Gegen anonyme enthusiastische Berichte hat aber das Publikum immer einen kleinen Verdacht, ob da nicht gute Freundschaft im Spiel, und ist sie es, da Sie uns ein lieber werter Freund sind, so will doch das Publikum eben den Namen wissen, um trauen und glauben zu können. Wie dem sei, Ihre Teilnahme tut mir im Herzen wohl, und ich hoffe, daß sie meine spätern Arbeiten wenigstens nicht schwächen werde. Wollen Sie nun Klara und mir eine öffentliche Anerkennung zuteil werden lassen, so wäre das Frankfurter Journal allerdings ein guter Ort. Doch fürchte ich, hat die Redaktion zu wenig Interesse an uns Ausländern. Versuchen Sie es, lieber Freund. Nimmt sie den Artikel nicht, so schlag' ich Abendzeitung oder noch lieber Elegante Zeitung vor.

Durch Härtels auf Fink influieren zu wollen, bin ich, aufrichtig gesprochen, zu stolz, wie mir überhaupt alles künstliche Belebenwollen der öffentlichen Meinung durch den Künstler selbst verhaßt ist. Was stark ist, dringt schon durch. Daß ich aber gegen gründliches, kenntnisreiches Urteil taub wäre, glauben Sie wohl, daß es nicht so ist, nur soll der Künstler nicht selbst dazu veranlassen. Klara ist ähnlich wie ich, so sehr sie auch Aufmunterung erfreut und sie auch *wirklich nötig* hat; sie hat mir oft unerklärliche melancholische Anfälle, worüber ich sie schon manchmal habe schelten müssen.

Genug davon und nur noch die Versicherung, die ich wohl nicht auszusprechen brauche, daß ich mich jetzt gar herrlich befinde in der Gegenwart wie in meinen Hoffnungen auf eine glückliche, reiche Zukunft. Die Reise nach Petersburg hab' ich Klara feierlich angeloben

müssen; sie wolle sonst allein hin, sagte sie. Ich traue es ihr in ihrer Sorglosigkeit für unser äußeres Wohl auch zu. Wie ungern ich aus meinem stillen Kreise scheide — das erlassen Sie mir zu sagen. Ich denke nicht ohne die größeste Betrübnis daran und darf es doch Klara nicht wissen lassen. Körperlich wird es aber Klara eher nützlich sein; so zart sie ist, so ist sie doch gesund und kann wie ein Mann aushalten.



II. Teil

Der Kampf um Klara

„Von meinem Glück, ein solches Mädchen zu besitzen, in das ich durch Kunst, Geistesverwandtschaft, Gewohnheit jahrelangen Umganges und tiefster, ordentlich heiliger Neigung ganz verwachsen bin, sage ich Euch weiter nichts. Mein ganzes Leben jetzt ist Freude und Tätigkeit."

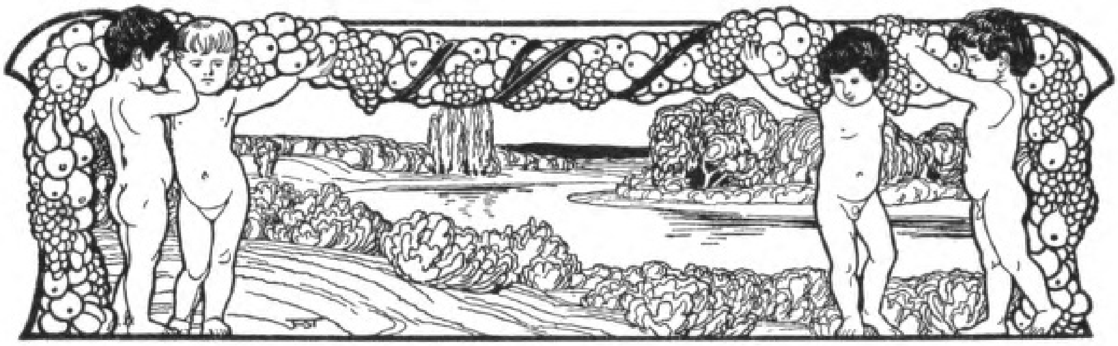
An seine Brüder. 19. März 1838.

„Wie Du mir treu bist, so kann es kein Mädchen, kein Engel im Himmel weiter sein; wie Du mich liebst, so kannst Du es nur, so über alle Worte edel. — Ich habe keine Worte für Dich, da müßtest Du mich im Traum sehen, wenn ich von Dir träume — da weiß ich nicht, was ich sagen soll — und auch das schöne Bewußtsein hab' ich, daß ich Dir auch makellos treu geblieben bin.

An Klara. 23. Februar 1839.

Im Ofen knistert's,
Der Abend graut,
Und innen flüstert's:
Wann kömmst Du, Braut?

Aus den „Liebeszeilen" an Klara.



Einleitung

So oft ist die Musik als Künderin der Liebe gepriesen worden, als die eigentliche Kunst und Sprache der Liebe. Ist es da zu verwundern, daß im Geschichtsbuch der Musik und noch mehr in den Geschichtenbüchern der Musiker so viele Seiten von Liebe erzählen? Aber von so vielen „musikalischen“ Liebesbünden Geschichte und Legende zu künden wissen, so traut und freundlich, so achtunggebietend und bedeutend manche Musikerehe ist, von der Johann Sebastian Bachs mit seiner sangesfreudigen Anna Magdalena bis zum Bund Richard Wagners mit Liszts geistvoller Tochter Cosima — das höchste Ideal einer Musikerehe bleibt die Verbindung Klara Wiecks mit Robert Schumann.

Ich glaube nicht, daß die ganze Kunstgeschichte ein zweites Mal von einem solchen Bunde zu berichten hat. Nicht nur daß beide füreinander die Liebe ihres Herzens waren, die süße, bittere Jugendliebe, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, sie haben auch für ihre Liebe schwer kämpfen müssen und sich ihr Glück in bösen Tagen wacker erkämpft. Zwei Edelmenschen sind sie von keuscher Reinheit des Herzens, lauterster Schönheit der Seele, echtester Bravheit des Charakters, überdies zwei Geister voll höchster Schwungkraft, voll innigster Hingabe an ihre Kunst. Und um das Glück voll zu machen: sie dienen beide derselben Kunst und sind in ihrer Verbindung gewissermaßen ein Symbol der Vereinigung des männlichen und weiblichen Kunstschaffens überhaupt. Und da ist es herrlich, zu sehen, wie beide aneinander wachsen, wie des Mannes

Schöpferkraft durch des Weibes Mitleben angeregt und gesteigert wird, wie ihre nachschaffende Kunst an seinen Werken zur höchsten Höhe gedeiht. Und wenn sie der Welt die Schöpfungen ihres Gatten in der herrlichsten Weise vermittelt, während er ihr sein Bestes und Innerstes anvertraut, möchte man da nicht fast von einer verkörperten Kunstehe sprechen?!

Wußten wir das auch schon bisher aus Robert Schumanns Briefen, aus den vielfachen Mitteilungen von Freunden des Künstlerheims, so erhalten wir die rechte Unterlage doch erst durch die groß angelegte Biographie Klara Schumanns, von der bis jetzt die beiden Bände „Mädchenjahre“ und „Ehejahre“ erschienen sind. (1903 u. 1905 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Je 9 Mark.) Als Verfasser zeichnet der bekannte Germanist Berthold Litzmann. Er ist um diese schöne Aufgabe zu beneiden. Kann er doch unter den Titel schreiben: „nach Tagebüchern und Briefen“. In der Tat, er hat kaum zu anderen Hilfsmitteln zu greifen brauchen. Diese Tagebücher bieten ein Material, wie es sich „reichhaltiger, eigenartiger, schöner kaum denken läßt. Es sind insgesamt 47 Quartbände, die in fast lückenloser Folge Licht verbreiten über das innere und äußere Leben Klara Schumanns vom Tage ihrer Geburt bis zu dem Tag ihrer letzten Erkrankung. Und wenn bis 1838, also bis zu Klaras 19. Geburtstag, mehr der Vater als die Tochter das Wort führt, so kommen hier genugsam Briefe hinzu, die alles ins rechte, persönliche Licht rücken. Aber auch das ist vielleicht gut so, denn auf diese Weise lernen wir auch den Vater Wieck genauer kennen und gewinnen einige Mittel, das spätere seltsame Verhalten dieses Mannes zwar nicht zu verstehen, aber doch wenigstens nicht mehr als das eines Tollhäuslers oder Verbrechers auffassen zu müssen.

Obwohl nun dieses Buch fast nur aus wirklich geschriebenen Briefen und Tagebüchern besteht, nur von tatsächlichen Erlebnissen und Seelenstimmungen berichtet, fesselt es uns doch wie ein spannender Roman, dessen Verfasser alle psychologische Kunst aufbietet, uns zum Miterleben, zum Mitfühlen aller Freuden und Leiden zu zwingen. Es sind auch so recht die Gestalten eines Romans. Zwischen ihm und ihr steht der Vater, hart wie ein Stein, unerbittlich. Das Mädchen steht in dem tragischen Konflikt, zwischen dem Vater, dem sie alles zu verdanken hat, dem sie in kindlicher Liebe ergeben ist, und dem Geliebten zu wählen, den jener aus unerklärlichen Gründen erst abweist, dann zurückstößt, endlich bitterlich haßt. Und als er sieht, wie seine Tochter nach anfänglichem Schwanken

und Zweifeln dem Geliebten immer ruhiger, sicherer und liebevoller zustrebt, da wird der etwas schrullenhafte, aber sonst aufrichtige und charaktervolle Mann im Kampf um sein Kind zum herzlosen Tyrannen, zum finstern Intriganten, ja zum niedrigen Verleumder. Wir stehen vor einem Rätsel. Warum ist dieser wackere Klavierlehrer auch dann noch gegen den Ehebund mit dem Komponisten, nachdem dieser die Standhaftigkeit seiner Liebe bewiesen hat, nachdem sein Können immer allgemeiner anerkannt wird, nachdem er bewiesen hat, daß er seinem Weibe eine gesicherte Zukunft bieten kann?

Man beruft sich auf manche Briefstellen und sagt, es sei einfach Ehrsucht und Geiz gewesen, was den alten Wieck zu seinem schroffen Verhalten verleitete. Gewiß, er hat jede Werbung eines reichen oder adligen Mannes begünstigt, er hat aber auch die Werbung eines gewöhnlichen Klavierlehrers begünstigt. O nein, dieser erbitterte Kampf, der für die Außenwelt zuletzt nur noch den Eindruck der Tragikomödie machte, war für den Vater eine bittere Tragödie. Und zwar eine Tragödie des *Künstlers* in ihm.

Friedrich Wieck (1785—1873) ist einer der größten Klavierpädagogen aller Zeiten gewesen; ein Lehrer nicht nur von höchster Gewissenhaftigkeit, sondern von wahrer Leidenschaft in seinem Berufe. Mit der Ausbildung seiner Tochter hat er in einer seltsamen Art vollen Künstlerbewußtseins sein Meisterwerk geliefert. Noch vor des Kindes Geburt hatte er beschlossen, daß es, falls es ein Mädchen sei, eine große Klavierspielerin werden müsse, und ihr, das Schicksal vorausnehmend, den Namen Klara, d. i. die Strahlende, die Berühmte, gegeben. Er sieht sein Werk herrlich gelingen: alle Welt staunt sein Kind an, in dem Wieck aber nicht das Naturphänomen einer staunenswerten Begabung oder das Ergebnis eisernen Fleißes sieht, sondern nur *sein* Werk. Klara ist Wiecks Tochter und Schülerin. Und nun sieht er in diesem Kinde die Liebe aufwachsen zu Robert Schumann, der auch sein Schüler gewesen, dem aber Wiecks ganze Schule nur Mittel zum höheren Zweck war. Schumann, eine jeder Pädagogik unzugängliche Natur, aber eine *Schöpfernatur* und als solche dem Manne, der nur zum Nachschöpfen heranbilden kann, von vornherein überlegen, für ihn der dauernde Vorwurf des eigenen Nichtkönnens. Das fühlte Wieck deutlich: sobald Klara Schumanns Weib wurde, war sie als Künstlerin nicht mehr seine Tochter. Ja, wäre Schumanns Musik von der Art der Kalkbrenner, Herz, Hünten

und Genossen gewesen, wäre sie Virtuosenmusik gewesen, die erst von der Gnade des Virtuosen lebt! Aber so! Dieser Mann schrieb eine Musik, die auf den Virtuosen verzichtete, dafür aber den ganzen Künstler gefangen nahm. Wieck kannte seine Tochter viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich dieser Musik völlig hingeben würde. Er kämpfte nicht um die Tochter, sondern um die Künstlerin. Diese war ihm in viel höherem Maße sein Werk, sie war ihm die Personifikation seines gesamten Schaffens. Und sollte dieses völlig darin untergehen im Schaffen eines andern; als eigenes Kunstwerk völlig verschwinden, um nur in der Wiedergabe der Schöpfungen eines andern zu leben?

Das ist das Wesen dieses oft mißverstandenen und falsch gedeuteten Kampfes. Es ist ein Kampf des Künstlers Wieck um das Beste, das er geschaffen; ihm müssen wir verzeihen, was der Vater und Mann gefehlt.

Zwischen diesen drei Hauptpersonen spielt sich der Kampf ab. Die andern, die sich einmischen, zählen nicht recht mit, trotzdem sie dankbare Rollen sind. So die Galerie der werbenden Liebhaber, die der Vater gegen sein Töchterchen Sturm laufen läßt; dann ein Dr. Schilling, ein Wolf im Schafspelz, der sich unter der Maske des Mitleids an das nichts ahnende Mädchen heranschleicht. Aber auch treue Freunde, die die Liebe der beiden begünstigen, am rührendsten die Gestalt der alten Magd Johanna Strobel, die so wortkarg ist, daß das ihr völlig anvertraute Mädchen erst spät sprechen lernte, die aber dem der Mutter beraubten Kinde mütterliche Liebe und Treue hält.

Aber das Schönste und Beste ist doch das Liebespaar selbst, mehr noch als der Mann das Weib, das in diesem Bunde zweifellos die stärkere, man möchte sagen die männlichere Seele hatte. Neun Jahre alt war Klara, als der achtzehnjährige Schumann 1828 Schüler ihres Vaters wurde. Innige Freundschaft verbindet bald die beiden; er ist ihr Märchenerzähler; sie entzückt schon als Kind in ihm den Künstler: ihr Spiel weckt bald in ihm den Schöpfer. Dann gelangt sie schnell zu jungem Ruhm, der der Virtuosin allenthalben entgegenblüht; er ringt sich mühselig den Dornenpfad des schaffenden Künstlers empor. Er muß erst einer falschen Liebe verfallen, um zu erkennen, daß das Kind im Hause Wieck ihm mehr sein muß als Freundin; sie ahnt hier mit der Frühreife des Weibes, was sie verloren zu haben glaubt. Im November 1835 finden sie sich dann für immer. Am 12. September 1840 haben sie endlich heiraten können, ohne des grollenden Vaters Segen, wohl aber mit dem

der von Wieck geschiedenen Mutter, zu der sich Klara in den Tagen des Verlassenseins gefunden hatte.

Der Briefwechsel der beiden während dieser fünf Jahre ist eines der poesiereichsten Bücher unserer Literatur. Alle süße Heimlichkeit einer jungen Liebe ist da, das verstohlene Sich-Sehen und -Grüßen, auf der Treppe erhaschte Küsse. Dann das bittere Sich-meiden-müssen. Des Vaters Machtwort hat früh gesprochen. Nicht einmal mehr kennen sollen sie sich. Nun die heimlichen Briefe. Robert Schumann schreibt an einer Stelle: „Es stärkt so moralisch, solche Kraft seines Mädchens zu sehen." Man kann das s in „seines" wegstreichen. Es ist in Wirklichkeit eine seelische Wohltat, dieses Mädchen um seine Liebe kämpfen zu sehen. Nichts Sentimentales, nichts Weibisches, aber reinste, blühende, heldenhafte Weiblichkeit. Ihre Treue wankt nicht eine Minute. Doch das ist das Geringste. Fast klagelos erträgt sie die furchtbaren Qualen, die ihr der Vater mit — man kann nicht anders sagen — fluchwürdiger Boshaftigkeit zufügt. Sie tröstet den Geliebten, den das unselige Verhältnis so oft aus dem höchsten Wonnetaumel in die schwärzesten Gründe der Verzweiflung und Verbitterung stürzt. Aber durch das Herzeleid reift sie nicht nur zum herrlichen Weibe, sondern auch zur unvergleichlichen Künstlerin, deren Eigenart am schönsten Franz Grillparzer besungen hat, nachdem die Neunzehnjährige der Welt die Schönheit der F-moll-Sonate Beethovens geoffenbart hatte.

„Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd;
Sinnvoll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut
Und faßt, und hebt, und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldvollen Herrin,
Die sie, mit weißen Fingern, spielend, lenkt."

Und je reifer sie als Künstlerin wird, um so inniger wird ihre Liebe. „Immer mehr fühle ich es, daß mein Leben nur für Dich ist; alles ist mir gleichgültig außer der Kunst, die ich in Dir finde.“ Jawohl, nachdem sie zuerst ihm fast überlegen schien, hat sie bald den genialen Schöpfer in ihm erkannt, dem sie sich willig beugt. „Erstaunt bin ich vor Deinem Geist, vor all dem Neuen, was darin — überhaupt weißt Du, ich erschrecke manchmal vor Dir und denke, ist es denn wahr, daß das dein Mann werden soll? Mir kommt wohl zuweilen die Idee, daß ich Dir nicht genügen könnte, doch liebhaben könntest Du mich deswegen immer!“

Als sie das schrieb, war sie eine von der ganzen Welt gefeierte Künstlerin, er ein unbekannter Musikus. Aber sie bringt ihm nicht nur Verständnis entgegen, sie ist auch seine Muse im schönsten Sinne des Wortes. Gar oft kann er ihr dann ähnliches schreiben, wie bei der Übersendung der „Novellen“ (1839): „Braut, in den Novelletten kommst Du in allen möglichen Lagen und Stellungen und andern unwiderstehlichen Dingen von Dir vor! Ja, sieh mich nur an! Ich behaupte, Novelletten konnte nur einer schreiben, der solche Augen kennt wie Deine, solche Lippen berührt hat wie Deine — kurz, Besseres kann man wohl machen, aber ähnliches schwerlich.“ —

Wir atmen selber beglückt auf, wenn endlich die beiden vereinigt sind. Wir wissen, ihr stand auch in der Ehe noch Schweres bevor, das Schlimmste sogar, der Verlust des geliebten Mannes auf die grausamste Weise, indem ein geistiger Tod ihn ihr nahm, bevor die Auflösung des Leibes folgte. Sie hat auch dieses Schicksal ertragen getreu dem Geiste, der in den Worten lebt, die sie am Hochzeitstag in ihr Buch geschrieben, in denen auch die Schilderung ihrer Mädchenjahre ausklingt: „Eine Periode meines Lebens ist nun beschlossen; erfuhr ich gleich viel Trübes in meinen jungen Jahren schon, so doch auch manches Freudige, das ich nie vergessen will. Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich wie ein gutes Weib zu erfüllen — er hat mir immer beigestanden, — und wird es auch ferner tun. Ich hatte immer einen großen Glauben an Gott und werde ihn ewig in mir erhalten.“

Ich weiß diesem Abschnitt nichts Besseres vorauszuschicken als den Aufsatz, in dem ich im Februar 1903 unter dem unmittelbaren Eindruck von den Gefühlen Kunde gab, die mir Litzmanns Buch „Klara Schumann“, dem wir überhaupt erst die genaue Kenntnis dieser herrlichen Liebe verdanken, erweckt hatte.

Den Absichten des vorliegenden Buches entsprechend erscheint diese bewegteste Zeit in Schumanns Leben einseitig in der Spiegelung seiner Seele. Das „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“ ist bei dieser für jeden Anreiz empfindlichen Natur doppelt begreiflich. Immerhin, auch die Briefe der dem Leben gegenüber viel kraftvolleren Klara zeugen für die ungeheuren seelischen Erschütterungen, die das Paar zu bestehen hatte. Es ist mehrfach versucht worden, das Verhalten Wiecks in günstigerem Lichte darzustellen. (Kohut, Fr. Wieck. Ein „Lebens- und Künstlerbild“, 1888; Joß, Fr. Wieck und sein Verhältnis zu Schumann, 1900). Insbesondere hat Wiecks noch lebende Tochter Marie Litzmanns oben besprochenes Buch der Parteilichkeit geziehen. Mit Unrecht, wie nach genauester Prüfung aller Verhältnisse, auch der verdiente F. Gustav Jansen in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Briefe Rob. Schumanns“ (Leipz. 1904) nachgewiesen hat. Um so leuchtender strahlen die Gestalten der beiden Liebenden.

* * *

Bei diesen Briefen mußte die Auswahl noch strenger sein als in den übrigen Abschnitten, sollte die große Linie der Entwicklung sichtbar bleiben, denn manche der Briefe erreichen den Umfang eines kleinen Buches.



63.

Auf der Zwickauer Post, abends nach 10 Uhr, 13. Februar 1836.

Der Schlaf stand mir in den Augen. Schon seit zwei Stunden warte ich auf die Eilpost. Die Wege sind so zerstört, daß ich vielleicht erst um 2 Uhr fortkomme. — Wie Du vor mir stehst, meine geliebte, geliebte Klara, ach, so nah dünkt es mir, als ob ich Dich fassen könnte. Sonst konnte ich alles zierlich in Worte bringen, wie stark ich jemanden zugetan; jetzt kann ich's nicht mehr. Und wüßtest Du's nicht, so würde ich Dir es nicht sagen können. Liebe Du mich nur auch recht, hörst Du, — ich verlange viel, denn ich gebe viel.

Mein heutiger Tag war von mancherlei bewegt — ein offenes Testament meiner Mutter, Erzählungen von ihrem Sterben.[80]) Hinter allem Dunkeln steht aber immer Dein blühend Bild, und ich trag' alles leichter.

Auch darf ich Dir wohl sagen, daß meine Zukunft jetzt um vieles sicherer steht. Zwar darf ich nicht die Hände in den Schoß legen und muß noch viel schaffen, um das zu erringen, was Du kennst, wenn Du zufällig an dem Spiegel vorbeigehst — indes wirst auch Du eine Künstlerin bleiben wollen und keine Gräfin Rossi,[81]) d. h. Du wirst mittragen, mitarbeiten, Freud' und Leid mit mir teilen wollen. Schreibe mir darüber.

In Leipzig wird mein erstes sein, meine äußeren Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; mit den inneren bin ich im reinen; vielleicht daß der Vater nicht die Hand zurückzieht, wenn ich ihn um

seinen Segen bitte. Freilich gibt es da noch viel zu denken, auszugleichen. Indes vertrau' ich auf unsern guten Geist. Wir sind vom Schicksal schon füreinander bestimmt; schon lange wußt' ich das, aber mein Hoffen war nicht so kühn, Dir es früher zu sagen und von Dir verstanden zu werden.

Was ich Dir heute kurz und abgerissen schreibe, will ich später Dir deutlicher erklären. Am Ende kannst Du mich gar nicht lesen, — nun, dann wisse nur, daß ich Dich recht unsäglich liebe.

Es wird dunkel in der Stube. Passagiere schlafen neben mir. Draußen stöbert's und schneit's. Ich aber will mich recht tief in eine Ecke bergen, mit dem Kopf in das Kissen, und nichts denken als an Dich. — Lebe wohl, meine Klara. Dein Robert.

64.

Am 13. August 1837.

Sind Sie noch treu und fest? So unerschütterlich ich an Sie glaube, so wird doch auch der stärkste Mut an sich irre, wenn man gar nichts von dem hört, was einem das Liebste auf der Welt. Und das sind Sie mir. Tausendmal habe ich mir alles überlegt, und alles sagt mir: Es muß werden, wenn wir wollen und handeln. Schreiben Sie mir nur ein einfaches Ja, ob Sie Ihrem Vater gerade an Ihrem Geburtstage (zum 13. September) einen Brief von mir selbst geben wollen. (Es ist Nr. 65.) Er ist jetzt gut gegen mich gesinnt und wird mich nicht verstoßen, wenn Sie noch für mich bitten.

Dies schreib' ich gerade am Tage Aurora. Wäre es, daß uns nur eine Morgenröte noch trennte. Vor allem halten Sie fest daran: es muß werden, wenn wir wollen und handeln.

Von diesem Briefe sagen Sie gegen niemanden; es könnte sonst alles verdorben werden. Vergessen Sie also das „Ja" nicht. Ich muß erst diese Versicherung haben, ehe ich an etwas weiteres denken kann. Alles dies meine ich aus voller Seele so, wie es da steht, und unterschreibe es mit meinem Namen

Robert Schumann.

Klara an Robert

Leipzig, den 15. August 1837.

Nur ein einfaches „Ja" verlangen Sie? So ein kleines Wörtchen — so wichtig! doch — sollte nicht ein Herz so voll unaussprechlicher Liebe, wie das meine, dies kleine Wörtchen von ganzer Seele aussprechen können? Ich tue es, und mein Innerstes flüstert es Ihnen ewig zu.

Die Schmerzen meines Herzens, die vielen Tränen, konnt' ich das schildern — o nein! — Vielleicht will es das Schicksal, daß wir uns bald einmal sprechen und dann — Ihr Vorhaben scheint mir riskiert, doch ein liebend Herz achtet der Gefahren nicht viel. Also abermals sage ich „Ja!" Sollte Gott meinen achtzehnten Geburtstag zu einem Kummertag machen? O nein, das wäre doch zu grausam. Auch ich fühlte längst: „Es muß werden", nichts in der Welt soll mich irre machen, und dem Vater werd' ich zeigen, daß ein jugendliches [Herz] auch standhaft sein kann. Ihre Klara.

Sehr eilig.

65.

An Fr. Wieck

[Eingegangen am 13. September 1837.]

Es ist so einfach, was ich Ihnen zu sagen habe — und doch werden mir manchmal die rechten Worte fehlen. Eine zitternde Hand vermag die Feder nicht ruhig zu führen. Wenn ich daher in Form und Ausdruck hier und da fehle, so sehen Sie mir dies nach.

Es ist heute Klaras Geburtstag — der Tag, an dem das Liebste, was die Welt für mich hat, zum ersten Male das Licht erblickt, — der Tag, an dem ich von jeher auch über mich nachgedacht, da sie so tief in mein Leben eingegriffen. Gestehe ich es, so dachte ich noch nie so beruhigt an meine Zukunft als gerade heute. Sichergestellt gegen Mangel, soweit dies menschliche Einsicht voraussagen kann, schöne Pläne im Kopf, ein junges, allem Edlen begeistertes Herz, Hände zum Arbeiten, im Bewußtsein eines herrlichen Wirkungskreises und noch in der Hoffnung, alles zu leisten, was von meinen Kräften erwartet werden kann, geehrt und geliebt von vielen — ich dächte, es wäre genug! — Ach, der schmerzlichen Antwort, die ich mir darauf geben muß! Was ist das

alles gegen den Schmerz, gerade von der getrennt zu sein, der dies ganze Streben gilt, und die mich treu und innig wiederliebt. Sie kennen diese Einzige, Sie glücklicher Vater, nur zu wohl. Fragen Sie ihr Auge, ob ich nicht wahr gesprochen!

Achtzehn Monate lang haben Sie mich geprüft, schwer wie ein Schicksal für sich. Wie dürfte ich Ihnen zürnen! Ich hatte Sie tief gekränkt, aber büßen haben Sie mich es auch lassen. — Jetzt prüfen Sie mich noch einmal so lange. Vielleicht, wenn Sie nicht das Unmögliche fordern, vielleicht halten meine Kräfte mit Ihren Wünschen Schritt; vielleicht gewinne ich mir Ihr Vertrauen wieder. Sie wissen, daß ich in hohen Dingen ausdauere. Finden Sie mich dann bewährt, treu und männlich, so segnen Sie dies Seelenbündnis, dem zum höchsten Glück nichts fehlt als die elterliche Weihe. Es ist nicht die Aufregung des Augenblicks, keine Leidenschaft, nichts Äußeres, was mich an Klara hält mit allen Fasern meines Daseins, es ist die tiefste Überzeugung, daß selten ein Bündnis unter so günstiger Übereinstimmung aller Verhältnisse ins Leben treten könne, es ist das verehrungswürdige, hohe Mädchen selbst, das überall Glück verbreitet und für unseres bürgt. Sind auch Sie zu dieser Überzeugung gekommen, so geben Sie mir gewiß das Versprechen, daß Sie vorderhand nichts über Klaras Zukunft entscheiden wollen, wie ich Ihnen auf mein Wort verspreche, gegen Ihren Wunsch nicht mit Klara zu reden. Nur das eine gestatten Sie, daß wir uns, wenn Sie auf längeren Reisen sind, einander Nachricht geben dürfen.

So wäre mir diese Lebensfrage vom Herzen; es schlägt im Augenblick so ruhig, denn es ist sich bewußt, daß es nur Glück und Frieden unter den Menschen will. Vertrauensvoll lege ich meine Zukunft in Ihre Hand. Meinem Stand, meinem Talente, meinem Charakter sind Sie eine schonende und vollständige Antwort schuldig. Am liebsten sprechen wir uns!

Feierliche Augenblicke bis dahin, wo ich eine Entscheidung erfahre — feierlich wie die Pause zwischen Blitz und Schlag im Gewitter, wo man zittert, ob es vernichtend oder segnend vorüberziehen wird. — Mit dem tiefsten Ausdruck, dessen ein geängstetes, liebendes Herz fähig ist, flehe ich Sie an: Seien Sie segnend, einem Ihrer ältesten Freunde wieder Freund und dem besten Kinde der beste Vater.

Robert Schumann.

(Einlage an Frau Wieck:)

Ihnen vor allem, meine gütige Frau, lege ich unser künftiges Schicksal ans Herz — an kein stiefmütterliches, glaub' ich. Ihr klarer Blick, Ihr wohlwollender Sinn, Ihre wahre Achtung und Liebe für Klara werden Sie das Beste finden lassen. Daß der Geburtstag eines Wesens, das so unzählige schon beglückt, ein Tag des Jammers werde, verhüten Sie das große Unglück, das uns allen da bevorsteht.

Ihr ergebenster R. Schumann.

(An Klara:)

Sie aber, liebe Klara, möchten nach dieser überschmerzvollen Trennung alles, was ich Ihren Eltern gesagt, in Liebe unterstützen und da fortfahren, wo mein Wort nicht mehr ausreichte.[82])

Ihr R. S.

66.

An Ernst A. Becker[74])

Leipzig, am 14. September 1837.

Lieber Freund!

W[ieck]s Antwort war so verwirrt, so zweifelhaft ablehnend und zugebend, daß ich nun gar nicht weiß, was ich anfangen soll. Gar nicht. Wären Sie nur ein paar Minuten hier gewesen oder jetzt hier, damit er mit jemandem sprechen konnte, der ihn über gewisse Punkte, wie es mir scheint, der Eitelkeit, hinwegbrächte; dann über seine Idee, K[lara] als Konzertgeberin sterben zu lassen. Wesentliches konnte er ja nicht einwenden. Wie gesagt, war aber überhaupt nicht klug zu werden. K. sprach ich noch nicht; ihre Stärke ist meine einzige Hoffnung. Wollen Sie einige Zeilen an W. schreiben, ihm seine große Verantwortlichkeit vorstellen? Doch möchte ich das vorher erst lesen — oder auch wie Sie sonst wollen. Sagen Sie ihm, daß ich Ihnen den Brief an ihn mitgeteilt habe 2c. 2c. Ich bin schwer niedergedrückt und vermag nichts zu denken.

67.

An Klara Wieck

Am 18. September 1837.

Die Unterhaltung mit Ihrem Vater war fürchterlich. Diese Kälte, dieser böse Willen, diese Verworrenheit, diese Widersprüche —

er hat eine neue Art, zu vernichten, er stößt einem das Messer mit dem Griff in das Herz . . .

Was denn nun, meine liebe Klara? Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Gar nicht. Mein Verstand geht hier zunichte, und mit dem Gefühl ist ja vollends nichts anzufangen bei Ihrem Vater. Was denn nun, was denn nun? Vor allem waffnen Sie sich, und lassen Sie sich nicht einmal verkaufen . . . Ich traue Ihnen, ach von ganzem Herzen, und das erhält mich auch aufrecht — aber Sie werden sehr stark sein müssen, mehr als Sie ahnen. Hat Ihr Vater doch selbst die fürchterlichen Worte zu mir gesagt: „Ihn erschüttere nichts." Fürchten Sie alles von ihm; er wird Sie zwingen durch Gewalt, kann er es nicht durch List. Fürchten Sie alles!

Ich bin heute so tot, so erniedrigt, daß ich kaum einen schönen, guten Gedanken fassen kann; selbst Ihr Bild ist mir zerflossen, daß ich mir kaum Ihr Auge denken kann. Kleinmütig, daß ich Sie aufgäbe, bin ich nicht worden; aber so erbittert, so gekränkt in meinen heiligsten Gefühlen, so über einen Leisten geschlagen mit dem Gewöhnlichsten. Hätte ich nur ein Wort von Ihnen. Sie müssen mir sagen, was ich tun soll. Es wird sonst alles Spott und Hohn in mir, und ich gehe auf und davon. Sie nicht einmal sehen zu dürfen! Wir könnten es, sagte er, aber an einem dritten Ort, in aller Gegenwart, recht zum Spektakel für alle. Wie das alles so erkältend ist, so nagend! Auch schreiben dürften wir uns, wenn Sie reisen! Das war alles, was er bewilligte . . . Vergebens suche ich nach einer Entschuldigung für Ihren Vater, den ich doch immer für einen edlen menschlichen Mann gehalten. Vergebens suche ich in seiner Weigerung einen schöneren, tieferen Grund, etwa den, daß er fürchte, Sie würden als Künstlerin einbüßen durch ein frühzeitiges Versprechen an einen Mann, daß Sie überhaupt noch zu jung wären und dergleichen. Nichts von dem — glauben Sie mir, er wirft Sie dem ersten besten zu, der Geld und Titel genug hat. Sein höchstes dann ist Konzertgeben und Reisen; darüber läßt er Sie bluten, zerstört mich in meiner Kraft, mitten im Drang, Schönes zu tun auf der Welt; darüber lacht er Ihrer Tränen aller.

Ihr Ring sieht mich jetzt so lieb an, als ob er sagen wollte, schmäle doch nicht so auf den Vater deiner Klara — dreimal sagten Sie neulich fest, fest; ich horchte auf, es kam so recht aus der Tiefe Ihrer Seele. — Klara, ich bin so etwas worden durch jenen Tag — wenn ich heute schwach bin und Ihrem Vater wehe getan [habe], so sind Sie mir nicht böse! Und doch habe ich recht.

Aber die Augen frisch auf das Ziel gerichtet. Sie müssen durch Ihre Güte jetzt alles vermögen, und dringen Sie so nicht durch, durch Ihre Stärke. Ich kann fast gar nichts als schweigen, mit jeder neuen Bitte an Ihren Vater müßte ich ja eine neue Kränkung erwarten. Strengen Sie sich jetzt an, was zu tun ist. Ich folge wie ein Kind ... Ach, wie geht mir's doch im Kopfe herum; ich möchte lachen vor Todesschmerz. Der Zustand kann nicht lange so dauern — dies hält meine Natur nicht aus ...

Tröste mich, lieber Gott, daß er mich nicht in Verzweiflung untergehen läßt. Ich bin ausgerissen an der Wurzel meines Lebens.

(Am Nachmittag desselben Tages.)

Verloren ist nichts, glaube ich; aber gewonnen haben wir auch wenig genug. Meine Briefe ärgern mich jetzt. In acht bis zehn Wochen wäre es besser gewesen. Es liegt jetzt viel daran, daß wir ruhig und vorsichtig fortschreiten, das sehe ich. Am Ende muß er sich doch einmal in den Gedanken fügen, Sie zu verlieren. Sein Trotz scheitert an unserer Liebe; es muß werden, meine Klara ...

Benehmen Sie nur Ihrem Vater seine vielen schiefen Ansichten ... Als ich ihn fragte, ob er denn nicht glaube, daß wir die seligsten Menschen von der Welt würden, so gab er mir das zu — und dennoch war nicht weiter zu kommen. Weiter sagte er, wir brauchten viel mehr, als wir dächten, und nannte eine enorme Summe. Wir haben gerade so viel, wie hundert der angesehensten Familien hier. Lassen Sie sich das nicht ausstreiten. Dann sagte er, „Sie würden dann oft im stillen weinen, wenn wir nicht große Assembleen gäben usw." Klara, ist das wahr? Und nicht zum Lachen?

Etwas Begründetes konnte er und kann er nicht vorbringen. Unser gutes Recht, die Vernunft, die auf unserer Seite ist, schützt uns . . . Treibt er uns aufs Äußerste, d. h. erkennt er uns nach anderthalb oder zwei Jahren noch nicht an, so müssen wir unser gutes Recht suchen . . . Dann traut uns die Obrigkeit. Verhüte der Himmel, daß es einmal so weit kommen könne . . . Lassen Sie mir bald ein paar Worte zukommen — besänftigend und gut. Viel klarer und schöner als diesen Morgen, wo ich den andern Brief schrieb, stehen Sie jetzt vor mir, und Ihr dreimaliges „fest" klingt mir wie vom blauen Himmel herunter.

Und ehe ich heute Abschied von Dir nehme, mein geliebtes Mädchen, so schwöre es mir noch einmal bei Deiner Seligkeit, daß Du Mut hast, die Prüfungen, die uns auferlegt sind, mutig zu bestehen, wie ich es auch im Augenblick tue, indem ich die beiden Finger meiner rechten Hand zum Schwur aufhebe. Ich lasse nicht von Dir. Verlasse Dich auf mich! Und so helfe Gott und so bleibe ich ewig Dein Robert.

Auf Ihr Ehrenwort, daß ich diesen unverzüglich zurückerhalte.

Klara an Robert

„Leipzig 1837." (Roberts Handschrift: „Am 26. September gelesen unter tausend Freuden.")

Zweifeln Sie noch an mir? Ich verzeih' es Ihnen, bin ich doch ein schwaches Mädchen! ja schwach: aber eine starke Seele hab' ich — ein Herz, das fest und unveränderlich ist. Dies sei Ihnen genug, um jeden Zweifel zu unterdrücken.

Bis jetzt war ich immer sehr unglücklich, doch schreiben Sie mir ein Wort der Beruhigung unter diese Zeilen, und ich werde sorglos in die weite Welt hinausgehen. Vater hab' ich versprochen, heiter zu sein und noch einige Jahre der Kunst und der Welt zu leben. So manches werden Sie von mir hören, mancher Zweifel wird sich bei Ihnen regen, wenn Sie dies oder jenes erfahren, doch dann denken Sie — alles das tut sie ja für mich! Könnten Sie jemals wanken? nun, — so hätten Sie ein Herz gebrochen, das nur einmal liebte. Klara.

(Außen:) „Öffnen Sie, dann aber schicken Sie mir diese Zeilen zurück. Tun Sie es um meiner Ruhe willen."

68.

Leipzig 1837.

So himmlische Worte gibt man nicht zurück. Bei mir ist es ja auch sicher. Und nun kein Wort mehr vom Vergangenen, und das Auge ruhig und fest auf das eine Ziel unseres Lebens gerichtet! Mir aber vertraue, meine geliebte Klara, und diese tiefste Überzeugung meiner Stärke stärke auch Dich in allen Prüfungen. Meine letzte Bitte, ehe Du von mir gehst, — wie Du mich im stillen wohl manchmal genannt, gib mir jetzt das inniger verknüpfende Du. Bist ja meine heißgeliebte Braut und später einmal — diesen Kuß noch — Adieu. Dein Robert.

69.

Leipzig, den 3. Oktober 1837.

. . . Es könnte kommen, daß wir einmal eine Zeitlang gar nichts voneinander hörten — daß unsere Briefe von Deinem Vater aufgefangen würden — daß man mich vielleicht sogar bei Dir anschwärzt. Daß man Dir dann sagte, ich hätte Dich vergessen usw. — glaube niemals daran. Die Welt ist böse, wir wollen aber rein hervorgehen. — Wenn ich alle zwei Monate auf einen Brief von Dir rechnen könnte, diese Gewißheit würde mich sehr beruhigen. — Ist das zu viel verlangt? In drei Stunden soll ich Dich sehen: Ich habe so eine Angst. Es ist das letztemal — vielleicht für ewig . . .

70.

Leipzig, am 8. November 1837, früh morgens.

Eine Zeile willst Du nur? Du sollst mehr haben, wiewohl etwas in mir sehr böse auf Dich sein wollte und Du es auch verdientest. Daß Du es so lange aushalten konntest und stillschweigen, hätte ich nicht gedacht, an Deiner Stelle auch nicht gekonnt, da Du immer Briefe an mich zu bringen weißt, ich aber nicht an Dich. Was ich in den letzten Tagen gelitten habe — still davon. Da kam er gestern, Dein Brief. Mir war es, als wär' ich da einem großen Unglück entgangen. Er ist kurz, aber er ist von Dir und ein Teil von Deinem Herzen — habe Dank dafür. — Dein Vater hat mir

geschrieben — hier hast Du ungefähr den Inhalt: „Sie sind ein vortrefflicher Mann, aber es gibt noch vortrefflichere — ich weiß eigentlich nicht, was ich mit Klara vorhabe, aber es steht mir jetzt nicht an. Herz? was geb' ich aufs Herz ꝛc. . . ."

— Zwei Stellen schreib' ich Dir noch wörtlich ab: „Ehe ich zwei solche Künstler zusammen bürgerlich und häuslich unglücklich und beschränkt sehe, opfere ich lieber meine Tochter allein auf eine oder die andere Weise", und dann die herrlichen Worte: „Und muß ich meine Tochter schnell anderweitig verheiraten, so könnten Sie nur allein die Ursache sein." Dies letzte, meine liebe Klara, war entscheidend und entschieden genug. — Was kann ich auf den Brief tun? Nichts als schweigen entweder oder ihm die Wahrheit sagen — mit einem Worte, es ist aus zwischen uns — was hab' ich noch mit solchem Mann zu schaffen. Schlimm ist es freilich — und ich weiß nicht, wie das werden soll. Wirst Du auch ausdauern? Wird so eine Stimmung, wie an jenem letzten Dienstag noch einmal über Dich kommen? Ich muß Dir etwas sagen, nimm es mir nicht übel, Du geliebtes Mädchen! An jenem Abend hast Du mir doch einiges gesagt, was Du nicht gesollt hättest, weil es Dich selbst unglücklich macht und mich dazu. — Bist Du nicht glücklich in meinem Besitz? Hast Du nicht die Überzeugung, das glücklichste Weib zu werden, hast Du diese nicht — so zerreiß es lieber jetzt noch, das Band. Alles geb' ich Dir noch zurück, auch den Ring. Freust Du Dich aber meiner Liebe, erfüllt sie Dein ganzes Herz, hast Du auch alles recht erwogen, meine Fehler, meine Unarten, genügt Dir das wenige, was ich Dir sonst bieten kann, wenn's auch keine Perlen und Diamanten sind — nun, so bleib' es beim alten, meine treue Klara! Dann aber geb' ich Dir nie etwas zurück, entbinde Dich Deiner Verpflichtung gegen mich niemals, und will alle Ansprüche geltend machen, die mir Dein Jawort und Dein Ring verleihen . . .

. . . Bewahre, was ich Dir schrieb, im Herzen: „Zweifeln ist schon Untreue, Glaube halber Besitz" — das andere wird unser gütiger Geist, der uns schon bei unserer Geburt füreinander bestimmt, zu einem glücklichen Ende führen.

Daß Du alle meine Briefe sicher aufhebst, daß ich Dein heiliges Ehrenwort habe, daß Du Deinem Vater (wie in einer schwachen Minute in Dresden) die Briefe nie zeigest, daß Du nie vergessen mögest, wie Du Dir ebenso nahe stehst wie Deinem Vater, dem Du schon so viel Freuden bereitet und er Dir Deine schönsten Jahre nur zu Schmerzensjahren, daß Du mich selbst nie vergessen mögest — darum bitte ich Dich noch heute . . .

Vergiß abends neun Uhr niemals; ich bin da bei Dir, wie ja immer. Lebe wohl, Du teures Mädchen. Dein R.

71.

Am 29. (November).

Daß man sich so quälen kann wegen ein paar hundert Silberstücke, die uns noch jährlich fehlen! Aber freilich, sie müssen da sein. Du (weißt), was ich habe; ich brauche es für mich zur Hälfte. Reicht die andere Hälfte nicht für Dich, so (wirst) Du Dir ja auch einiges erwerben. Es kommt freilich ganz (darauf) an, wie man sich einrichtet, und da sollst Du gleich wissen, wie ich hin und her gedacht. Am liebsten möchte ich meine jetzige unabhängige Stellung noch einige Zeit behalten, ein hübsches Haus nicht weit von der Stadt haben — Dich bei mir — arbeiten — selig und still mit Dir leben. Deine große Kunst würdest Du natürlich pflegen, wie immer, doch weniger für alle und des Erwerbs wegen, als für einzelne Auserlesene und unseres Glückes halber. Dies alles, wenn Du so wolltest. Ein solches Leben erforderte keinen großen Aufwand. Ob Du dabei ganz glücklich wärest und es in der Dauer bleiben würdest, weiß ich nicht und Du selbst nicht; man verändert sich, Zufall und Schicksal verderben oft das schöne Spiel, anderes mischt sich darein. Doch wäre mir, wie gesagt, ein solches Leben das liebste; ich könnte Dir alles mit noch schöneren Farben ausmalen, daß Du mir ans Herz fallen und sagen würdest: „Ja, Robert, so laß uns leben." — Tue Dir das selbst, wenn Du mich liebst.

Ein anderes wäre es nun, Du wünschtest Dich der großen Welt

erhalten; auch das wäre mir recht; ich dächte, wir ließen da unser Haus auf drei Monate einsam stehen (so lange könnte ich in jedem Jahre weg, vorausgesetzt, daß ich die Zeitung fortredigieren wollte), und reisten [in deutsche Städte weniger oder gar nicht] da einmal nach Paris, einmal nach London — Du hast überall Namen, ich Freunde und Verbindungen die Menge — kurz, Ehre und Verdienst könnten nicht ausbleiben, und wir zögen mit Schätzen reich beladen wieder in unser Haus, das uns freilich zurzeit noch fehlt. Leipzig würde da der Mittelpunkt sein, von wo aus wir in beiden Lebenseinrichtungen, in letzterer als Sonnen, in ersterer mehr als Monde unsere Strahlen verbreiteten nach außen. — — — Gesetzt nun, es stünde uns dieses Leben nicht mehr an . . . was würdest Du wohl antworten, wenn ich Dich eines Morgens einmal so anredete: Liebe Frau, ich habe ohne Dein Wissen einige ausgezeichnete Sinfonien und andere wichtige Geschichten komponiert, und überhaupt ganze Adlerhorste von Reisen im Kopf, wo es denn auch Dich nach Kronen und Lorbeeren zu gelüsten scheint, wie wär es, wir packten unsere Diamanten zusammen und zögen und blieben ganz in Paris? — Du würdest das mir antworten: „Nun, das ließe sich hören" — oder „aber höre", — oder „wie Du willst", oder „nein, laß uns hier, mir gefällt's so" — und ruhig würde ich dann wieder an meinen Schreibtisch gehen und redigierte wie früher.

O schöne Bilder, daß euch niemand in Trümmer schlagen möchte! Daß ich einmal an Deinem reichen Herzen glücklich wäre! Diese kummervollen Nächte, um Dich schlaflos hingebracht, diese Schmerzen ohne Tränen — sie müssen einmal vergolten werden von einem gütigen Gott. Laß mich jetzt eine Minute ruhen. —

Freilich habe ich nun die Rechnung sehr ohne den Wirt gemacht, d. h. ohne Deinen Vater. Hier aber kannst Du allein handeln, ich vorderhand nichts tun . . .

Dies bringt mich auf die Stelle meines Briefes, wo ich von „Ansprüche-geltend-machen" schreibe. Daß ich aus unserem Bund keinen Rechtsfall machen werde, brauche ich Dir nicht zu sagen. Denkst Du, ich würde Einspruch tun, hättest Du einen Glücklicheren gefunden, den Du liebtest und der Dich, soweit sich das voraussehen

läßt, ganz glücklich machen könnte? Nein, dazu lieb ich Dich zu sehr, wenn ich auch zugrunde ging, und dann wäre ich ja auch zu stolz dazu, wie Du mich in gewissen Fällen kennst . . .

Du sagst etwas hart, ich hätte das Band mit Ernestinen zerrissen; das ist nicht wahr; es ist in gehöriger Form mit beider Seiten Einwilligung aufgelöst. Was aber diese ganze dunkle Seite meines Lebens anlangt, so möchte ich Dir ein tiefes Geheimnis eines schweren psychischen Leidens, das mich früher befallen hatte, einmal offenbaren; es gehört aber viel Zeit [da]zu und umschließt die Jahre vom Sommer 1833 an. Du sollst es aber noch erfahren einmal, und hast dann den Schlüssel zu allen meinen Handlungen, meinem ganzen sonderbaren Wesen. Für jetzt rufe ich Dir die Worte zu, die ich neulich zum Schluß eines trefflichen Buches las: „Ein Tor ist, wer sich auf sein Herz verläßt — aber richtet nicht." —

Also noch einmal, Dein Ja und das äußere Band dafür, der Ring, bindet Dich allerdings; . . . zwingen kann Dich aber niemand, und ich am allerwenigsten, daß Du mir treu bleibst. Bist ja ein gottesfürchtiges Mädchen und weißt das alles. Hast mich aber selbst durch Deine seltsame Äußerung darauf gebracht. —

. . . Klara, das schmerzt so, daß wir unsere schönste blühende Jugend ohneeinander verleben müssen. Überall, wo ich hinhöre, sagt man mir von Deinem schönen Wesen, lobt man Dich, und ich kann Dich nicht sprechen, nicht hören, nicht lernen von Dir, mich nicht Deines Geistes freuen — und Du hast auch nichts von mir, als vielleicht ein paar Dir werte Erinnerungen, den ersten unvergeßlichen Abend unsrer Wiedervereinigung im September — und vielen Schmerz sonst, und den Ring, der Dir nicht mehr etwas wahre Freude macht, wie Du im letzten Brief sprichst auf dieser häßlichen letzten Seite — — freilich die erste dagegen! Man glaubt's kaum, daß sie von demselben Mädchen sein kann — Du bist so leidenschaftlich und verständig, so mißtrauisch und gut, liebst so warm und kannst dabei auch erzürnen; kurz, der ganze Dienstagabend bist Du mit seinem Mondschein, den Freudentränen, der Hingebung. Und freilich im Häubchen kannst Du mir getrost den Pfeil um und um drehen im Herzen, ich

zucke nicht — im Häubchen — setz es manchmal auf und denk dabei, so hat er Dich am liebsten. Mein „Kind", hast Du verstanden: ich sprach es so innig aus, so ganz von Dir erfüllt. Auch was Du über die Äußerung Deines Vaters [daß Sch. in seiner Zeitschrift so selten Klaras erwähne] schreibst, . . . ist schön von Dir. Ich schreibe Deinen Namen immer mit einem Widerwillen in der Zeitschrift, und möchte gleich hinterdrein setzen: Das ist meine Geliebte, über die sich nichts sagen läßt und um die ihr euch ganz und gar nicht zu bekümmern habt . . . Möchtest Du mich denn nicht einmal wieder hören? Du weißt, ich nehme oft so kuriose Mittelstimmen, woran ich zu erkennen bin, und Du standest oft daneben und sahst auf meine Hand und ich in Deine Augen. Wir haben's früher zu gut gehabt . . .

72.

Leipzig, am 22. Dezember 1837.

Mitten unter den tausend Stimmen, die Dir jetzt freudig zurufen, hörst Du vielleicht auch eine, die Dich leise beim Namen nennt — Du siehst Dich um — und i ch bin's. „Du hier, Robert?" fragst Du mich. Warum nicht, — wich ich doch nie von Deiner Seite und folge Dir überall, wenn auch gerade von Dir nicht gesehen . . . Und die Gestalt schwindet wieder zurück. Aber Liebe und Treue bleiben sich gleich . . .

Silvesternacht 1837, nach 11 Uhr.

Schon seit einer Stunde sitze ich da. Wollte Dir erst den ganzen Abend schreiben, habe aber gar keine Worte — nun setze Dich zu mir, schlinge Deinen Arm um mich, laß uns noch einmal in die Augen sehen, — still — selig —

Zwei Menschen lieben sich auf der Welt. —

Eben schlägt es drei Viertel. —

Die Menschen singen von ferne einen Choral — kennst Du die zwei, die sich lieben? Wie wir glücklich sind — Klara, laß uns niederknien! Komm, meine Klara, ich fühle Dich — unser letztes Wort nebeneinander dem Höchsten . . .

Am Ersten, morgens, 1838.

Welcher himmlische Morgen — die Glocken läuten alle — der Himmel ganz golden blau und rein — Dein Brief vor mir —

Also meinen ersten Kuß, meine geliebteste Seele! —

Am Zweiten.

Wie glücklich hast Du mich durch Deine letzten Briefe gemacht, schon durch den am heiligen Christ. Alle Namen möchte ich Dir beilegen, und doch weiß ich kein schöneres Wort, als das kleine deutsche „lieb" — aber mit besonderem Ton will das gesprochen sein. Also, liebes Mädchen — ich habe geweint vor Glück, daß ich Dich habe, und frage mich oft, ob ich Deiner würdig bin. Was des Tages doch alles in einem Menschenhaupte und im Herzen vorgeht! Sollte man doch glauben, sie müßten zerspringen. Diese tausend Gedanken, Wünsche, Schmerzen, Freuden, Hoffnungen, wo kommen sie alle her — und so geht es tagein, tagaus, und nimmer Ruhe. Aber gestern und vorgestern, wie hell sah es da in mir aus — was hast Du mir alles geschrieben, welch schöne Gesinnung überall, wie treu und fest, und wie innig Dein Lieben. Du, meine Klara, könnt' ich Dir doch etwas tun zuliebe. Die alten Ritter hatten's doch besser, die konnten für ihre Geliebten durchs Feuer gehen oder Drachen totmachen — aber wir Jetzigen müssen's hellerweise zusammensuchen, unsre Mädchen zu verdienen, und weniger Zigarren rauchen oder sonst — aber freilich lieben können wir auch trotz den Rittern, und so haben sich, wie immer, nur die Zeiten verändert, und die Herzen sind immer dieselben.

Hunderterlei habe ich Dir zu schreiben, Großes und Kleines. Könnte ich es nur recht schön und ordentlich — aber meine Handschrift verzieht sich immer undeutlicher, und ich hätte Angst, wenn das mit dem Herzen zusammenhinge. Freilich habe ich auch meine fürchterlichen Stunden, wo mich selbst Dein Bild verlassen will — wo ich mir Vorwürfe mache, ob ich mein Leben so weise angewandt, als ich es hätte sollen, ob ich Dich, Engel, an mich hätte fesseln sollen, ob ich Dich auch so glücklich machen kann als ich möchte — und

daran, an solchen Fragen und Zweifeln hat wohl das Benehmen Deines Vaters gegen mich schuld. Der Mensch hält sich leicht für das, für was man ihn hält. Muß ich nach allem, wie Dein Vater an mir gehandelt, da nicht zu mir sagen: „Bist Du denn so schlecht, stehst Du so niedrig, daß jemand Dir so begegnen kann?" Gewohnt, leicht zu überwinden und Schwierigkeiten zu besiegen, an das Glück, an die Liebe gewöhnt und wohl auch dadurch verzogen, weil mir so vieles leicht wurde in der Welt, werde ich nun zurückgewiesen, beleidigt und verleumdet. In Romanen las ich sonst viel dergleichen, aber daß ich selbst einmal ein Held eines solchen Kotzebueschen Familienstückes würde, dafür hielt ich mich zu gut. Hätte ich Deinem Vater etwas zuleide getan, nun, dann könnte er mich hassen; aber daß er aus gar keinem Grund auf mich schmäht und mich, wie Du selbst sagst, haßt, das kann ich nicht einsehen. Aber es wird auch an mich die Reihe einmal kommen — und dann soll er sehen, wie ich ihn und Dich liebe. Denn ich will es Dir nur ins Ohr sagen, ich liebe und achte Deinen Vater seiner vielen großen und herrlichen Seiten wegen, wie, Dich ausgenommen, ihn sonst niemand hochhalten kann, es ist eine ursprüngliche, angeborene Anhänglichkeit in mir, ein Gehorsam, wie vor allen energischen Naturen, den ich vor ihm habe. Und das schmerzt nun doppelt, daß er nichts von mir wissen will. Nun — vielleicht kommt noch der Friede und er sagt zu uns: „Nun, so habt Euch." — Dein Brief, wie der mich gehoben und gestärkt hat, Du kannst es gar nicht glauben . . . Du bist eine prächtige Jungfrau, und ich habe viel mehr Ursache, auf Dich stolz zu sein, als Du auf mich — da hab' ich mir denn auch vorgenommen von neuem, Dir alles an den Augen abzusehen, daß Du, wenn Du es mir auch nicht sagst, doch denken sollst immer: „Das ist doch ein guter Mensch, Dein Robert, und Du besitzest ihn ganz, und er liebt Dich unaussprechlich." — Wahrhaftig, das sollst Du denken, so weit soll es mit uns kommen. Ich sehe Dich immer im Häubchen vor mir den letzten Abend . . . und wie Du mich Du nanntest . . . Klara, ich hörte nicht, was Du sprachst als das Du — weißt „Du" es nicht mehr?

Dann sehe ich Dich noch in vielen Formen, in denen Du mir unvergeßlich bist — einmal während unserer Trennung, im schwarzen Kleid, als Du mit Emilie List ins Theater gingst — das hast Du gewiß nicht vergessen — das fühlt' ich an mir ... dann auch einmal im Thomasgäßchen mit dem Regenschirm, wo Du mir jählings auswichst — dann einmal nach dem Konzert, wie Du Dir den Hut aufsetztest, es war zufällig, daß wir uns gerade in die Augen sehen konnten, in Deinen sah ich viel schöne Gedichte und alte, ewige Liebe — dann stelle ich mir Dich oft in der letzten Zeit vor, in allen Sitzungen und Stellungen — nur wenig sah ich Dich an — aber Du hast mir doch unbeschreiblich gefallen ... ach, ich kann Dich gar nicht genug loben Deinetwegen und Deines Geschmacks halber, den Du an mir Menschen gefunden hast — aber verdienen tu' ich Dich nicht. ...

Donnerstag, am Vierten.

... Erschrocken bin ich beinah', was Du mir sagst: „Bald sind wir in Leipzig"; ich fürchte mich ordentlich vor Euch. Geht es denn nicht, daß Du in Dresden oder sonstwo bleibst — denk' Dir nur, wenn Du Mittag im Rosental sitzest, Du an dem Tisch und ich fünfzig Schritte davon — das ist ja gar nicht mehr zu tragen ... aber wird es nicht anders mit uns und Du kommst hierher, so freue ich mich gar nicht. Sehen freilich möchte ich Dich wohl einmal. Bist Du wohl wieder um ein paar Linien größer geworden? Bist ein schönes Mädchen, und ich kann es Deinem Vater eigentlich nicht verdenken, daß er was auf Dich gibt. Und dann wie Du sprichst — Du verdunkelst mich doch zu sehr ...

Nun will ich Dir aber freilich etwas gestehen — nach dem, wie sich Dein Vater gegen mich gezeigt, schiene es mir nicht fein, sondern — wie soll ich sagen? — zudringlich und dienermäßig (bedientenmäßig wollte ich schreiben), wenn ich mich nun zerrisse, mir durch öfteres Erwähnen Deines Namens [in der Zeitschrift] mich in seiner Gunst höher zu stellen — das habe ich nicht Ursache — er würde sich doch nur die Hände reiben und lachend sagen: „Glaubt der mich dadurch zu gewinnen?" — Klara, liebe Klara, was Du mir bist,

wie hoch ich Dich halte, mit welcher Ehrerbietung ich immer von Dir gesprochen, das weiß ich am besten, weißt auch Du . . . aber daß ich Deinen Vater, der sich seit lange gar nicht mehr für mich interessiert, der alles, was ich Fehlerhaftes habe, heraussucht, mich bei Dir herabzusetzen, und nichts von dem in mir wissen will, was er freilich selbst nicht hat — daß ich ihm dafür etwas zu Gefallen tun soll, das habe ich bei Gott nicht nötig; ich liebe ihn, aber ich beuge mich nicht vor ihm, keinen Zoll, und will Dich nicht erbetteln. Er hat mir schon einmal einen Brief geschrieben, und darin Worte, wo, wenn mich einmal der Höchste fragte, ob ich auch das verziehe, und er mich darum bäte, ich eine Weile anstehen würde — ich schwieg darauf, ach nur weil er Dein Vater war, mußte ich so erbärmlich sein und darauf schweigen. Das ist einmal geschehen, — das zweitemal könnte ich's nicht und sollte ich Dich auch dadurch verlieren. Mein Herz ist sanft und gut, das kannst Du mir glauben — das hat noch seine angestammte Reinheit, wie es aus der höheren Hand einmal gekommen — aber alles kann ich nicht dulden, und da könntest Du dann leicht sehen, daß ich auch Tatzen habe. Was ich da schreibe, verzeih' es mir; es kann Dich nicht kränken — Du bleibst mein, nicht wahr, und ich Dein . . . und da kann es wohl nicht schlimm um mich stehen; da bin ich geborgen, da ruhe ich wie unter Engelsflügeln unter Deinem heiligen Schutz.

Am Fünften abends.

. . . Also der Kaiser hat mit Dir gesprochen? — Hat er nicht gesagt: „Kennen Sie Signor Schumann?“ Und Du hast geantwortet: „Majestät, ein wenig.“ — Aber sehen hätte ich Dich doch mögen. Wirst Du etwas K. K.liches werden? Spiele doch manchmal ein wenig schlechter, damit sie's nicht gar zu toll machen — mit jedem Beifallssturm schiebt mich Dein Vater einen Schritt weiter von sich, bedenke das! Ach nein! wie gönne ich Dir diese Lorbeerkränze — aber freilich, auch tausend machen noch keinen von Myrten — den setze ich Dir allein auf in Dein schönes schwarzes Haar . . .

. . . Die Davidstänze und Phantasiestücke werden in acht Tagen fertig — ich schicke Dir sie, wenn Du willst. In den Tänzen sind

viele Hochzeitsgedanken — sie sind in der schönsten Erregung entstanden, wie ich mich nur je besinnen kann. Ich werde Dir sie einmal erklären.

... Und nun zum Schluß — sechs glückliche Tage habe ich gehabt, wo ich an Dich schrieb — nun wird's wieder still und einsam und dunkel . . . . . .

73.

Leipzig, den 6. Februar 1838.

... Alle Blätter sind von Dir voll — ich gehe deshalb täglich ins Museum und suche nach den Wiener Artikeln. Das war ja vorauszusehen. Du schreibst, ich wüßte eigentlich gar nicht, was Du als Künstlerin leistetest. Halb hast du recht, halb aber auch sehr unrecht; es mag jetzt alles vollendeter noch, eigentümlicher und reicher entwickelt sein — aber übrigens kenne ich mein schwärmerisches Mädchen so genau von alters her — durch Berge hindurch zu hören bist Du. Das Grillparzersche Gedicht [S. d. Einleitung zu diesem Abschnitt.] ist das Schönste überhaupt, was je über Dich geschrieben ist; da kam mir wieder der Stand des Dichters so göttlich vor, der 's Rechte trifft mit so wenig Worten, für alle Zeiten gültig. Mendelssohn war gerade bei mir, als ich's bekam; er sagte dasselbe. „Schäferkind" — „senkt die weißen Finger" — wie so zart alles; man hat, sieht Dich vor sich. Auch beim Publikum nützen Dir diese wenigen Zeilen mehr als alle diese Wiestschen [eines Wiener Journalisten] Aufsätze, denn vor dem reinen Dichter hat der gemeine Mann selbst eine Scheu; ... er traut ihm, widersetzt sich ihm nicht. Kurz — das Gedicht hat mich glücklich gemacht — und könnte Dein Geliebter und überhaupt ein Liebender singen und dichten, so hätte er [es] so machen müssen. Aber daß es wieder jemand in Musik setzt, ist unpoetisch und hebt die ganze Wirkung auf. Ein wahrer Komponist hätte das schon gar nicht unternommen. Aber Mädchen wie Du verleiten einen wohl auch zu Verkehrtem; — sie machen einen aber auch wieder gut, wie Du es bist, meine Klara, die mich dem Leben wiedergegeben hat, an deren Herzen ich mich zu immer höherer Reinheit aufziehen lassen will. Ein armer,

geschlagener Mann war ich, der nicht mehr beten konnte und weinen achtzehn Monate lang; kalt und starr wie Eisen war das Auge und das Herz. Und jetzt? Wie verändert alles, wie neugeboren durch Deine Liebe und Deine Treue . . . Mir ist's manchmal, als liefen in meinem Herzen eine Menge Gassen durcheinander und als trieben sich die Gedanken und Empfindungen drinnen wie Menschen durcheinander und rennen auf und nieder, und fragen sich, „wo geht es hier hin?" zu Klara — „wo hier?" — zu Klara — alles zu Dir!

. . . Hast Du die Davidstänze (ein silberner Druck ist dabei) nicht erhalten? Ich habe sie Sonnabend vor acht Tagen an Dich geschickt. Nimm Dich ihrer etwas an, hörst Du? sie sind mein Eigentum . . . Was aber in den Tänzen steht, das wird mir meine Klara herausfinden, der sie mehr wie irgend etwas von mir gewidmet sind — ein ganzer Polterabend nämlich ist die Geschichte, und Du kannst Dir nun Anfang und Schluß ausmalen. — War ich je glücklich am Klavier, so war es, als ich sie komponierte . . .

Höre, eine Bitte habe ich. Willst Du denn nicht unsern Schubert besuchen? Und Beethoven? Und nimm einige Myrtenzweige, binde je zwei zusammen und lege sie ihnen aufs Grab, wenn es geht — dabei sprich leise Deinen Namen und meinen aus — kein Wort weiter — Du verstehst mich . . .

74.

Leipzig, den 11. Februar 1838.

Mein holdes, geliebtes Mädchen, nun setze Dich zu mir, lege Deinen Kopf ein wenig auf die rechte Seite, wo Du so lieb aussiehst, und lasse Dir manches erzählen.

So glücklich bin ich seit einiger Zeit, wie fast nie vorher. Es muß Dir ein schönes Bewußtsein [sein], einen Menschen, den jahrelang die fürchterlichsten Gedanken zernagt, der mit einer Meisterschaft die schwarzen Seiten aller Dinge herauszufinden wußte, vor der er jetzt selbst erschrickt, der das Leben wie einen Heller hätte wegwerfen mögen, daß Du diesen dem hellen, frohen Tag wiedergegeben hast.

Mein Innerstes will ich Dir offenbaren, wie ich es noch niemandem gezeigt habe. Du mußt alles wissen, Du mein Liebstes neben Gott.

Mein eigentliches Leben fängt erst da an, wo ich über mich und mein Talent klar geworden, mich für die Kunst entschieden, meinen Kräften eine wirkliche Richtung gegeben hatte. Also vom Jahre 1830 an. Du warst damals ein kleines, eignes Mädchen mit einem Trotzkopf, einem Paar schöner Augen, und Kirschen waren Dein Höchstes. Sonst hatte ich niemanden als meine Rosalie [die bereits 1833 verstorbene Schwägerin]. Ein paar Jahre vergingen. Schon damals, um 1833, fing sich ein Trübsinn einzustellen an, von dem ich mich wohl hütete mir Rechenschaft abzulegen; es waren die Täuschungen, die jeder Künstler an sich erfährt, wenn nicht alles so schnell geht, wie er sich's träumte. Anerkennung fand ich nur wenig, dazu kam der Verlust meiner rechten Hand zum Spielen. Zwischen allen diesen dunklen Gedanken und Bildern hüpfte mir nun und allein Deines entgegen; Du bist es, ohne es zu wollen und zu wissen, die mich sogar eigentlich schon seit langen Jahren von allem Umgang mit weiblichen Wesen abgehalten. Wohl dämmerte mir schon damals der Gedanke auf, ob denn Du vielleicht gar mein Weib werden könntest; aber es lag noch alles in zu weiter Zukunft; wie dem sei, ich liebte Dich von jeher so herzlich, wie es unser Alter mit sich brachte. Viel anderer Natur war die Liebe zu meiner unvergeßlichen Rosalie; wir waren gleichaltrig; sie war mir mehr als Schwester, aber von einer Liebe konnte nicht die Rede sein. Sie sorgte für mich, sprach stets zu meinem Besten, munterte mich auf, kurz, hielt große Stücke auf mich. Und so ruhten denn meine Gedanken am liebsten auf ihrem Bilde aus. Dies war im Sommer 1833. Dennoch fühlte ich mich nur selten glücklich; es fehlte mir etwas; die Melancholie, durch den Tod eines lieben Bruders noch mehr über mich herrschend, nahm auch noch immer zu. Und so sah es in meinem Herzen aus, als ich den Tod von Rosalien erfuhr. — Nur wenige Worte hierüber, — — in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1833 kam mir auf einmal der fürchterlichste Gedanke, den je ein Mensch haben kann, — der fürchterlichste, mit dem der Himmel strafen kann — der, „den Verstand zu verlieren" — er bemächtigte

sich meiner aber mit so einer Heftigkeit, daß aller Trost, alles Gebet wie Hohn und Spott dagegen verstummte. — Diese Angst aber trieb mich von Ort zu Ort — der Atem verging mir beim Gedanken, „wenn es [? unleserlich] würde, daß du nicht mehr denken könntest" — Klara, der kennt keine Leiden, keine Krankheit, keine Verzweiflung, der einmal so vernichtet war — damals lief ich denn auch in einer ewigen fürchterlichen Aufregung zu einem Arzt — sagte ihm alles, daß mir die Sinne oft vergingen, daß ich nicht wüßte, wohin vor Angst, ja daß ich nicht dafür einstehen könnte, daß ich in so einem Zustand der äußersten Hilflosigkeit Hand an mein Leben lege. Entsetze Dich nicht, mein Engel Du vom Himmel; aber höre nun, der Arzt tröstete mich liebreich und sagte endlich lächelnd: „Medizin hülfe hier nichts; suchen Sie sich eine Frau, die kuriert Sie gleich." Es wurde mir leichter; ich dachte, das ginge wohl; Du kümmertest Dich dazumal wenig um mich, warst auch auf dem Scheidewege vom Kind zum Mädchen — Da nun kam Ernestine [von Fricken] — ein Mädchen, so gut wie die Welt je eines getragen — die, dachte ich, ist es; die wird dich retten. Ich wollte mich mit aller Gewalt an ein weibliches Wesen anklammern. Es wurde mir auch wohler — sie liebte mich, das sah ich — Du weißt alles — die Trennung, daß wir uns geschrieben haben, uns Du genannt usw. Es war im Winter 1834. Als sie nun aber fort war und ich zu sinnen anfing, wie das wohl enden könne, als ich ihre Armut erfuhr, ich selbst, so fleißig ich auch war, nur wenig vor mir brachte, so fing es mich an, wie Fesseln zu drücken — ich sah kein Ziel, keine Hilfe — noch dazu hörte ich von unglücklichen Familienverwicklungen, in denen Ernestine stand, und was ich ihr allerdings übel nahm, daß sie mir es so lange verschwiegen hatte. Dies alles zusammen genommen — verdammt mich — ich muß es gestehen, ich wurde kälter; meine Künstlerlaufbahn schien mir verrückt; das Bild, an das ich mich zu retten klammerte, verfolgte mich nun in meine Träume wie ein Gespenst; ich sollte für's tägliche Brot wie ein Handwerker nun arbeiten; Ernestine konnte sich nichts verdienen; ich sprach noch mit meiner Mutter darüber, und wir kamen überein, daß dies nach vielen Sorgen nur wieder zu neuen führen würde.

75.

Leipzig, den 17. März 1838.

Wo soll ich denn anfangen, Dir zu sagen, was Du aus mir machst, Du Liebe, Herrliche Du! Dein Brief hat mich aus einer Freude in die andere gehoben. Welches Leben eröffnest Du mir, welche Aussichten! Wenn ich manchmal Deine Briefe durchgehe, so ist mir es, wie es wohl dem ersten Menschen gewesen sein mag, als ihn sein Engel durch die neue, junge Schöpfung führte, von Höhe zu Höhe, wo immer eine schönere Gegend hinter der schöneren zurückschwindet, und ihm der Engel nun sagt, „dies alles soll Dein sein". Dies alles soll mein sein? Weißt Du denn nicht, daß es einer meiner ältesten Liebeswünsche ist, daß es sich einmal fügen möchte, eine Reihe Jahre womöglich in der Stadt zu leben, wo das Herrlichste in der Kunst und gewiß auch durch viele Schönheit von außen in zwei Künstlerherzen hervorgerufen worden, wo Beethoven und Schubert gelebt haben? Alles, was Du mir in so lieben, treuen Worten geschrieben, leuchtet mir ein, daß ich gleich fort möchte . . .

. . . Also Deine Hand, es ist beschlossen, reiflich von mir bedacht, mein sehnlicher Wunsch, unser Ziel — Wien. Einiges lassen wir zurück, . . . das Vaterland, unsere Verwandten und zuletzt Leipzig im besonderen, was doch eine respektable Stadt ist — der Abschied von Theresen und meinen Brüdern wird mir einen schweren Tag machen — endlich der von der Heimat, denn ich liebe diese Scholle und bin ein Sachse an Leib und Seele. So auch Du, bist eine Sächsin, mußt Dich von Vater, Brüdern trennen — es wird wie Abend- und Morgenglocken durcheinander tönen, wenn wir zusammen gehen werden, aber die Morgenglocken sind die schöneren — und dann, Du ruhst an meinem Herzen, dem glücklichsten — **es ist beschlossen, wir gehen!**

. . . Nun wäre nur noch die Liebe und das Vertrauen Deines Vaters zu gewinnen, den ich so gern Vater nennen möchte, dem ich so vieles zu verdanken habe an Freuden meines Lebens, an Lehren — und auch an Kummer — und dem ich nichts als Freude machen möchte in seinen alten Tagen, daß er sagen soll, das sind gute Kinder. —

Kennte er mich genauer, er würde mir manches an Schmerzen erspart haben, mir nie einen Brief geschrieben, der mich um zwei Jahre älter gemacht hat — nun, es ist verschmerzt, verziehen — er ist Dein Vater, hat Dich zum Edelsten erzogen, möchte Dir das Glück Deiner Zukunft auf der Wage abwägen, Dich ganz glücklich und gesichert wissen, wie er Dich schon immer treu geschützt hat — ich kann nicht mit ihm rechten — gewiß will er Dein Bestes auf Erden . . .

Sonnabend Nachmittag.

. . . Ich habe . . . erfahren, daß die Phantasie nichts mehr beflügelt als Spannung und Sehnsucht nach irgend etwas, wie das wieder in den letzten Tagen der Fall war, wo ich eben auf Deinen Brief wartete und nun ganze Bücher voll komponiert — Wunderliches, Tolles, gar Freundliches — Da wirst Du Augen machen, wenn Du es einmal spielst — überhaupt möchte ich jetzt oft zerspringen vor lauter Musik. — Und daß ich es nicht vergesse, was ich noch komponiert. War es wie ein Nachklang von Deinen Worten einmal, wo Du mir schriebst „ich käme Dir auch manchmal wie ein Kind vor" — kurz, es war mir ordentlich wie im Flügelkleide und hab' da an die 30 kleine putzige Dinger geschrieben, von denen ich etwa zwölf ausgelesen und „Kinderszenen" genannt habe. Du wirst Dich daran erfreuen, mußt Dich aber freilich als Virtuosin vergessen — da sind Überschriften wie „Fürchtenmachen — Am Kamin — Hasche Mann — Bittendes Kind — Ritter von Steckenpferd — Von fremden Ländern — Kuriose Geschichte" usw. und was weiß ich? Kurz, man sieht alles, und dabei sind sie leicht zum Blasen . . .

— Wie es im Sommer werden wird, möcht' ich wissen. Verständig will ich sein mit Dir, aber Hausfreund — geht nicht mehr. Eher kann keine Freude in dieses Verhältnis kommen, als bis mich Dein Vater, wenn auch nur stillschweigend und ohne daß er Dich mir verspricht, als zukünftigen Sohn vom Hause betrachtet. Täte er es, es sollte ihn nicht gereuen. Alles wollte ich ihm zuliebe tun. Oder hat er Dir mit seinen Worten nur eine freundliche Stunde in Wien machen wollen und vergißt wieder alles

hinterdrein? Bist ja so ein herzliches Mädchen — sprichst Du wieder mit ihm von uns, so halte ihn fest, daß er später keine Ausrede machen kann. Fall ihm um den Hals und sage ihm, „Lieber Vater: tu es, und bringe ihn manchmal mit, weil er nun einmal nicht von mir lassen kann."

. . . Je mehr ich über Wien nachdenke, je herrlicher gefällt es mir. Im Hause eine solche Hausfrau, am Herzen ein so geliebtes liebendes Weib, der Welt eine Künstlerin, wie sie sie nicht alle Tage bekommen und das zu schätzen wissen — ich selbst jung, im neuen, fröhlichen Wirken wohl angesehen — genug zu leben — die schöne Natur — heitere Menschen — Erinnerungen — Arbeit, die uns tätig und liebend erhält — manche erfreuende und ehrende Verbindungen . . . Wer da nicht glücklich leben wollte — Dein Vater muß Ja sagen, er tut eine Sünde, wenn er es verweigerte.

. . . Sonst ist es, seit einem Vierteljahr schon, so stille in meinem Leben fortgegangen, wie es nur der schreiendste Gegensatz zu dem Deinigen sein kann, das mich an Deiner Stelle betäuben würde. Ich bin frühzeitig auf, meist vor sechs Uhr; meine schönste Stunde feiere ich da. Meine Stube wird mir zur Kapelle ordentlich, der Flügel zur Orgel, und Dein Bild, nun, das ist das Altarblatt . . .

. . . Apropos, wie wirst Du Dich nennen: Wieck-Schumann, oder umgekehrt oder nur Klara Schumann — wie schön das sieht, als müßte es so sein.

Montag, den 19. März.

Mein herziges Mädchen, könnte ich doch nur ein Wort finden, das alles zusammenfaßt, was Du mir bist — da gibt's aber keines. — Verehre ich Dich ja — laß es mich sagen — wie ein höheres Wesen, kenne Dein Herz und meines. Und dann, wie wirst Du mich durch Deine Kunst beglücken! Wenn ich Dir einmal sagte, ich liebte Dich nur, weil Du so gut, so war es nur halb wahr — denn es hängt alles, gehört und stimmt alles zusammen bei Dir, daß ich mir Dich gar nicht ohne die Kunst denken kann — und da lieb' ich eines mit dem andern . . .

76.

Leipzig, den 14. April 38. Sonnabend vor Ostern.

... Es ist so menschlich, daß ... jetzt wieder oft ein Haß gegen ihn [Klaras Vater] in mir aufsteigt, ein so tiefer Haß, der sich neben der Liebe zu seiner Tochter freilich sonderbar ausnimmt. Wie er aber so viele Mal zurückgenommen hat, was er versprochen, wird er es auch noch öfters tun — mit einem Worte, ich warte nicht auf ihn, wir müssen selbst handeln. Also höre, mein Klärchen — ich will so bald wie möglich nach Wien und warte auf Dein Jawort dazu. — Seitdem ich mich fest entschieden und mir das Schöne Deines Planes in die Augen leuchtet, brennt es mir wie unter den Füßen ... Da habe ich denn eine wichtige Frage, über die Du mich beruhigen mußt. Also ganz abgesehen von der Einwilligung Deines Vaters, getraust Du Dich, mir einen ohngefähren Zeitpunkt unserer Vereinigung anzugeben? Ich denke, wenn wir den bis Ostern 1840 (jetzt über zwei Jahre) festsetzen, so hättest Du alle Pflichten eines Kindes erfüllt, brauchtest Dir, auch wenn Du Dich mit Gewalt trennen müßtest, keine Vorwürfe zu machen. Wir sind dann mündig, Du hast den Bitten Deines Vaters, über zwei Jahre lang noch zu warten, nachgegeben — von einer Probe unserer Treue und Ausdauer kann keine Rede sein, da ich nie von Dir lasse ... Also gib mir Deine Hand: jetzt über zwei Jahre heißt das Losungswort ...

Sonntag früh.

... Dich im Sommer zu sehen, darauf verzichte ich beinahe. Habe ich es zwei Jahre lang verschmerzen müssen, geschehe es auch noch zwei. Was ist es, daß wir uns einige Minuten abstehlen müssen, unter Todesangst zwei zerstreute Worte hervorzubringen — nein, ich will Dich ganz, tagelang, Jahre und Ewigkeiten lang. Bin kein Mondscheinritter mehr. Also verlangst Du sehr nach mir, so komme ich wohl; sonst aber lassen wir es, es führt zu weiter nichts ... zu meinem Weibe will ich Dich, mein heiliger, ernster Wille ist es.

Mit allem andern hab' ich abgeschlossen ...

77.

Leipzig, 10. Mai 1838.

... Dein Vater nennt mich phlegmatisch? Karneval und phlegmatisch! — Fis-moll-Sonate und phlegmatisch! — Liebe zu einem solchen Mädchen und phlegmatisch! Und das hörst Du ruhig an? Er spricht, ich habe sechs Wochen nichts in die Zeitung geschrieben — erstens ist das nicht wahr, zweitens, wäre es auch so, weiß er, was ich sonst gearbeitet habe; endlich, wo soll denn der Stoff herkommen immer? Ich habe bis jetzt an die achtzig Druckbogen eigener Gedanken in die Zeitschrift geliefert, die anderen Arbeiten der Redaktion gar nicht mitgerechnet, habe nebenbei zehn große Kompositionen in zwei Jahren fertig gebracht — Herzblut ist dabei — dabei täglich mehrere Stunden strenge Studien in Bach und Beethoven und viel eigene gemacht — eine große Korrespondenz, die oft sehr schwierig und ausführlich, pünktlich besorgt — bin ein junger Mann von 28 Jahren, ein Künstler raschen Blutes und trotzdem seit acht Jahren nicht über Sachsen hinausgekommen und still gesessen — habe mein Geld zusammengenommen, kenne keine Ausgaben für Gelage, für Pferde, und gehe still meinen Weg nach Gohlis wie sonst — und dieser Fleiß, diese Einfachheit, diese Leistungen finden keine Anerkennung bei Deinem Vater? ...

Man möchte gern immer bescheiden sein, aber die Menschen lassen es schon gar nicht zu; also habe ich mich einmal auch selbst gelobt; Du weißt nun, was Du von mir zu halten hast und wie Du dran bist ...

78.

Den 9. September 1838.

Noch ist es mir wie ein Traum, was ich gestern alles gehört und was um mich vorging. [Kl. hatte ein Konzert im Gewandhaus gegeben.] Es war ein Gemisch von Zorn und Seligkeit, das mich ordentlich aufreiben wollte; recht ins Dunkel hatte ich mich versteckt, um niemanden ins Auge sehen zu dürfen. Du hast mich gewiß auch nicht gesehen, obgleich ich es so sehr gewünscht; ich aber sah Dich immer, wie auch den Ring an der linken Hand am zweiten Finger — wie der strahlte. Und nun will ich Dich auch recht herzen um alles, was Du mir gestern zu hören gabst, recht herzen will ich Dich — ja, das

war meine Klara mit ihrem schönen Herzen und ihrer ganzen großen Kunst. Herrlich hast Du gespielt. Die Menschen verdienen Dich gar nicht. Und auch zu mancher Betrachtung hast Du mich angeregt, als Du so allein dort saßest, als Du alles wie eine Meisterin genommen und bewältigt, und als die Leute dann über Dich sprachen, als ob das gar nicht anders sein könnte. Dann dachte ich, es ist wohl ein großes Glück, ein solches Mädchen sein nennen zu dürfen; aber stände mir der Himmel bei, daß wir die nicht brauchten, die Dich nur hören, um Dich dann loben zu müssen, — mit einem Wort, Du bist zu lieb, zu hoch für ein Leben, was Dein Vater für das Ziel, für das höchste Glück hält. Welche Mühen, welche Wege, wieviel Tage um ein paar Stunden! Und das wolltest Du noch lange ertragen, als Deinen Lebenszweck betrachten können? Nein, meine Klara soll ein glückliches Weib werden, ein zufriedenes, geliebtes Weib. — Deine Kunst halte ich groß und heilig — ich darf gar nicht daran denken, an das Glück, das Du mir alles damit machen wirst — aber brauchen wir's nicht notwendig, so sollst Du keinen Finger rühren, wenn Du es nicht willst, vor Leuten, die nicht wert sind, daß man ihnen Tonleitern vorspielt — nicht wahr, mein Mädchen, Du mißverstehst mich nicht — Du hältst mich für einen Künstler, der Dich der Kunst erhalten zu können glaubt, ohne daß wir gerade große Konzertreisen machen, ja einen recht innigen Musikmenschen wirst Du in mir finden, dem es einerlei, ob Du einmal ein wenig eilst oder anhältst, oder ein paar Grade feiner spielst — wenn's nur immer recht von innen herausströmt — und das ist bei Dir . . . Noch viel wollte ich Dir heute sagen; aber ich bin so erregt und will in meine Träume gehen, und nichts denken als Dich.

Adieu, Du Aller-Allergeliebteste, Du Herzensschatz, Du gute, gute Herzens-Klara Du, Dein bin ich, und nur Dein.

79.

Wien, Sonntag früh, den 7. Oktober 38.

Grüß Dich Gott, mein teures Mädchen, aus unserer neuen Heimat. Ach, sie ist mir noch keine, da Du darin fehlst . . . Schon

Freitagabend fühlte ich ein Heimweh, eine Niedergeschlagenheit, wie sie irgend ein Verbannter haben kann ... Vieles warf sich mir im Kopf herum — ... Doppler bringt mir einen Brief mit einer Aufschrift auf der Adresse, die ich nicht kenne. Ich brech' ihn auf — er war von Deinem Vater im Kotzebueschen Väterstil; ich will Dir ihn abschreiben nachher ...

Nun schmachtete ich nach einem Brief von Dir und ging zur Post; nichts war da; ganz niedergebeugt war ich, gehe zu Hause — da bringt mir Fischhofs Mutter Deinen Brief. — Was soll ich Dir sagen, so weit von Dir entfernt, wo in der Zeit, in der Briefe hin und her gehen, so viel und Schreckliches vorgehen kann. Nichts als auf Dich mich verlassen kann ich; Du hast schon so viel Energie gezeigt, daß Dich nichts schrecken wird, was noch kömmt. ... Also höre: Verlangt Dein Vater Deine Entfernung, so gehe; von Deinem Kampf, dem Zwiespalt in Deinem Herzen zwischen Dankbarkeit gegen Deinen Vater und Anhänglichkeit an mich, kann ich mir eine Vorstellung machen; tröste Dich damit, daß Du alles getan, wozu ein Kind verpflichtet, daß Du alles in Güte und Liebe versucht — und denke, wieviel auch edle Mädchen dasselbe haben tun müssen, wozu Dich jetzt Dein Vater treibt. — Gerade in diesem Augenblick ist für uns zu gewinnen; vielleicht bist Du energisch gewesen und hast es bereits getan. — Du siehst und sagst es selbst, daß er nie einwilligen wird; daß Du also mit Gewalt los mußt — so reiß Dich schon jetzt los bei der ersten Gelegenheit, suche sie sogar; dies Leben darfst Du nicht fortführen; es untergräbt Deine Gesundheit; Du hast auch Verpflichtungen gegen Dich; gehe schon jetzt, in diesen Tagen, morgen von L. fort. Aber wohin? Meine arme, duldende Klara — sieh mir doch einmal ins Auge. — Wohin? Ach, zu mir noch nicht — aber auf den Weg zu mir, entweder zur Serre oder zu Theresen ... Zu Theresen wäre der kühnste Schritt, dem schnell andere folgen müßten. Darüber nachher ...

... Fühlst Du Kraft in Dir zu Paris und glaubst Du dort Dir im Winter etwas erübrigen zu können, so gehe dahin; ich vertraue Dir über alle Maßen; tue, wie Du glaubst, daß es Dir am wenigsten Opfer kostet.

Nun höre, meine gute Klara: Zu einem oder dem anderen brauchst Du doch auch Geld . . . Mit diesem Brief zugleich geht einer an Dr. Günz in Leipzig ab, bei dem Du zu jeder Zeit tausend Gulden erheben kannst; Günz weiß ziemlich alles von uns; noch beim Abschied sagte er zu mir in einem Ton, den ich ihm nicht vergesse: „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, ich tue alles für Sie und K." . . . Zögere also nicht, meine Herzensschwester, wenn Du es brauchst; das Geld ist in Deinen Händen besser bewahrt als in meinen . . .

80.

Wien, 3. Dez. 1838.

Thalberg[88]) wohnt zu weit von mir; so ist es gekommen, daß wir uns seit vier Wochen nicht gesehen. Heute abend treffe ich ihn bei Dessauer; morgen reist er fort über Leipzig nach Berlin rc. In seinen Konzerten hat er sehr schön gespielt; doch, weißt Du, fehlt seinen Kompositionen alle eigentliche Lebenskraft. Im Vertrauen, liebe Klara, Du bist mir zehnmal lieber als Künstlerin, und so denken gar viele hier. Unglücklich fühle ich mich manchmal, und hier gerade, daß ich eine leidende Hand habe. Und Dir will ich's sagen: Es wird immer schlimmer. Oft hab' ich's dem Himmel geklagt und gefragt: „Gott, warum hast Du mir gerade dieses getan?" Es wäre mir hier gerade von so großem Nutzen; es steht alle Musik so fertig und lebendig in mir, daß ich es hinhauchen müßte; und nun kann ich es nur zur Not herausbringen, stolpere mit einem Finger über den andern. Das ist gar erschrecklich und hat mir schon viele Schmerzen gemacht.

Nun, ich habe ja meine rechte Hand an Dir, und Du, schone Dich ja recht, daß Dir nichts widerfährt. Die glücklichen Stunden, die Du mir bereiten wirst durch Deine Kunst, ich denke oft daran. — Bist Du denn auch noch recht fleißig? Gewiß, und auch glücklich in Deiner Meisterschaft, und wirst es vielleicht noch mehr, wenn Dir immer jemand zuhört, der Dich versteht, der Dir folgen kann durch Höhe und Tiefe. Und wie geht es mit dem Schreiben und Komponieren?

... Eines möchte ich Dir raten, nicht zu viel zu phantasieren, es strömt da zu viel ungenützt ab, was man besser anwenden könnte. Nimm Dir immer vor, alles gleich auf das Papier zu bringen. So sammeln und konzentrieren die Gedanken sich mehr und mehr. Freilich weiß ich, was Dir vor allem fehlt, ein Stück schön abzuschließen — Ruhe und Ungestörtheit. Vielleicht bringt auch diese die Zukunft einmal ...

Komponiert hab' ich hier nur sehr weniges; mir ist's, als könnt' ich's gar nicht mehr. Ich kenne aber das an mir, und es kömmt dann um so stärker. Verweichlichen soll mich Wien nicht, das glaube ich Dir versichern zu können ...

Kleine Verse an Klara von R. Sch.

Wien 1838.

Nachfolgende Gedichte waren auf vier zusammengehefteten, mit feinen Vignetten verzierten Vögelchen zierlichst geschrieben:

An eine gewisse Braut, die durchaus keinen Zwanziger zum Manne will.

Eine Braut über zwanzig, ein Bräutigam über dreißig —
Aus Grün wird Reisig. —

* * *

Lorbeeren der Künstlerin
Nicht übel stehn:
Myrte dem Mädchen
Über alles schön.

* * *

Ich hab' eine gute Braut —
Wer ihr ins Auge schaut,
Auf Weibertreue baut.

* * *

Treue hat niemals Reue.

* * *

Egmonts Geliebte Klärchen hieß —
O Namen wundersüß!

* *
*

Klärchen Schumann
Ein Engel den Namen ersann.

* *
*

Wir sind getrennt
Wie zwei Sterne am Firmament:
Der eine folgt dem andern nach
Bei Nacht und bei Tag.

* *
*

Wie wir uns lieben,
Man such' es weit und breit; —
Sie glaubt mich zu betrüben,
Wenn sie erfreut.

* *
*

Sie läßt mich lange warten,
Eh' sie mich ganz beglückt:
Die lange treue harrten,
Die Myrte doppelt schmückt.

* *
*

Doch nicht zu lang —
Es macht mir bang.
Das Herz wird alt,
Der Mensch wird kalt.

* *
*

Zürnt Florestan,
Schmieg Dich an Eusebius an!

* *
*

Eifersüchtig wohl Florestan ist,
Doch voller Glauben Eusebius —

Wem gibst Du am liebsten den Hochzeitskuß?
Der Dir und sich am treusten ist.

*   *
*

Und willst Du den Pantoffel schwingen,
Hast Du mit zweien zu ringen —
Wer wird dann siegen,
Wer unterliegen?

*   *
*

Dann führen wir großmütig Dich zum Thron,
Stellen uns zur Linken und zur Rechten. —
Und willst Du den einen ächten,
Weisest Du auch den andern davon?

*   *
*

Oft gönnt' ich einen Blick Dir mir ins Innere
Und sah, wie Du beglückt an Deinem Blick.
Nicht wahr, was Du gesehn in diesem Innern,
Es warf etwas von Deinem Selbst zurück.

*   *
*

Doch wenn ich Dir alles enthüllte —
Du sähest auf finstre Gebilde,
Gedanken, schwer und trübe —
Frage nicht! Glaube, liebe!

*   *
*

Möchte mich an Dich schmiegen,
Dir am Herzen liegen:
Vielleicht sagtest Du dann:
Das Innigste, das Gott ersann,
Ist ein guter Mann.

*   *
*

Als Du noch ein klein Mädchen schier,
Ich oft des Abends an Deiner Tür

Als Gespenst gekleidet kam —
Du schriest und wolltest nichts von mir wissen,
Ach könnt' ich doch jetzt als Gespenst zu Dir,
Du erkenntest mich, flüstertest zu mir:
„Du lieber, vermummter Bräutigam,
Und vor allem laß Dich küssen!"

* * *

„Du böser Mann, vergiß sie doch,
Die alten Zeiten!"
„Warum? Laß sie doch manchmal noch
Die seligen vorübergleiten!"

* * *

Zusammen leben und sterben
War mein letztes Wort —
Es war wie ein Abschied
Von hier nach dort —
Du blicktest mich an treuinnig,
In einem fort —
Zusammen leben und sterben
O selig Wort.

* * *

Ja, stirbst Du einstens, will ich fort
Mit Dir hinab zur dunklen Erde,
Und zeigst mich dann den Gütigen dort,
Den Schuldbewußten die Verklärte.

82.

Wien, den 18. Dezember, Mittwoch, 1838.

Gott grüß' Dich, mein herziges Mädchen. Du hast Frühling um mich gemacht und goldne Blumen gucken mit den Spitzen hervor, mit andern Worten, ich komponiere seit Deinen Briefen, ich kann mich gar nicht lassen vor Musik. Hier hast Du mein kleines Angebinde zum heiligen Christ.[84]) Du wirst meinen Wunsch verstehen.

Weißt Du noch, als Du mir vor drei Jahren am Weihnachtsabend um den Hals fielst? Manchmal war es, als erschräkest Du vor Dir selbst, wenn Du Dich mir so hingabst. Aber jetzt ist es anders, und Du ruhest still und sicher an meinem Herzen und weißt, was Du besitzest. Du meine Liebe, meine traute Gefährtin, mein holdes zukünftiges Weib — wenn ich nun in zwei Jahren die Türe aufmache und Dir alles zeigen werde, was ich Dir geschenkt, eine Haube, vieles Spielzeug, neue Kompositionen, dann wirst Du mir noch ganz anders um den Hals fallen und ein Mal über das andere ausrufen: „Wie hübsch, wer einen Mann und vorzüglich wie Dich einen hat." Und ich werde dann Deiner Freude gar keinen Einhalt tun können und Du wirst mich dann in Dein Zimmer führen, wo Du aufgeputzt und beschert, Dein Bild in Miniatur, eine Schreibtafel zum Komponieren, einen zuckernen Pantoffel, den ich gleich esse, und vielerlei; denn Du beschenkst mich viel mehr als ich Dich und ich kenne Dich darauf. Das Glück! Dann werden wir immer stiller, der Christbaum brennt immer schwächer, und Küsse sind unser Gebet, daß es immer so bleiben möchte, daß uns der liebe Gott zusammen erhalte bis an das Ende.

In diesem Jahr wird es noch freilich traurig um mich sein; ich werde mir manche Melodie summen, ich werde manchmal an das Fenster gehen und hinauf zu den Sternen sehen, wie sie funkeln, ich werde den ganzen Abend bei Dir sein . . .

. . . Wolle mich der Himmel so zufrieden erhalten . . . Nur wenn ich lange nichts von Dir erfahre, fangen die Kräfte mich zu verlassen an. Dann kommt die Melancholie. Es ist, als hüllten und packten sie mich in lauter schwarze Tücher und Gewänder; ein unbeschreiblicher Zustand . . .

83.

Wien, 29. Dezember 1838.

. . . Noch möchte ich Dir manches über mich und meinen Charakter vertrauen, wie man oft nicht klug aus mir wird, wie ich oft die innigsten Liebeszeichen mit Kälte und Zurückhaltung annehme, und oft gerade die, die es am liebsten mit mir meinen, beleidige und zurücksetze. So oft habe ich mich deshalb befragt und mir Vorwürfe

gemacht, denn innerlich erkenne ich auch die kleinste Gabe an, verstehe ich jeden Augenwink, jeden leisen Zug im Herzen des anderen; und doch fehle ich noch so oft in den Worten und in der Form. Du wirst mich aber schon zu nehmen wissen und verzeihst gewiß. Denn ich habe kein böses Herz und liebe das Gute und Schöne mit tiefster Seele. Nun genug, es überkommt mich nur manchmal, an unsere Zukunft zu denken, und ich möchte, daß sich unsere Herzen offen fänden wie die von ein paar Kindern, die kein Hehl haben voreinander. — — — — — — In Prag soll ich gesagt haben: „Eine Mozartsche G-moll-Sinfonie mache ich im Traume" — das hat ein Lügner ersonnen. Du kennst meine Bescheidenheit gegen alles, was Meister heißt. — — —

84.

15. Januar 1839.

Mein geliebtes Mädchen! Welchen erhebenden Eindruck Dein Brief auf mich gemacht, kann ich Dir kaum sagen. Was bin ich doch Dir gegenüber? Als ich von Leipzig wegging, dachte ich, das Schwerste vollbracht zu haben. Und Du, ein Mädchen, eine so zarte Jungfrau, gehst allein für mich in die weite, gefahrvolle Welt. Was Du diesmal getan, ist das Größte, was Du für mich getan. Seitdem ist es mir aber auch, als könnte es kein Hindernis mehr für uns geben. So durch und durch gestärkt fühlte ich mich. Dein Vertrauen, Deine Selbständigkeit werden Dir einmal belohnt werden. Du bist ein außerordentliches Mädchen, das die höchste Verehrung verdient. Freilich aber, wenn ich so des Nachts aufwache, und der Wind und Regen an mein Fenster schlägt, und ich Dich mir denke, in den Wagen gedrückt, mit nichts als Deiner Kunst, so ganz allein und nur vielleicht innen von holden Bildern der Zukunft umringt, da überfällt es mich weich und rührend, und ich weiß nicht, wie ich so viel Liebe verdiente. Ich selbst, wie ich Dir sagte, bin seitdem wie umgewandelt. Die Menschen müssen es mir ansehen . . . Es stärkt so *moralisch*, solche Kraft seines Mädchens zu sehen. In den vorigen Tagen hab' ich so viel gearbeitet, wozu ich sonst Wochen gebrauchte. Es war wie in der Zeit, wo wir uns versprachen, im

August 1837. Es geht alles so frisch von der Hand, es gelingt, was man unternimmt. Sieh, solche Kraft hast Du mir gegeben, meine Klara; so ein Heldenmädchen muß ja ihren Geliebten auch zu einem kleinen Heros machen . . . Könnte ich Dir doch immer ein paar Schritt unsichtbar folgen (oder auch sichtbar); wie ein guter Genius möchte ich Dich unter den Flügeln wahren, damit Dir kein Leids geschehe. Ach, Klara, wie liebt man sich doch noch ganz anders, wenn man füreinander arbeiten und opfern muß . . .

85.

Leipzig, 10. April 1839.

Meine geliebte Braut! Unser guter Eduard ist tot [† 6. April] — früh halb drei Uhr vorigen Sonnabend hörte ich auf der Reise genau einen Choral von Posaunen — da ist er gerade gestorben — ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll, und bin noch von so vielen Anstrengungen wie stumpfsinnig. — Freute mich so sehr auf das Wiedersehen meiner Brüder, Theresens und meiner Freunde hier — da ist mir nun alles getrübt worden, und was das Schicksal noch mit mir vorhat, ich mag gar nicht daran denken. Vielleicht will es mich durch so viel Prüfungen hindurch zum Glück führen und mich ganz selbständig und zum Manne machen. Eduard war noch der einzige, auf den ich mich wie auf einen Schützer verließ — er hielt immer so treu sein Wort — wir haben nie ein böses Wort miteinander gewechselt; seine letzten Worte waren, als ich von ihm Abschied nahm: „Es wird Dir schon gut gehen, Du bist ein gar zu guter Mensch" — ich sah ihm aber etwas in den Augen an, was ich den Todeszug nennen möchte; er hatte mir noch bei keinem Abschied so liebe Worte gesagt. Auch daß er ohne allen Grund noch einmal nach Leipzig kam, fiel mir auf. Der Himmel wollte gewiß nur, daß er Dich an meiner Hand einmal sah — weißt Du noch auf der Promenade? Und wie ich zu ihm sagte: „Nun Eduard, wie gefallen wir Dir?" Ich weiß, wie er stolz darauf war, daß Du mich liebtest und den Namen unserer Familie einmal führen wolltest. — So viel Schmerzliches fällt mir noch ein — aber das schöne Bewußtsein habe ich für

mein ganzes Leben, daß ich immer treu brüderlich an ihm gehandelt habe, wie er immer an mir — es geht nichts über zwei Brüder — und nun hab' ich auch diesen verloren — doch warte nur, ich will deshalb nicht ermatten ...

86.

Leipzig, den 4. Mai 1839, Sonnabend früh.

Mein herzgeliebtes, baldigstes Eheweib! Gestern früh hab' ich mit Reuter gesessen und gerechnet und überlegt und herausgebracht, daß wir uns eigentlich doch viel unnötige Sorgen machen und uns (wenn Du, Du Hartnäckige nur wolltest) schon morgen nehmen könnten ...

Ich erschrecke über unsere Reichtümer, wenn ich sie mit denen anderer vergleiche; wie gütig ist der Himmel gegen uns, daß wir nicht für das tägliche Brot zu arbeiten brauchen; es reicht gerade so gut aus für zwei so schlichte Künstler wie wir; es macht mich glücklich, dieser Gedanke.

Dein Vermögen	4 000	Taler
Mein Vermögen:		
1. In Staatspapieren	1 000	"
2. Bei Karl	4 000	"
3. Bei Eduard	3 540	"
4. Aus Eduards Nachlaß	1 500	"
	14 040	Taler.
Dies gibt Zinsen	560	Taler
Sonstige Einnahmen jährlich:		
Von Friese	624	"
Verkauf von Musikalien	100	"
Verdienst durch Komposition . . .	100	"
Also Einnahmen im Jahr	1 384	Taler.

Bin ich nicht ein Haupt-Rechenmeister ... Und könntest Du nicht gleich zu mir kommen, wenn ich etwa durchaus wollte?

Und können wir nicht dann auch einmal Champagner trinken, oder auch Theresen etwas schicken, wenn sie es brauchen sollte, oder

Deiner Mutter? Kurz, sorge Dich nicht, mein Klärchen! Bin ich doch sowenig leichtsinnig wie Du! Und wie hab' ich das Geld schätzen gelernt! Glaubst Du, ich muß mich manchmal ordentlich gegen Anfälle von Geiz waffnen.

87.

18. Mai 1839.

Draußen regnet's und braust es. Innen aber hab' ich schönsten Sonnenschein, und es ist mir, als müßte ich die ganze Welt umarmen. Lieb Klärchen, ich wünschte Dich zu mir, wünschte, daß Du in mein Herz sähest. — Zwar wollte ich mich noch vor wenigen Tagen aus der Welt schaffen auf die schnellste Weise [Klara hatte ihm einen sehr entmutigenden, von Zweifeln erfüllten Brief geschrieben], wartete aber doch erst noch die Briefe ab. Sie erinnerten mich sehr an ein Mädchen, das ich einmal geliebt zu haben glaube. Auch schien mir, als liebe sie mich noch, ja, als habe sie mich nie inniger und treuer geliebt, obwohl sie ein sehr hastiger und jäher Charakter, dabei aber seelengut — kurz, ich fing an, mich auch wieder zu befreunden mit mancherlei, erstens mit dem Mädchen selbst, indem ich ihr Stirn und Wangen streichelte, wo sie so hold sieht, dann auch mit mir, der ich so bös auf mich war, so bös sein zu müssen. Auch Nebengedanken faßte ich . . . dachte an Pfingsten übers Jahr; sah mich als Hausvater und vorher im Bräutigamstaat, dachte an mancherlei . . . so ist der heutige Tag herangekommen, der Tag vor Pfingsten, an dem mir immer die Taube mit dem Ölzweig in Sinn kommt, das schöne Frühlings- und Friedensfest; so laß Dich denn küssen, meine älteste Geliebte. — Daß ich Dich habe! Daß ich Dich wieder fest und entschlossen weiß! Und daß ich Dich so hart anreden mußte, wie in meinen letzten Briefen! Konntest Du eine andere Antwort erwarten? Frage Dich, setze Dich an meine Stelle. — Am meisten hatte mich Dein zweiter Brief verletzt — liesest Du ihn einmal später, Du wirst nicht glauben, daß Du ihn geschrieben. Sodann, alles kam zusammen. Dein Vater hatte auf die empörendste Weise sich von neuem gegen mich erklärt . . . Von meinen Freunden, von Theresen, die hier war einige Tage, von

allen ohne Ausnahme mußte ich so viel hören, was mein Ehrgefühl auf das fürchterlichste aufreizte; sie sagten alle, daß ich doch immer gar zu unwürdig behandelt worden wäre in dieser ganzen Sache, und daß Du unmöglich eine große Liebe zu mir haben könntest, wenn Du das länger alles dulden wollest — dazu nun Dein zweiter Brief, so totenkalt, so unzufrieden, so widerspenstig. — Mein Brief an Emilie [List, bei der Kl. in Paris wohnte] war die Folge. Ich konnte nicht anders, ich mußte mich so zeigen, mit so zerstörtem Herzen ich es auch tat. Die Tage waren fürchterlich. Solche Gemütsaufregungen dringen mir gleich durch den ganzen Körper, bis in die kleinste Faser ... Wo Du nur im Spiel bist, sind alle meine Lebensgeister doppelt tätig — es greift mir gleich ins innerste Mark. — Ist es [da nicht] natürlich, daß ich so schreiben und handeln mußte, wie es Dich freilich schmerzen mußte? Eine Warnung sei Dir das, meine liebe Klara, daß Du immer in der Zukunft recht schonend mit mir umgehen mögest — es kommt so viel auf die Form an, in der man etwas ausspricht — Du hättest mir dasselbe sagen können, wenn Du die Worte ruhiger und besonnener gewählt hättest — so aber tatest Du es in der höchsten Aufregung, ganz plötzlich, ohne daß ich etwas ahnte, in so kurzer und entschiedener Weise, daß ich an Deinem Innern zweifelte, ob es sich nicht umgewandelt habe. Deinen Brief erbrach ich mit Zittern, las weiter und weiter, es war mir, als öffnete sich mir wieder eine Himmelstür nach der andern; ich hatte Dich wieder ... Ach, meine liebe Klara, ist es denn möglich, daß Du im nächsten Frühling zu mir kommen willst und mein geliebtes Weib werden? ...

... Aber nun wird Dich gewiß keine Furcht mehr anwandeln um unsere Zukunft — nicht wahr — versprichst Du mir das, Dir keine unnützen Sorgen mehr zu machen und mir zu vertrauen und mir folgsam zu sein, da nun einmal die Männer über den Frauen stehen. —

Und Ihr zwei andern lieben Mädchen — ich hab' Euch etwas angefahren — darf ich auf Verzeihung hoffen? Könnte ich jetzt unter Euch treten ... wollten wir ein Freuden- und Friedensfest feiern, und es müßte da Küsse regnen — aber seid mir nur nicht bös, daß

ich zeigte, daß ich Herr im Haus, und mir nichts gefallen ließ — man kann mich wie ein Kind an einen Wagen spannen, aber schlagen lasse ich mich durchaus nicht . . .

Höre, mein Klärchen, mit unserem Plan, zu Weihnachten erst an Deinen Vater zu schreiben, ist es gar nichts. Es muß eher geschehen . . . Ich schicke Dir also hier zwei Schreiben, das eine an Deinen Vater, das ich ihm einige Tage vor Deinem Geburtstage . . . schicke, dann das andere an das Appellationsgericht, das wir, wenn er das Ja verweigert, sogleich, noch während seines Aufenthaltes hier, dem Gerichte übergeben . . .

Anders ist es nicht möglich, daß wir zu einer Entscheidung kommen; ich kann es Dir, meine liebe Klara, nicht stark genug einprägen . . .

. . . Noch eines, meine Klara, daß Du über meinen Charakter ganz aufgeklärt wirst. Du schreibst manchmal, ob ich wohl Nahrungssorgen ertragen könne? Wir haben keine zu erwarten; aber wäre es auch, und hätten wir die Hälfte weniger als wir haben, — dies könnte mich nie betrüben; betrüben würde es mich erst, wenn ich den Leuten schuldig wäre und könnte es ihnen nicht wiedergeben — dann erst — sonst aber nicht — ich bin wirklich dazu zu poetisch — deshalb wirst Du mich aber gewiß nicht leichtsinnig finden, und ich hab' Dir Beweise gegeben, wie ich genau in allem bin — Deinetwegen . . .

Schreiben Schumanns an Friedrich Wieck.

Noch einmal trete ich im Verein mit Klara vor Sie mit der Bitte um Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung nächste Ostern. Zwei Jahre sind seit meiner ersten Anfrage vorüber. Sie zweifelten, ob wir uns treu bleiben würden; wir sind es uns geblieben, nichts kann uns in unserm Glauben an unser zukünftiges Glück wankend machen.

Was ich Ihnen früher über mein Vermögen schrieb, war der Wahrheit getreu, es hat sich jetzt alles noch günstiger und gesicherter gestellt; wir können der Zukunft getrost entgegensehen. Hören Sie die Stimme der Natur; zwingen Sie uns nicht zum Äußersten! In wenigen Tagen ist Klaras zwanzigster Geburtstag, geben Sie Frieden an diesem

Tage; sprechen Sie das Ja aus. Wir bedürfen der Ruhe nach so fürchterlichen Kämpfen, Sie sind es sich, Klara und mir schuldig. Mit Verlangen sehe ich Ihrer bestimmtesten Antwort entgegen.

Ihr von alters her noch immer anhänglicher und vertrauender

R. Schumann.

Liebe Klara! Der Brief ist kalt; es ist, als wenn man einem Eisklumpen gute Worte gäbe; ich kann nicht anders; schreib' mir Deine Ansicht über den Brief. Der folgende ist größtenteils von Hermann [einem Sch. befreundeten Assessor].

Wir Endesunterzeichnete hegen seit langen Jahren bereits den gemeinsamen und innigen Wunsch, uns ehelich miteinander zu verbinden. Doch steht der Ausführung dieses Entschlusses noch zurzeit ein Hindernis entgegen, dessen Beseitigung ebenso notwendig zur Erreichung unseres Zweckes, als es uns mit tiefstem Schmerze erfüllt, dieselbe auf diesem Wege suchen zu müssen. Der Mitunterzeichneten, Klara Wieck, Vater verweigert uns nämlich, wiederholt an ihn gerichteter freundlicher Bitten ungeachtet, seine Zustimmung. Die Gründe seiner Weigerung wissen wir uns nicht zu erklären; wir sind uns keiner Fehler bewußt; unsere Vermögenszustände sind derart, daß wir einer sorgenlosen Zukunft entgegensehen dürfen. Was daher Herrn Wieck abhält, diesem Bunde seine Zustimmung zu geben, kann lediglich eine persönlich feindselige Gesinnung gegen den Mitunterzeichneten sein, der doch seinerseits allen Pflichten, die man dem Vater seiner erwählten zukünftigen Lebensgefährtin schuldig ist, nachgekommen zu sein glaubt. Wie dem sei, wir sind nicht willens, deshalb von unserem wohlerwogenen Entschlusse abzustehen, und nahen uns daher dem H. Gerichte mit der ergebensten Bitte:

Hochdasselbe wolle Herrn Wieck zur Erteilung seiner väterlichen Zustimmung zu unserem ehelichen Bündnis veranlassen, oder dieselbe nach Befinden anstatt seiner uns zu erteilen hochgeneigtest geruhen. Bloß die Überzeugung von der unabweisbaren Notwendigkeit dieses Schrittes vermag uns mit demselben zu versöhnen, und wir sind zugleich von der zuversichtlichen Hoffnung beseelt, daß die Zeit auch hier, wie schon manchmal, diesen schmerzlichen Zwiespalt ausgleichen wird.

Leipzig D. — September 1839.

Robert Schumann,

Klara Wieck, z. Z. in Paris.

Zum erstenmal, mein Mädchen, mußt Du Deinen Namen mit meinem vereinigen; es ist gar zu schmerzlich schön. Prüfe nun das Schreiben in jedem Wort . . . Dein Taufzeugnis brauchst Du erst zur Trauung. Lieb Klärchen, es ist doch recht hübsch, daß Du auf der Welt bist . . . Grüße mir Emilien und Henrietten; sie sollen mich so lieb haben wie ich sie. Henriette möge es Dir manchmal zuflüstern, ihr schönes, starkes Wort: „Rasch zum Ziel". — Nun, bald ist es entschieden. Ich vertraue Dir ganz wieder. Schreib' bald, meine Liebe.

88.

Leipzig, den 3. Juni 1839.

Meine gute, geliebte Braut!

Diesen Brief erhältst Du an meinem 29. Geburtstag. Möchte er Dich blühend an Leib und Seele antreffen und Dir mein Bild inniger als je vorspiegeln . . . Wir können vorwurfsfrei auf das vergangene Jahr zurückblicken; wir haben treu aneinander gehalten, sind vorwärts und unserm Ziel viel näher gekommen. Das Schlimmste, denk' ich, ist überstanden; aber auch nahe dem Hafen laß uns noch vorsichtig sein; das Schicksal hat es nun einmal gewollt, daß wir Spanne für Spanne mit Kampf erreichen sollen. Dann aber, wenn wir einmal am Altar stehen, dann glaub' ich, ist ein Ja noch nie mit solcher Überzeugung, mit solchem festen Glauben an eine glückliche Zukunft ausgesprochen worden. Was ich noch möchte bis zu diesem Zeitpunkt? Deiner immer würdiger werden. Halte dies für keine Redensart. Dem Hochmut gegenüber, der sich auf nichts stützt, fühle ich mich stolz; der Bescheidenheit aber, wie Du sie hast, gestehe ich meine Schwäche so gern ein und suche mich zu bessern. Du wirst Dich in späteren Jahren manchmal um mich grämen, mir fehlt noch manches zum ganzen Mann; ich bin noch zu ruhelos, zu kindisch oft, zu weich; auch hänge ich viel dem nach, was gerade mir Vergnügen gewährt ohne Rücksicht auf andere; kurz, ich habe meine bösen Tage, an denen nichts mit mir anzufangen — Nachsicht und Liebe, wie Du sie gegen mich so oft gezeigt, werden mich schon bilden immermehr; schon Dich immer um sich zu haben, muß veredeln; doch das sind

Worte. Das Sicherste bleibt, daß wir uns immer von Herzen liebhaben, und ich denke mir, in Deinem Herzen wohnt eine große, reiche Liebe, und Du wirst Deinen Mann lange beglücken können. Du bist ein wunderbares Mädchen, Klara! Es ruhen eine Menge so gar schöner und verschiedener Eigenschaften in Deinem Wesen, wo ich gar nicht weiß, wo Du sie alle in Deinem kurzen Leben hergenommen hast. Und nun gar in der Umgebung, in der Du Dich entfaltet hast. Eines weiß ich, daß ich mit meinem sanften Äußern schon früh einen Eindruck auf Dich gemacht, und denke mir, Du wärest ein anderes Mädchen worden, hättest Du mich nicht gesehen und gekannt. Laß mir diesen beglückenden Glauben. Ich habe Dich die Liebe gelehrt, Dein Vater Dir den Haß (im schönen Sinn mein' ich, denn man muß auch hassen können), und hab' Dich mir nun herangezogen zur Braut, wie ich sie mir im Ideal dachte, meine talentvollste Schülerin warst Du, und zum Lohne dafür hast Du gesagt zu mir: „Nun nimm mich auch!" —

89.

22. Juni 1839.

Kommt nun zur jetzigen Rosen- und Akazienblüte noch dazu, daß man eine Braut hat, die auch in voller Liebespracht steht, so entsteht daraus ein Mensch wie ich, fast gar zu glücklich über all das Glück, den fast die Blüten alle zu Boden drücken. Liebes Mädchen, nun glaub' ich bald, Du liebst mich ernstlich. Hätte ich Dich sehen können, wie Du unterschriebst! Wie die Devrient im Fidelio, glaube ich. Du zittertest am ganzen Körper, nur die Hand, mit der Du schriebst, war fest und zitterte nicht. Nicht wahr? Laß Dich denn inniglich an mein Herz drücken, Du meine Geliebte, Du mein alles, die Du alles für mich getan, was ich Dir nicht vergelten kann. Ich küsse Dir Stirn und Auge, mein Kind — und es möge Dir immer recht wohlgehen auf Erden.

Nun geht auch mir der Mut höher, und im Augenblick hab' ich alle Leiden und Qualen vergessen, die wir überstehen mußten. Die Schule, die wir durchgemacht, haben wohl wenige kennen lernen, und

wie haben wir uns selbst kennen lernen auf so vielen Proben. Bist Du so zufrieden mit mir wie ich mit Dir?

... Könnte ich es doch der Welt noch einmal sagen, was Du bist, damit sie Dich kennen lerne; ja, Klara, ich glaube manchmal, Künstlerinnen wie Du könnte man vielleicht noch finden, aber Mädchen von so innigem und starkem Gemüt wie Du — wohl wenige ...

... Du hast Dich ja nun öffentlich für meine Braut erklärt, hast meine Ehre gerettet — und ich danke es Dir tausendmal — eine Krone möchte ich Dir aufs Haupt setzen, und kann nichts, als zu Deinen Füßen sinken und mit dankenden Augen zu Dir aufsehen — in Dir verehre ich auch das Höchste, was die Welt hat — und stünde ich Dir nicht so nah, noch manches möchte ich Dir über Dich sagen. — So laß es Dir noch durch einen innigen Händedruck sagen und Dir danken für Dein treues Ausharren, Dein inniges Vertrauen, das schönste Geschenk, das die Liebe geben kann. —

In ewiger, unendlich inniger Liebe Dein Dir ergebener

Robert.

90.

An den Advokaten Einert in Leipzig

Leipzig, den 30. Juni 1839.

Euer Wohlgeboren

wünscht der Unterzeichnete in einer für ihn höchst wichtigen Angelegenheit womöglich noch heute zu sprechen. Da ich mündlich mich aber vielleicht nicht so klar und ruhig auszusprechen vermag, erlaube ich mir vorläufig, Ihnen folgendes der strengsten Wahrheit gemäß mitzuteilen.

Im September 1837 bewarb ich mich um die Hand von Fräulein Klara Wieck, nachdem wir uns schon lange vorher gekannt und uns die Ehe versprochen, bei ihrem Vater, Herrn Friedrich Wieck, Instrumentenhändler hier. Der Vater gab darauf weder ein Ja noch Nein zur Antwort, stellte mir jedoch Mitte Oktober desselben Jahres einen höflichen Brief zu, worin er sich geradezu gegen eine solche Verbindung

aussprach und als Grund die beschränkten Vermögensumstände seiner Tochter wie auch meine eigenen angab, von welchen letzteren ich ihm, zugleich in jenem Schreiben, eine getreue Darstellung angefertigt hatte, nach welcher Darstellung sich mein jährliches Einkommen auf ungefähr 1300 Taler belief.

Herr Wieck und seine Tochter reisten im Winter darauf nach Wien, von wo aus mir Klara im Frühling 1838 schrieb, der Vater habe nun doch seine Einwilligung gegeben, doch unter Bedingungen. Als beide kurz darauf nach Leipzig zurückkehrten, besuchte mich Herr Wieck auf meiner Stube, ohne jedoch der Sache zu erwähnen. Dies beleidigte mich, und ich wich ihm von da [an] aus, wo ich konnte. Dadurch gereizt, fing er bald an, sich offenbar feindselig gegen unsere beabsichtigte Verbindung auszusprechen, ja, mich auf alle mögliche Weise bei seiner Tochter wie auch gegen andere herabzusetzen. Eine Wendung in dieses traurige Verhältnis zu bringen, reiste ich im September nach Wien, teils weil ich, wenn ich vom Platz entfernt wäre, Herrn Wieck zu beruhigen glaubte, teils weil ich mir in Wien eine neue Existenz für Klara und mich zu begründen dachte. Von Wien indes, wo ich nur wenig meinem Bestreben, wie meinem ganzen Wirkungskreise Entsprechendes und Nützendes vorfand, reiste ich April dieses Jahres wieder zurück. Klara hatte unterdes nicht aufgehört, ihren Vater zur Erteilung seines Jawortes zu bewegen; nichts hatte gefruchtet; ja sein feindseliges Benehmen steigerte sich in dem Grade, daß er mich sogar in frechster Weise zu verleumden anfing. Durch dieses herzlose, unnatürliche Benehmen fast bis zur Krankheit angegriffen, trat Klara vor meiner Rückkunft nach Leipzig eine Reise an ohne ihren Vater, jedoch keineswegs ohne dessen Einwilligung. Im Augenblick ist sie in Paris. Wir fingen nun an einzusehen, daß mit Herrn W. in gütlicher Weise nicht auszukommen war, und dachten schon an die ernstesten Schritte, als er zu unserer Überraschung vor einigen Wochen Klaran schriftlich seine Einwilligung schickte, aber unter folgenden Bedingungen, wegen der Sie, mein verehrter Herr, nicht unrecht von mir denken mögen; die Bedingungen waren:

1. daß wir, solange er lebte, nicht in Sachsen leben sollten, daß ich mir aber trotzdem auswärts ebensoviel erwerben müßte, als mir eine hier von mir redigierte musikalische Zeitung einbringt;

2. daß er Klaras Vermögen an sich behalten, mit 4% verzinsen und erst nach fünf Jahren auszahlen wolle;

3. daß ich die Berechnung meines Einkommens, wie ich sie ihm im September 1837 vorgelegt, gerichtlich beglaubigen lassen und einem von ihm bestimmten Advokaten übergeben solle;

4. daß ich um keine mündliche oder schriftliche Unterredung mit ihm eher ansuche, bis er selbst sie wünscht;

5. daß Klara nie Anspruch machen soll, etwas von ihm nach seinem Tode zu erben;

6. daß wir uns schon zu Michaelis verehelichen müßten.

Auf diese Bedingungen (die letzte ausgenommen) konnten wir natürlich nicht eingehen und entschlossen uns daher, den Weg Rechtens gegen ihn zu ergreifen.

Um nichts unversucht zu lassen, überwand ich mich aber auf Klaras Bitte, noch einmal an ihn in versöhnendem Ton zu schreiben, worauf er mir durch seine Frau antworten ließ: „Er wolle mit mir in keiner Beziehung stehen."

Gestern nun kam eine von Klara unterzeichnete, in den gehörigen Formen, auch mit der Unterschrift der sächsischen Gesandtschaft rekognoszierte Vollmacht aus Paris, die Ew. Wohlgeboren vorzulegen ich mir möglichst heute noch erlauben werde, mit der Bitte, dieser so treuen Braut nach Ihren besten Kräften beistehen zu wollen.

Wir wünschten die Sache möglichst schnell beendigt, erst noch auf gütlichem Weg, wenn Sie raten und durch eine Besprechung mit Herrn Wieck etwas zu erreichen hoffen, dann aber durch eine Eingabe an das Appellationsgericht, das uns den Konsens nicht verweigern kann, da unser Einkommen hinlänglich gesichert ist.

Doch darüber mündlich; haben Sie die Güte, mir durch meinen Boten wissen zu lassen, wann ich Sie noch heute sprechen kann. Sie haben, mein verehrtester Herr, diesmal einen schönen Zweck zu erreichen, den, zwei lange Jahre voneinander Getrennte wieder zu vereinigen; möchten Sie sich unser kräftig annehmen. Wir haben Vertrauen zu Ihnen und brauchen Sie wohl kaum zu bitten, daß über alles noch das strengste Stillschweigen beobachtet werden möge.

Mit Hochachtung und der Bitte um Ihre freundliche Teilnahme empfehle ich Ihnen meine Braut wie mich selbst,

Ihren ergebensten

Robert Schumann,
Redakteur d. Neuen Zeitschr. für Musik.

Rotes Kollegium-Hinterhaus
1 Tr., bei Mad. Devrient.

91.

An den Advokaten Einert

[Leipzig], den 3. Juli 1839.

Euer Wohlgeboren

verzeihen, daß ich mich schon wieder an Sie wende. Aber es steht die Ehre, das ganze Lebensglück zweier Menschen, die sich verdienen um dessen willen, was sie gelitten, auf dem Spiel, und ich möchte durchaus noch einmal mit Ihnen alles und jeden einzelnen Punkt ausführlich besprechen. Bestimmen Sie nur gefälligst eine Stunde, die Sie mir schenken können. Sollte nur der leiseste Zweifel in Ihnen vorwalten, daß wir am Ende nicht durchdrängen, so verschweigen Sie mir ihn nicht. Klara würde in Verzweiflung kommen, wenn es uns nicht gelänge auf diesem öffentlichen Wege, und was soll ich von mir sagen! Dann, wenn Sie zweifelten, müßten wir auf einen andern Weg sinnen, zum Ziele zu gelangen, worüber ich freilich selbst noch nicht klar bin. Zweifeln Sie aber nicht an einem günstigen Erfolg, so beruhigen Sie mich darüber und nehmen sich der Sache so kräftig an, wie es das ausgezeichnete Mädchen würdig ist.

Was Herr W[ieck] gegen mich vorbringen könnte, weiß ich ungefähr vorauszusagen. Wahrscheinlich erwähnt er eines älteren Verhältnisses mit einem Mädchen, die früher in seinem Haus lebte und die mich liebte, wie ich ihr auch sehr zugetan war. Einer Verbindung mit ihr stellten sich aber Schwierigkeiten entgegen, die ich nicht beseitigen konnte, so daß wir uns schon im Januar 1836 gegenseitig lossprachen; sie ist übrigens jetzt verheiratet. Dies steht denn doch also mit unserm Verhältnisse in gar keiner Berührung mehr.

Was Sie sonst von Herrn W. über mein Privatleben vielleicht hören, das er gegen mich aussagt, so ist er im höchsten Grade verleumderisch und böswillig. Einige lustig durchschwärmte Nächte, bevor ich Klara kannte, ist alles, was ich mir vorwerfen könnte. Vielleicht lernen Sie mich selbst noch genauer kennen. Sonst wüßte ich aber keinen Einwand, den die Gegenpartei vorbringen könnte. Es handelt sich also hauptsächlich um die Vermögensumstände, von denen ich Ihnen die Dokumente eingehändigt habe, und wobei ich nur noch erwähne, daß ich nicht etwa Schulden habe, ausgenommen vielleicht jene kleinen häus-

lichen, die man erst nach Monatsfrist zahlt, und die sich mit zwanzig Talern decken lassen.

Was Herrn W. so feindselig stimmt, glauben Sie mir, es ist nichts als das Fehlschlagen mancher, namentlich finanziellen, Spekulationen, die ihm durch die Verbindung entgehen. Gewiß wird er auch auf eine Entschädigungssumme klagen für die Klavierstunden, die er seiner Tochter gegeben.

Noch möchte ich Ihre Meinung wissen, ob wir in der Verzeichnung meines Einkommens nicht auch des Erbteils, was mir vom Verkauf der meinem verstorbenen Bruder angehörigen, ziemlich bedeutenden Buchhandlung mit Haus &c. zukommt, gedenken sollen, wie auch, ob ich Beglaubigungen meiner kleinen Einkünfte (von Kompositionen und der Redaktion eingesandten Musikalien, jährlich zusammen gegen 300 T. wenigstens) mir verschaffen soll, was schnell gemacht ist . . .

Sie können nicht glauben, mein verehrtester Herr, wie mich das alles angreift, und werden mir meine öfteren Störungen gütigst verzeihen. Mein Bote wartet auf Ihre Antwort, wann ich Sie heute auf eine halbe Stunde zu Hause treffe. Stehen Sie teilnehmend bei Ihrem ergebensten R. Schumann.

92.

Berlin, den 30. Juli 1839. Dienstag.

Meine geliebteste Klara.

Von hier aus, wo ich so lebhaft an Dich erinnert worden, muß ich Dir doch ein paar Herzensgrüße in Dein einsames Dörfchen schicken. Durch Deine Mutter[85]) nämlich wurde ich so sehr an Dich erinnert; ich liebe sie ordentlich mit ihren, Deinen Augen, und kann mich immer gar nicht von ihr trennen. Gestern war ich fast den ganzen Tag bei ihr, und geküßt hab' ich sie zur guten Nacht auch. Das hat mich ganz beglückt. Von nichts haben wir denn gesprochen als von Dir; . . . Sie nahm mich so gut und herzlich auf und scheint Gefallen an mir zu finden. Wärest Du doch bei uns; wie wir gestern Abend im Tiergarten spazieren gingen, dachte ich so schmerzlich an mein einsames, fernes Mädchen, das nicht wußte, daß ihre Mutter und ihr Geliebter zusammen von ihr sprachen . . .

Deine Mutter schreibt Dir heute selbst noch . . . Du fürchtest

Dich, Dein Vater nimmt Dich gleich in Beschlag; aber Klärchen, Mädchen, hast Du denn keine Arme, mit denen Du Dich wehren kannst? Erstens glaub' ich nicht, daß er es tut; zweitens aber — verlangt er Dich in sein Haus, so sagst Du ganz einfach, „ich will nicht, ich will zur Mutter", dagegen kann er gar nichts einwenden. — Dein Bild hab' ich mitgenommen, wie ich Dir schon schrieb. Als ich es Deiner Mutter zeigte, da hättest Du sehen sollen. Die Tränen traten ihr im Augenblick aus den Augen, und sie war ganz außer sich. Als es die Bargielschen Kinder sahen, sagten sie alle . . . „das ist Klara" — das war eine innige Freude für mich . . .

93.

Leipzig, den 11. Dezember 1839.

. . . Klara, heute war ich selig. In der Probe wurde eine Sinfonie von Franz Schubert gespielt. Wärst Du da gewesen. Die ist Dir nicht zu beschreiben; das sind Menschenstimmen, alle Instrumente, und geistreich über die Maßen, und diese Instrumentation trotz Beethoven — und diese Länge, diese himmlische Länge, wie ein Roman in vier Bänden, länger als die neunte Sinfonie. Ich war ganz glücklich und wünschte nichts, als Du wärest meine Frau und ich könnte auch solche Sinfonien schreiben . . .

94.

Leipzig, den 24. Februar 1840 (Schalttag).

Meine liebe Klara!

. . . Der Anfang Deines Briefes heute hat mich wieder einmal affiziert, daß ich nicht wußte, was angeben. Etwas tat ich also. Ich schrieb an Rackemann,[86]) warnte ihn vor Verbreitung des Pasquills,[87]) sagte ihm, daß er sich dadurch zum Handlanger der Gemeinheit und Lüge mache, und daß ich ihn verklagen würde. Den Brief hab' ich an Töpken geschickt und gebeten, mir im Notfall einen Sachwalter zu suchen.

Sieh, liebe Klara, anders kommen wir nicht durch, das Recht

und unsere Ehre gebietet es uns, daß wir überall schnell und auf das strengste in ähnlichen Fällen verfahren. . . . Weißt Du, was Goethe sagt:

Was bringt Ehren? Sich wehren.

Gathy schrieb mir auch von den ungeheuren Gerüchten, die über mich gehen. Du schreibst mir dasselbe. Ich weiß ja gar nicht mehr, wie ich mir vorkomme. Das Blut möchte mir manchmal in den Adern springen. Solang dies aber nicht ist, so lange will ich mich auch verteidigen.

So schreib' ich Dir nun wieder, was ich nicht sollte, nicht wollte, und kann doch nicht anders. Du schreibst mir, ich hätte einen Mißmut auf die ganze Menschheit. O nein, wie irrst Du da. Was für Liebe, für Musik, für Träume in meinem Herzen sind, ach wie viele, viele. Da habe Du keine Angst. Aber daß ich Dir manchmal in einer einzelnen Zeile, in einer einzelnen Minute klage — nach solchen Vorgängen — das wolltest Du mir wehren? Es kommt mir oft fast wie übermenschliche Geduld vor, was ich gelitten. Ein anderer, der übrigens wäre, was ich bin, würde es kürzer gemacht haben. Aber weißt Du, wer mein Vorbild ist, Du selbst, meine Klara. Und ich weiß gar wohl, daß Dein Schmerz meinem nichts nachgibt . . .

95.

Mittwoch, den 18. März 1840.

Es wird wenig aus meinem Brief heute werden. Ich bin müde, abgespannt und wieder erregt und unruhig von so vielem in den vorigen Tagen . . . solange Liszt hier ist, kann ich auch nicht viel arbeiten, und so weiß ich gar nicht, wie ich fertig werde bis Gründonnerstag. Mit Liszt bin ich fast den ganzen Tag zusammen. Er sagte mir gestern, „mir ist's, als kennte ich Sie schon 20 Jahre" — mir geht es auch so. Wir sind schon recht grob gegeneinander, und ich hab's oft Ursach, da er gar zu launenhaft und verzogen ist durch Wien. Das geht aber nicht in diesen Brief, was ich Dir alles zu erzählen habe von Dresden, unserm ersten Zusammentreffen, vom Konzert dort, von der Eisenbahnfahrt hierher gestern, vom Konzert

gestern abend, von der Probe heute früh zum zweiten. Und wie er doch außerordentlich spielt und kühn und toll, und wieder zart und duftig — das hab' ich nun alles gehört. Aber Klärchen, diese Welt ist meine nicht mehr, ich meine seine. Die Kunst, wie Du sie übst, wie ich auch oft am Klavier beim Komponieren, diese schöne Gemütlichkeit geb' ich doch nicht hin für all seine Pracht — und auch etwas Flitterwesen ist dabei, zu viel. Laß mich darüber heut schweigen, Du weißt schon, wie ich's meine.

96.

Leipzig, den 20. März 1840.

. . . Heute früh hätte ich Dich zu Liszt gewünscht. Er ist doch gar zu außerordentlich. Er spielte von den Novelletten, aus der Phantasie, der Sonate, daß es mich ganz ergriff. Vieles anders, als ich's mir gedacht, immer aber genial und mit einer Zartheit und Kühnheit im Gefühl, wie er sie wohl auch nicht alle Tage hat. Nur Becker war dabei, dem standen die Tränen in den Augen, glaub' ich. Eine große Freude hatte ich namentlich an der zweiten Novellette in D-Dur; Du kannst kaum glauben, was für eine Wirkung die macht; er will sie auch in seinem dritten Konzert hier spielen. Das ginge nicht in Bücher, was ich Dir alles über den Wirrwarr hier zu erzählen hätte. Das zweite Konzert gab er noch nicht und legte sich lieber ins Bette und ließ zwei Stunden zuvor bekanntmachen, er wäre krank. Daß er angegriffen ist und war, glaub' ich gern; im übrigen war's eine politische Krankheit; ich kann Dir das nicht alles auseinandersetzen. Lieb war es mir, weil ich ihn nun den ganzen Tag im Bett habe und außer mir nur Mendelssohn, Hiller und Reuß zu ihm können. Wärst Du nur heute früh dabei gewesen, Mädel; ich wette, Dir wär's gegangen wie Beckern.

. . . Glaubst Du wohl, daß er in seinem Konzert ein Härtelsches Instrument gespielt hat, das er vorher noch niemals gesehen. So etwas gefällt mir nun ungemein, dies Vertrauen auf seine guten zehn Finger. Nimm es Dir aber nicht zum Muster, meine Klara Wieck; bleibe Du nur, wie Du bist; Dich erreicht doch auch niemand,

und von Deinem guten Herzen merk' ich doch auch oft in Deinem Spiel. Hörst Du, Alte!

... Heute über 4 Wochen, will's Gott, bin ich bei Dir, gutes Kind — da wirst Du recht glücklich und zufrieden an meinem Herzen ruhen, nicht wahr. Kläre, willst Du mir denn nicht ein kleines Konzert bereiten, ganz im geheimen für Deinen Bräutigam? Ich möchte gern hören die B-Dur-Sonate (die große), aber ganz, dann ein Lied von mir, das Du mir spielst und singst (auf deutlichen Text seh' ich am meisten), dann ein neues Scherzo von Dir, und zum Schluß die Cis-moll-Fuge von Bach aus dem zweiten Heft. Das Konzert will ich übrigens nicht umsonst, und werde dann auch auftischen gehörig, und zuletzt belohnen wir uns gegenseitig, Du weißt schon wie? Sehr freue ich mich auf dieses Braut- und Bräutigamskonzert. — Ach, Du Liebste und Beste von allen Menschen; wenn ich Dich zum erstenmal wieder seh', werde ich Dich erdrücken vor Seligkeit.

97.

Leipzig, 10. Mai 1840.

Heute ist Jubilate und ich möchte jubilieren und weinen durcheinander über so viel Glück und Schmerz, das mir doch der Himmel zu tragen gegeben. Doch glaube nur nicht, daß ich traurig bin. So wohl, so rüstig fühle ich mich, alle Arbeit geht mir so von der Hand, so glücklich bin ich in dem Gedanken an Dich, daß ich es Dir nicht verheimlichen kann. Den ganzen Morgen habe ich mich wieder mit der Oper [88]) beschäftigt; der Entwurf von meiner Hand ist ganz fertig nun, und ich brenne, anzufangen. — Freilich manchmal fange ich an zu verzweifeln, wie ich diesen großen tragischen Stoff bewältigen soll. — Er ist nämlich jetzt tief tragisch worden, doch ohne Blutvergießen und gewöhnliche Kulisseneffekte. — Ganz begeistert bin ich von allen den Gestalten, die ich nun in Musik gießen soll, und Du sollst es schon auch werden. — Gestern kam mir recht schön und passend ein Brief und Aufsatz von Frau v. Chezy über ihr und Webers Zusammenarbeiten der Euryanthe, mit seinen Entwürfen, Briefen, Bemerkungen 2c. Weber war wohl einer der gebildetsten und geist-

vollsten Künstler. Der Artikel kömmt in der Zeitung, und Du wirst ihn mit großem Interesse lesen.

98.

Leipzig, den 15. Mai 1840.

. . . Ich habe wieder so viel komponiert, daß mir's manchmal ganz unheimlich vorkömmt. Ach, ich kann nicht anders, ich möchte mich totsingen wie eine Nachtigall. Eichendorffsche [Lieder] sind es zwölf. Die hab' ich aber schon vergessen und etwas Neues angefangen. Der Operntext macht mir Unruhe. J. Becker brachte mir neulich eine Probe, wo ich dann sah, daß er der Sache wohl nicht gewachsen ist. Schwache Worte zu komponieren ist mir ein Greuel: ich verlange keinen großen Dichter, aber eine gesunde Sprache und Gesinnung. Nun, fahren lasse ich den schönen Plan gewiß nicht, und dramatisches Talent fühle ich genug in mir. Du wirst Dich verwundern, was da für Ensembles vorkommen werden . . .

99.

Leipzig, den 31. Mai 1840.

. . . Ich kann Dich gar nicht erwarten — auch daß Du mich von der Musik losreißest. Du wirst doch staunen, was in der kurzen Zeit alles fertig geworden, bis auf die Reinschrift. Nun aber sollte ich einmal aufhören und kann doch nicht . . . Über die viele Musik verlerne ich das Schreiben und Denken ganz. An meinen Briefen mußt Du's spüren. Ach ich fühle es so schmerzlich, daß ich in meinem Leben nichts anderes als Musik hätte treiben sollen. Du sprichst in Deinem letzten Briefe von einem „rechten Fleck", wo Du mich gerne hinhaben möchtest — versteige Dich nicht zu hoch mit mir — ich wünsche mir keinen besseren Ort, als ein Klavier und Dich in der Nähe. Eine Kapellmeisterin wirst Du einmal in Deinem ganzen Leben nicht; aber inwendig nehmen wir's mit jedem Kapellmeisterpaar auf, nicht wahr? Du verstehst mich schon . . . Nun bin ich doch schon bis op. 22 fertig. Das hätte ich bei op. 1 nie gedacht — in acht Jahren sind 22 op. genug; jetzt will ich noch zweimal so viel machen und dann sterben. — Manchmal ist es mir doch, als käme ich auf ganz neue Wege in der Musik.

100.

An Ernst A. Becker

Leipzig, den 12. August 1840.

Mein geliebter Freund.

Der erste, der die Freudenbotschaft erfahren soll, bist natürlich Du. Unsere Sache ist aus und gestern rechtskräftig geworden. Daß wir uns über die nächsten Schritte nun nicht mehr lange besinnen, kannst Du Dir wohl denken. Unsere Trauung soll ganz im stillen auf einem nahgelegenen Dorf gefeiert werden. Du würdest uns auf das innigste erfreuen, wenn Du Zeuge sein wolltest. Außer Klaras Mutter und Tante und vielleicht meinem Bruder wird niemand dabei sein. Mit Gottes Segen soll der 12. September der Tag sein, der uns vereint. Versprich mir, den Tag niemandem zu nennen; man kann nicht wissen, ob nicht der Alte vielleicht einen boshaften Streich uns macht. Versprich mir aber auch, daß Du kömmst. Dann wollen wir glücklich zusammen sein.

Klara ist in Weimar und hat gestern Abend vor der Kaiserin gespielt. Wie schön sich das trifft, da wir doch vielleicht den Winter nach Petersburg gehen.

Adieu nun, mein Lieber. Grüße alle, die sich teilnehmend unser erinnern. Bald hoffe ich von Dir zu hören, daß Du unserer Bitte willfahrest.

* * *

Aus Klaras „Tagebuch"

Den 12. September. Was soll ich über diesen Tag sagen!

. . . Um 10 Uhr ging die Trauung vor sich in Schönefeld [bei Leipzig], ein Choral begann, dann sprach der Prediger (ein Jugendfreund Roberts) Wildenhahn eine kurze, einfache, aber von Herzen zu Herzen gehende Rede. Mein ganzes Innere war von Dank erfüllt zu dem, der uns doch endlich über so viele Felsen und Klippen einander zugeführt; mein inbrünstiges Gebet war, daß es ihm gefallen möchte, mir meinen Robert recht lange, lange Jahre zu erhalten —

ach! der Gedanke, ich möchte ihn einmal verlieren, wenn er über mich kömmt, dann verwirren sich gleich alle meine Sinne — der Himmel schütze mich vor solchem Unglück, ich trüge es nicht.

Nach der Trauung überraschten mich Emilie und Elise List. Den Mittag brachten Reuter, Wenzel, Herrmann, Becker, die Mutter, Lists, Carls mit uns im Hause der letzteren zu, so den Nachmittag in Zweinaundorf und den Abend wieder bei Carls. Madame List kam abends auch.

Es wurde ein wenig getanzt — es herrschte keine Ausgelassenheit und doch auf allen Gesichtern immer eine innere Zufriedenheit. Es war ein schöner Tag, und selbst die Sonne, die sich seit vielen Tagen versteckt hatte, warf am Morgen, als wir zur Trauung fuhren, ihre milden Strahlen auf uns, als ob sie unsern Bund segnen wolle. Nichts störte uns an diesem Tag, und so sei er denn auch in diesem Buche als der schönste und wichtigste meines Lebens aufgezeichnet.





III. Teil

Auf der Höhe

Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe.

5. Mai 1843.

An C. Koßmaly.

Eines beglückt mich, das Bewußtsein, noch lange nicht am Ziel zu sein und immer noch Besseres leisten zu müssen, und dann das Gefühl der Kraft, daß ich es erreichen kann.

Aus dem Tagebuch. 13. Sept. 1840.

Wir sind alle ziemlich wohl; nur manchmal umschwirren mich noch melancholische Fledermäuse; doch verscheucht sie auch wiederum die Musik.

An Verhulst. 4. Nov. 1848.

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Hölderlin.



Einleitung

Schumanns äußeres Leben ist in den Jahren nach seiner Vereinigung mit Klara sehr still verlaufen. Er war eine durchaus nach innen gewandte Natur, und wo er ins äußere Leben zu greifen suchte, war es ein Mißgriff. Zumeist blieb es ja bei Plänen; der eine große Versuch — das Kapellmeisteramt zu Düsseldorf — mißlang völlig. Ein so schroffer Mißklang wäre allerdings zu vermeiden gewesen, — die Schuld daran lag wohl auf beiden Seiten; d. h. bei Schumann muß man von Verhängnis reden. Denn lange bevor die Umgebung es sah, begann sein trauriges Geschick sich zu erfüllen. Daß ihn zuweilen melancholische Fledermäuse umschwirren, klagt Schumann schon im Ehefrühling. Sie blieben immer in seiner Nähe und machten ihn für ein Wirken im öffentlichen Amte ungeeignet. Selbst das mit großem Idealismus ausgeübte Lehramt am 1843 begründeten Leipziger Konservatorium mußte deshalb wieder aufgegeben werden. Ebensowenig konnte sich Schumann wohl fühlen, wenn er seine Frau auf Konzertreisen begleitete.

Für ihn gab es nur ein Glück: in seinem Künstlerhause zu schaffen. Ein ungeheurer Schöpfungsdrang erfüllte ihn. Zuzeiten gab es kein Halten. Es ist ein geradezu beängstigendes Produzieren. Es ist wie tropische Fruchtbarkeit; aber auch die Gewitterschwüle fehlt nie, das drückende Gefühl, daß das nicht gut enden kann. Und niemals bleibt das Gewitter aus, und keinmal fehlt der verheerende Sturm. Dann

bricht der sonst so fleißige Mann ermattet zusammen, tatlos und freudlos lebt er dahin und harrt auf den nächsten Frühling und Herbst, die wieder ein Blühen und Ernten bringen. Und — man staunt immer wieder — die urkräftige Natur rafft sich in der Tat zu neuem Schaffen empor. Höchstens daß die geleistete Arbeit nicht mehr ganz auf der Höhe der früheren steht, hätte scharfe Beobachter mißtrauisch machen können.

Aber die Augen, die am schärfsten zusahen, waren voller Liebe. Die Ehe Robert Schumanns mit Klara Wieck ist vielleicht die schönste Künstlerehe, von der wir berichten können. Durch den zweiten Band von Berthold Litzmanns Biographie („Klara Schumann. 2. Bd. Ehejahre." Lpz., Breitkopf und Härtel, 1905) sind wir in der Lage, die Entwicklung des Verhältnisses genau zu verfolgen. Es ist von ergreifendem Ernst und von hinreißender Schönheit, wie durch das Einswerden mit ihrem Gatten Klara aus der Virtuosin Künstlerin wird, wie sie durch den Kampf der Treue für ihre Kunst gegenüber den Forderungen des praktischen Lebens als Frau wächst. Die ganze Höhe ihrer Entwicklung konnte sich freilich erst offenbaren, als das schwere Unglück über sie hereingebrochen, als ihr schönes Eheglück vernichtet war. Das wurde am 27. Februar 1854 zur offenbaren Tatsache. Kaum vier Jahre waren sie damals in Düsseldorf, gegen das sie so gern Dresden (1844—1850) vertauscht hatten, in dem es an musikalischer Luft gefehlt hatte. Im Grunde war für beide der Wohnort gleich; wenn sie nur sich selber hatten und ein Heim, das stille Arbeit zuließ.

Wie reich aber trotz dieses Hanges zur Stille Schumanns Leben in diesen Jahren an Eindrücken von außen und Anregungen nach außen war, werden gerade die folgenden Briefe zeigen. Die Auswahl konnte hier leichter doppelt oder dreimal so groß sein. Mir kam es gerade auf tunlichste Beschränkung an. Die eigene Entwicklung des Meisters sollte klar werden, und daneben ein Bild der Art seines Wirkens für andere entstehen. Die gewählten Briefe haben also vielfach die Bedeutung von Typen für eine lange Reihe ähnlicher, an sich ebenfalls wertvoller, die die große Jansensche Sammlung, die dabei selber nur eine Auswahl ist, bietet.



101.

An Camille Stamaty[51]) in Paris

Leipzig, den 28. Sept. 1840.

Dein Brief hat mich auf das freudigste überrascht. Wie bekamst Du so schnell Nachricht über dies glückliche Ereignis? Glaube aber, daß ich es Dir selbst mitgeteilt hätte; — denke aber auch darüber nach, wie sehr es in solchem Glück zu tun gibt in der Nähe, und verzeihe mir dann. Du weißt auch, wie groß und zeitraubend meine offizielle Korrespondenz ist, wieviel ich außerdem in der Musik zu tun habe rc. rc.

Mein Lebenslauf in den vorigen Jahren, in denen Du nichts von mir hörtest, war ein sehr bewegter. Du kannst ihn zum größten Teil in meinen Kompositionen abgespiegelt erblicken. Wie wünschte ich doch, Du kenntest meine neuen Kompositionen, namentlich die für Gesang; aber Ihr Pariser bekümmert Euch nicht um das Ausland . . .

So gerne möchte ich wissen, wo Dich Dein guter Genius hingeführt. Ich selbst bin in meinen Kompositionen heiterer, weicher, melodischer geworden. Du wirst es wohl schon in den „Kinderszenen" gefunden haben. Dies sind aber nur Bagatellen, und ich habe mich in weit größeren Formen noch geübt.

Du irrst, wenn Du glaubst, ich schätze Dein Bild nicht; es steht vor mir auf meinem Schreibtisch. Gern möchte ich Dir das meinige schicken. Schreibe mir nur, auf welche Weise!

Lieber Stamaty, ich habe ein treffliches Weib. Dies Glück geht über alles. Könntest Du uns doch einmal in unserer freundlichen Künstlerwohnung belauschen. Nimm Dir auch bald ein braves Weib! — . . .

102.

An C. Koßmaly[89]) in Detmold

Leipzig, den 9. Mai 1841.

Sie haben noch einiges von der Redaktion zu fordern, was ich gleich beilege. Ich wünschte mehr tun zu können als meine Schuldigkeit. Aber Sie wissen, daß ich jetzt einen Hausstand habe, und daß die Verhältnisse andere geworden. Gewiß keine schlimmeren — da Sie so teilnehmend danach fragen. Folgen Sie mir bald nach und suchen sich eine so treffliche Frau, als ich habe. Die Zeit, daß Sie nichts von mir gehört, ist in Glück und Arbeit verflossen.

Ich wünschte, daß Sie meine Sinfonie [in B-dur] kennten. Wie die mir Freude gemacht bei der Aufführung — und auch anderen; denn sie ist mit einer Teilnahme aufgenommen worden, wie, glaub' ich, keine neuere Sinfonie seit Beethoven. Ich habe nun schon allerhand andere Orchesterpläne, und schon auch vieles wieder fertig, was ich zum nächsten Winter aufführen lassen will. Die Sinfonie erscheint übrigens bis zum Winter, und dann haben Sie vielleicht Gelegenheit, sie zu hören und mir ein Wort darüber zu sagen.

In Ihrem Aufsatz über das Lied hatte es mich ein wenig betrübt, daß Sie mich in die zweite Klasse setzten. Ich verlangte nicht nach der ersten; aber auf einen eigenen Platz glaub' ich Anspruch zu haben, und am allerwenigsten gern sehe ich mich Reißiger, Curschmann rc. beigesellt. Ich weiß, daß mein Streben, meine Mittel über die Genannten bei weitem hinausgehen, und ich hoffe, Sie selbst sagen sich das und nennen mich deshalb nicht etwa eitel, was weit von mir abliegt. Offen und aufrichtig schreibe ich das; möchten Sie es so aufnehmen und sonst auch meine Worte nur als zu Ihnen, zu dem ich mich hingezogen fühle, gesprochen betrachten . . .

103.

Leipzig, den 1. Sept. 1842.

... Was Sie über mich urteilen, wünsche ich, daß es sich in der Folge, wo ich noch mehr zu leisten denke, bestätigen möge. Am zurückgelegten Weg freut mich manches; es ist aber nichts gegen die Aussichten, die ich sich mir in einzelnen schönen Stunden in der Ferne eröffnen sehe. Wissen Sie mein Morgen- und abendliches Künstlergebet? Deutsche Oper heißt es. Da ist zu wirken. Aber auch die Sinfonie soll nicht vergessen werden ...

104.

An H. C. Andersen[90]) in Kopenhagen

Leipzig, den 1. Oktober 1842.

Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich so sehr erfreuten, so lange die Antwort schuldig geblieben bin? Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erscheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen eigentlich nur etwas zurückgebe, das ich erst von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Musik zu Ihren Gedichten freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik einen immer fremdartigeren Charakter an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersens Gedichte muß man anders komponieren als: „Blühe, liebes Veilchen" 2c. ...

Meine Frau hat mir so viel von Ihnen erzählt, und ich habe mir alles so haarklein berichten lassen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus Ihrem „Improvisator", aus Ihren „Mondscheingeschichten" und aus Ihrem köstlichen „Geiger", dem köstlichsten, den ich außer ... [?] von Immermann in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich doch auch eine vollständige Übersetzung Ihrer kleineren Gedichte. Es findet sich gewiß noch manche

Perle für den Musiker. Erhalte Sie der Himmel noch lange Ihren Freunden und Verehrern, und erlauben Sie, daß ich mich diesen beizählen darf.

105.

An L. Spohr[91])

Leipzig, den 23. Nov. 1842.

Mit großem Bedauern hörten wir Ihren und Ihrer Frau Gemahlin gütigen Besuch im vergangenen Sommer. Wir suchten Sie noch an demselben Tage überall auf, bis wir denn den andern Morgen Ihre schnelle Abreise erfuhren. Meine Frau hatte vor, Ihnen Ihr erstes Trio hören zu lassen, auch ich hätte Ihnen gern dies und jenes vorlegen mögen. Dies soll denn vielleicht nur aufgehoben sein bis zum nächsten Sommer, wo Sie Ihre Verehrer hier einmal mit einem recht langen Besuch erfreuen wollen.

Noch ehe mir unser verehrter Md. Hauptmann von Ihrem Wunsch, meine Sinfonie zu erhalten, sagte, war es längst mein Vorsatz gewesen, sie Ihnen zu senden, um Ihr gütiges Urteil darüber zu erbitten. Mein Streben ist Ihnen bis jetzt nur aus kleineren Stücken bekannt worden — möchte Ihnen denn der größere Versuch einiges Interesse, einige Freude gewähren. Ich schrieb die Sinfonie zu Ende Winters 1841, wenn ich es sagen darf, in jenem Frühlingsdrang, der den Menschen wohl bis in das höchste Alter hinauf und in jedem Jahre von neuem überfällt. Schildern, malen wollte ich nicht; daß aber eben die Zeit, in der die Sinfonie entstand, auf ihre Gestaltung, und daß sie gerade so geworden, wie sie ist, eingewirkt hat, glaube ich wohl. Leicht werden Sie die Sinfonie nicht finden, doch auch nicht allzu schwer. Auf einige Stellen, die überall, wo ich sie hörte, Schwierigkeiten machten, erlaube ich mir noch hinzudeuten . . .

Möchte sich die Mühe, die Sie meinem Werke schenken, nur auch in etwas lohnen durch die Musik; meines Dankes brauch' ich Sie wohl kaum zu versichern. Vergleiche ich nun freilich Ihre letzte Sinfonie [„Irdisches und Göttliches im Menschenleben“], die ich noch gestern mit wahrer Erhebung gelesen, mit andern, so sehe ich gar wohl, wie

viel noch zu tun übrig bleibt. Aber es steht dem Meister so wohl, wenn er, außer daß er selbst Schönes schafft, auch junge Bestrebungen in seinen Schutz nimmt, und daß mich dies gerade von dem, den ich unter den Lebenden am höchsten verehre, erfreut hat, mag ich diesem Briefe gern anvertrauen.

106.

An C. Koßmaly

Leipzig, den 5. Mai 1843.

Es wird wenig aus diesem Briefe werden; vor meinem Hause bläst und heult eine Meß-Musikbande, im Hause selbst ist viel Unruhe — morgen soll getauft werden (unser zweites Mädchen)[92]) — und doch muß ich Ihnen einmal schreiben, da Sie immer so freundlich an mich denken. Dank für Ihre schönen Lieder; was ich darüber denke, verschweige ich, bis ich's in der Zeitung tu', was ehestens geschehen soll. Ließen Sie nur mehr drucken und kämen ganz nach Leipzig. Über die neue Theaterveränderung weiß man noch gar nichts Bestimmtes. Ein Dr. Schmidt soll es übernommen haben; ich kenne ihn etwas und werde seinerzeit gewiß von Ihnen sprechen.

Sonst war die Zeit, in der wir uns nicht sahen, eine recht ergiebige. Können Sie sich meine drei Quartette, die erschienen sind, nicht einmal in Detmold vorspielen lassen? Das wünschte ich sehr. Dann erscheint bald ein Quintett für Pianoforte ꝛc. und ein Quartett desgl., und manches andere. Im Augenblicke bin ich in einer großen Arbeit, der größten, die ich bis jetzt unternommen — es ist keine Oper — ich glaube beinahe ein neues Genre für den Konzertsaal [Paradies und Peri] — daran will ich denn meinen ganzen Fleiß setzen und hoffe, noch im Laufe des Jahres damit fertig zu werden.

Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Paket älterer Kompositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet in ihnen ist, leicht entdecken. Es sind meistens Wiederspiegelungen meines wildbewegten früheren Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen ge-

lernt habe. Wieviele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Noten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird das herausfinden.

Von den Klavierkompositionen, die ich für meine besten halte, konnte ich leider kein Exemplar auftreiben; es sind das, wie ich glaube: die Kreisleriana, 6 [8] Phantasiestücke, 4 Hefte Novelletten und ein Heft Romanzen. Gerade diese vier sind die letzten Klavierkompositionen, die ich geschrieben (im Jahr 1838). Doch auch die früheren werden Ihnen ein Bild meines Charakters, meines Strebens geben; ja, gerade in den Versuchen liegen oft die meisten Keime der Zukunft. Drum nehmen Sie sie wohlwollend auf mit ihren Mängeln, ich kann nichts weiter darüber sagen. Diese Sachen sind alle nur wenig bekannt worden, aus natürlichen Gründen: 1. aus inneren der Schwierigkeit in Form und Gehalt; 2. weil ich kein Virtuos bin, der sie öffentlich vortragen könnte; 3. weil ich Redakteur meiner Zeitschrift, in der ich sie nicht erwähnen könnte; 4. weil Fink Redakteur der andern, der sie nicht erwähnen wollte. Es ist aber manches anders geworden. Das Publikum nimmt, wie ich höre, jetzt größeren Anteil an meinen Sachen — auch den älteren — die Kinderszenen und Phantasiestücke, die ich Ihnen leider nicht mitteilen kann, haben sogar ein größeres gefunden. Auch darin hat sich die Zeit verändert: sonst galt es mir gleich, ob man sich um mich bekümmere oder nicht — hat man Frau und Kinder, so wird das ganz anders — man muß ja an die Zukunft denken, man will auch die Früchte seiner Arbeit sehen, nicht die künstlerischen, sondern die prosaischen, die zum Leben gehören, und diese bringt und vermehrt nur der größere Ruf.

Nennen Sie es also nicht Eitelkeit, wenn ich Ihnen diese älteren Stücke jetzt, nachdem ich ihnen schon längst entwachsen bin, noch zuschicke, und Ihr freundliches Anerbieten, ein Wort darüber irgendwo zu sagen, dankbar annehme. Ich habe die Künstler verachtet immer, [die], wenn der Wisch noch naß aus der Druckerei kommt, ihn auch schon auf die Post befördern an die verschiedenen Redaktionen. Doch, was mach' ich für Worte? Sie kennen mich ja und verstehen mich.

Stoff zu Betrachtungen — glaub' ich — geben meine Arbeiten

manchen — und wird es Ihnen leicht werden, darüber ein paar Spalten zusammenzubringen. Da die meisten Sachen bei Härtels erschienen, so würden es diese gewiß sehr gern sehen, wenn in ihrer Zeitung darüber noch gesprochen würde . . . Die Form des Aufsatzes scheint mir passender die eines selbständigen [Aufsatzes] als die gewöhnliche Rezensionsweise zu sein . . .

Hier haben Sie meine Bekenntnisse. Daß Bach und Jean Paul den größten Einfluß auf mich geübt in früheren Zeiten, finden Sie wohl ohne meine Anmerkung heraus. Jetzt bin ich wohl selbständiger geworden . . .

107.

An Johannes Verhulst[93]) im Haag

Leipzig, den 19. Juni 1843.

Endlich, mein lieber Verhulst. Hundert und mehrmal habe ich Deiner gedacht; aber Du weißt, der Musiker schreibt lieber Noten als Buchstaben, und ich habe in den drei vorigen Monaten viel Musik gemacht. Doch davon nachher.

Nimm zuvor meinen Dank für Deinen herzlichen Brief, der mir Dich wie Dein Bild so deutlich vergegenwärtigt. Du denkst gut und freundlich von mir, und dies erfreut ja immer, wenn man sich eines ernsten Strebens bewußt. Auch meine Gesinnungen gegen Dich kennst Du, und so hoffe ich, es wird noch lange so zwischen uns bleiben. Daß man Dich in Deinem Vaterlande ehren und auszeichnen würde, war vorauszusehen; ich wünsche Dir Glück zum Orden; möge unter dem Löwen ein ewig frisches Künstlerherz Dir schlagen — dies ist die Hauptsache. Du bist noch jung, so gescheit, so gutgesinnt, und wirst noch manches erreichen. Auf Dein neues Quartett freue ich mich; sieh zu, daß wir es bald einmal auf der Inselstraße[94]) zu hören bekommen. Schreibe mir bald einmal von Deinen Plänen, und ob Du glaubst, bald wieder nach Leipzig zu kommen. Wie oft habe ich Dich vermißt — bei Poppe — auf meinen Spaziergängen. Es ging doch niemand so leicht in meine Gedanken und Urteile ein als Du. So sitze ich denn jetzt oft stundenlang schwei-

gend an jenen Abenden, ohne mich so mitteilen zu können, wie ich's gegen Dich tat. In [Th.] Kirchner[95]) allein find' ich eine warme Musikseele — der ist nun aber zu jung noch, dem man nicht so viel sagen darf als einem älteren; es würde ihm mehr schaden als nützen.

Daß wir im Winter viel musiziert, oft auch von meinen neuen Sachen gespielt, ist Dir schon geschrieben worden. An meinem Quintett und Quartett wird Dir manches zusagen; es ist ein recht reges Leben darin. Das Trio [A-moll] habe ich noch nicht gehört; es ist ganz anders, ganz leiser Natur; wir wollen's in diesen Tagen probieren, wenn Rietz[96]) zurückkommt, der Violoncell spielt und ein ganz vortrefflicher Mensch und Musiker überhaupt ist. Die Variationen für zwei Klaviere rc. hörte ich erst einmal; es ging aber nicht besonders. So etwas will einstudiert sein; der Ton darin ist sehr elegisch, ich glaube, ich war melancholisch etwas, als ich sie komponierte.

Nun aber die Hauptsache — ich habe mein „Paradies und die Peri" am vorigen Freitag fertiggebracht, meine größeste Arbeit, und ich hoffe, auch meine beste. Mit dankerfülltem Herzen gegen den Himmel, der meine Kräfte so wach erhielt, während ich's schrieb, schrieb ich das Fine hinter die Partitur. Es ist ein groß Stück Arbeit, so ein Werk, und man lernt dann erst recht begreifen, was es heißt, mehr solche Sachen komponieren — etwa wie Mozart acht Opern in so kurzer Zeit. Die Geschichte der Peri hab' ich Dir wohl schon erzählt; wo nicht, so suche sie Dir zu verschaffen; sie steht in Thomas Moores Lalla Rookh und ist wie für Musik geschrieben. Die Idee des Ganzen ist so dichterisch, so rein, daß es mich ganz begeisterte. Das Ganze wird gerade einen Abend ausfüllen, und ich denke und hoffe zu Gott, es im nächsten Winter in einem eigenen Konzerte aufzuführen, vielleicht auch selbst zu dirigieren — und da mußt Du jedenfalls hier sein. So denke ich denn, ich habe Deinen Beifall meines Fleißes mir aufs neue errungen, und Du blickst mir darauf noch einmal so fröhlich in die Augen.

Viel hätte ich Dir noch zu schreiben; aber alles faßt unmöglich ein Brief zusammen. In meinem Hause geht es gut und gesund.

Meine Klara hat mir am 25. April wieder ein Mädchen geschenkt und befand sich immer ganz gut; sie grüßt Dich freundlich. Unsere erste Kleine macht uns täglich mehr Freude und nimmt immer zu an Verstand und Körper. Es hat auch eine Aussöhnung zwischen Kl[ara] und dem alten W[ieck] stattgefunden, was mir Klaras wegen lieb ist. Auch mit mir suchte er wieder anzuknüpfen. Der Mann hat aber kein Gefühl, sonst würde er so etwas gar nicht wagen. Du siehst aber, der Himmel klärt sich allmählich auf, und mir ist's um Klaras halber lieb.[97])

Mendelssohn sprech' ich manchmal oft, manchmal selten; er ist fleißig, ich auch — und so vergehen oft Wochen, daß wir uns nicht sprechen. Das Konservatorium beschäftigt uns jetzt alle; dies wird, denke ich, von bedeutenden Folgen für die musikalische Bildung von Deutschlands Zukunft sein. Kirchner hat sich auch als Zögling aufnehmen lassen. Er ist jedenfalls das bedeutendste produktive Talent von allen . . .

108.

An Dr. E. Krüger[98])

[Ohne Datum. Leipzig, Oktober 1844.]

Viel bin ich Ihnen schuldig, und der Gedanke daran hat mich oft gequält. Aber Sie wissen vielleicht gar nicht, wie sehr krank ich war an einem allgemeinen Nervenleiden, das mich schon seit einem Vierteljahre heimgesucht, so daß mir vom Arzte jede Anstrengung, und wär's nur im Geist, untersagt war. Jetzt geht es mir etwas besser; das Leben hat wieder Schimmer; Hoffnung und Vertrauen kehren allmählich wieder. Ich glaube, ich hatte zu viel musiziert, zuletzt mich noch viel mit meiner Musik zum Goetheschen Faust beschäftigt — zuletzt versagten Geist und Körper den Dienst . . . Musik konnte ich in der vergangenen Zeit gar nicht hören, es schnitt mir wie mit Messern in die Nerven . . .

Fünf Wochen später aus Dresden. Noch immer bin ich sehr leidend und oft ganz mutlos. Arbeiten darf ich gar nicht, nur ruhen und spazieren gehen — und auch zum letzten versagen mir

häufig die Kräfte. Holder Frühling, vielleicht bringst du sie wieder! ... Wir haben uns für diesen Winter nach Dresden übergesiedelt. Der Arzt riet dazu — und dann, seitdem Mendelssohn von Leipzig weg ist, will es uns musikalisch nicht mehr behagen. Doch bleibt Leipzig für Musik noch immer die bedeutendste Stadt, und ich würde jedem jungen Talente raten, dahin zu gehen, wo man so viel und so viel gute Musik hört ...

Der Faust beschäftigt mich noch sehr. Was meinen Sie zu der Idee, den ganzen Stoff als Oratorium zu behandeln? Ist sie nicht kühn und schön? Nur denken darf ich jetzt daran.

109.

An Mendelssohn in Leipzig

[Ohne Datum. Ende September 1845.]

An mir war's, Ihnen zu schreiben — zu danken für die Liebe Ihres Besuchs, für manches Ihrer Worte. Aber es strengt mich alles Schreiben doch noch sehr an, und darum verzeihen Sie! Etwas besser geht mir's schon; Hofrat Carus hat mir Frühmorgen-Spaziergänge angeraten, die mir denn auch sehr gut bekommen; doch langt es überall noch nicht zu und es juckt und zuckt mich täglich an hundert verschiedenen Stellen. Ein geheimnisvolles Leiden — wenn es der Arzt anpacken will, scheint es zu entfliehen. Doch werden wohl auch bessere Zeiten wiederkommen, und blick' ich auf Frau und Kinder, so hab' ich ja Freude genug.

Zum ersten Konzert denkt nun meine Frau sicher in Leipzig zu sein und darin zu spielen. Wir haben uns aber für das Konzert von Henselt entschieden, da wir später ein eigenes einmal zu geben Lust haben, wo sie dann meines spielen wird. Sodann trägt mir meine Frau auf, zu sagen, daß sie nur dies eine Stück spielen möchte. Das Konzert ist so schwer wie zwei, sehr angreifend, kurz, sie traut es sich nicht zu, mehr als das eine zu spielen. Wollen Sie so gut sein, dies der Direktion zu sagen? — Eine Vorprobe ist nun nicht nötig, und wir würden dann vor Freitag nicht in

Leipzig sein. Ein Wort, wann die Probe ist, lassen Sie uns wohl noch wissen? —

In mir paukt und trompetet es seit einigen Tagen sehr (Trombe in C); ich weiß nicht, was daraus werden wird.[99])

110.

Dresden, den 22. Oktober 1845. Mittwoch früh.

Bester Mendelssohn!

Jetzt mögen Sie wohl mitten in meiner Sinfonie sein! Erinnern Sie sich noch der ersten Probe im Jahre 1841 — und der gestopften Trompeten und Hörner zu Anfang? Wie ein wahrer Schnupfen klang's; ich muß lachen, wenn ich daran denke. Und nun lassen Sie sich danken, daß Sie wieder an mein Stück gedacht, sich wieder Mühe damit geben. Mit inniger Freude gedenke ich jenes ersten Abends der Aufführung, wie prächtig ging sie, wie ich es nie wieder gehört. Vielleicht könnte ich es morgen. Aber dazu fehlt mir doch der Unternehmungsgeist; ich will leider immer noch nicht zu meiner ganzen Kraft wieder kommen, jede Störung meiner einfachen Lebensordnung bringt mich noch außer Fassung und in einen krankhaften, gereizten Zustand. Darum blieb ich auch lieber zu Hause, als meine Frau bei Ihnen war, zu meiner Betrübnis. Wo Lust und Freude ist, da muß ich noch fern stehen. Da heißt's denn immer: Hoffe, hoffe — und ich will's.

Mit wahrer Freude hat mir Klara erzählt, wie lieb und gut Sie gegen sie gewesen, Sie wissen ja — sie ist eine alte Verehrerin von Ihnen und glücklich über jedes Beifallszeichen von Ihrer Seite. Dann ist's wohl wahr, sie verdient auch alle Liebe zur Aufmunterung als immer fleißige, immer fortstrebende Künstlerin, und dann als Frau überhaupt — ein Geschenk von oben ist sie. Also ganz beglückt kam sie von Leipzig zurück, und Sie waren der Hauptgrund dazu, wie sie es gar nicht verhehlt. Noch zuletzt haben wir uns in Ihre Orgelsonaten versenkt — leider nur am Klavier; aber wir hätten es doch ohne Titel herausbekommen, daß sie von Ihnen waren. Und dabei doch überall das Vorwärtsstreben, weshalb Sie mir immer als Vorbild dastehen. Die echt poetischen, neuen Formen wieder, wie

sie sich in jeder Sonate zum vollkommenen Bild runden! Wenn ich mir bei Bach immer nur ihn selber an der Orgel spielend vorstelle, so denke ich bei Ihnen mehr an eine tastende Cäcilia — und wie schön, daß das grade der Name Ihrer Frau ist. Vor allem haben mir Nr. 5 und 6 bedeutend geschienen; es ist doch wahr, lieber Mendelssohn — so reine Harmonien, so immer reiner und verklärter schreibt niemand weiter. Habe ich Sie wieder einmal gelobt? Durfte ich? Freilich, was versteht die Welt (inkl. viele ihrer Musiker) von reiner Harmonie? Da hat Wagner wieder eine Oper fertig [Tannhäuser] — gewiß ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle und keck über die Maßen — die Aristokratie schwärmt noch vom Rienzi her — aber er kann wahrhaftig nicht vier Takte schön, kaum gut hintereinander wegschreiben und denken. Eben an der reinen Harmonie, an der vierstimmigen Choralgeschicklichkeit — da fehlt es ihnen allen. Was kann da für die Dauer herauskommen! Und nun liegt die ganze Partitur schön gedruckt vor uns — und die Quinten und Oktaven dazu — und ändern und radieren möchte er nun gern — zu spät! — Nun genug! Die Musik ist um kein Haar besser als Rienzi, eher matter, forcierter! Sagt man aber so etwas, so heißt es gar, „ach, der Neid“, darum sag' ich es nur Ihnen, da ich weiß, daß Sie es längst wissen . . .

(Aus einem Brief vom 12. November.)

Über Tannhäuser vielleicht bald mündlich; ich muß manches zurücknehmen, was ich Ihnen nach dem Lesen der Partitur darüber schrieb; von der Bühne stellt sich alles ganz anders dar. Ich bin von vielem ganz ergriffen gewesen. (Vergleiche ferner Brief 126).

111.

An Ludwig Meinardus,[100]) Gymnasiast in Jever

Dresden, den 3. September 1846.

Mein werter junger Freund

Sie müssen mich für unfreundlich halten, daß ich Sie so lang mit einer Antwort warten ließ. Aber im Seebad [Norderney] war mir

jede Anstrengung untersagt und untersagte sich auch selbst — schon seit lange bin ich leidend, daß ich oft kaum einen Brief hintereinander fertig schreiben kann. Damit entschuldigen Sie das lange Ausbleiben der Antwort auf Ihre lieben Zeilen, die mir so wohltuend in die Einförmigkeit des Badelebens hineinklangen. Viel habe ich mich mit Ihnen beschäftigt, vieles in Ihrem Briefe wiederholt gelesen, des jugendlichen Mutes mich gefreut, der sich darin ausspricht, wie mancher hellen und praktischen Ansichten darin. — Alles in allem erwogen, möchte ich Ihnen dennoch einiges zu bedenken geben, ehe Sie sich entschließen. — War ich doch in einer ähnlichen Lage wie Sie, hatte ich es doch auch mit einer sorglichen Mutter zu tun und kleinstädtische Vorurteile zu bekämpfen. Dem großen Drange aber kamen ziemlich günstige äußere Verhältnisse zu Hilfe; es kam, wie es kommen mußte — ich ward Musiker — meine Mutter war glücklich, mich glücklich zu wissen. Aber ohne jene äußeren günstigen Verhältnisse — wer weiß, was aus mir geworden, und ob ich nicht dem Schicksal erlegen, dem mittellose Talente so oft zum Raube werden. Wie wehe es mir tut, Sie gerade auf die Stelle Ihres Briefes aufmerksam machen zu müssen, wo Sie mir von Ihren Verhältnissen so offen und vertrauensvoll schreiben, kann ich Ihnen nicht sagen. Sie hielten, mir dies mitzuteilen, selbst für wichtig genug, und das ist es auch. — Die lange Strecke bis zur Zeit, wo sich Ihnen eine sorgenlose Stellung vielleicht bietet, hätten Sie Mut, sie zurück[zu]legen? — die tausend Entbehrungen, oft Demütigungen zu ertragen, ohne Aufopferung Ihrer Jugend-, Ihrer Schöpferkraft? — Dabei scheint mir, sind Sie im Urteile weit Ihrem Können vorausgeeilt — Sie hätten viel, sehr viel nachzuholen, vieles, was junge Musiker Ihres Alters längst hinter sich haben und — eine strenge Schule stünde Ihnen jedenfalls noch bevor. Daß Sie dann Tüchtiges, vielleicht Bedeutendes leisten als Komponist, ich glaub' es nach dem Talente, das mir Ihre Kompositionen verraten. Aber aus der Zukunft tönt keine Stimme bis zu uns — verbürgen läßt sich nichts.

So meine ich denn, lieben Sie die Kunst, wie Sie immer getan, üben sich fort und fort und schaffen aus Ihrem Innern, wie viel

Sie vermögen, halten Sie fest an großen Mustern und Meistern, vor allen an Bach, Mozart, Beethoven — und schenken Sie auch der Gegenwart immer freundliche Beachtung. — Aber nur nach der strengsten Selbstprüfung ergreifen Sie den anderen Lebensplan, zu dem Sie Ihr Herz zieht — und finden Sie sich nicht stark genug, seinen Mühen und Gefahren Trotz zu bieten, so suchen Sie nach dem sicheren Boden, den Sie sich ja immerhin ausschmücken können mit den Gebilden Ihrer Phantasie und denen der geliebtesten Künstler. Daß Sie mir auch dann ein freundliches Andenken bewahren, soll mich freuen, wie mich schon Ihr ganzer Brief erfreut hat. Teilen Sie mir öfter von Ihren Arbeiten mit, und zunächst schreiben Sie mir von Ihrem nächsten Entschlusse und ob Sie einigem in meinem Briefe zustimmen.

112.

An Friedrich Hebbel in Wien

Dresden, den 14. Mai 1847.

Hochgeehrter Herr.

Entschuldigen Sie die Freiheit, die sich ein Ihnen vielleicht gänzlich Unbekannter nimmt, Sie mit einer Bitte bekanntzumachen, deren Erfüllung einzig in Ihren Händen liegt und dem Bittsteller freilich eine große Freude sein würde.

Nach dem Lesen Ihrer Genoveva (ich bin Musiker) beschäftigte mich wie die Dichtung selbst, so auch der Gedanke, welch herrlicher Stoff sie für die Musik sei. Je öfter ich Ihre Tragödie las, die ihresgleichen sucht — lassen Sie mich darüber nichts weiter sagen —, je musikalisch-lebendiger gestaltete sich die Poesie in mir. Endlich beriet ich mich mit einem hier lebenden poetisch begabten Mann [Robert Reinick], und von der außerordentlichen Schönheit der Dichtung ergriffen, ging er schnell auf meinen Wunsch ein, sie mir zu einem Operngedicht nach besten Kräften umbilden zu wollen.

Zwei Akte liegen jetzt vor mir, die beiden letzten erhalte ich in diesen Tagen. Aber so viel guten Willen der Bearbeiter zeigte, so behagte mir doch das wenigste; vor allem, es fehlte überall an

Kraft — und der gewöhnliche Operntextstil ist mir nun einmal zuwider; ich weiß zu solchen Tiraden keine Musik zu finden und mag sie nicht.

Endlich, in einiger Desperation über das Gelingen, fuhr es mir durch den Sinn, ob nicht der gerade Weg der beste, ob ich mich nicht an den rechten Poeten selbst wenden, ihn selbst um seinen Beistand angehen dürfte. Aber mißverstehen Sie mich nicht, verehrter Herr! Nicht als ob ich Ihnen zumutete, Sie möchten, was sie einmal im Tiefsten und Innersten erschaut und in Meisterschaft hingestellt, nun noch einmal opernhaft nachdichten — sondern daß Sie sich das Ganze ansähen, Ihr Urteil mir sagten und nur hier und da Ihre kräftigende Hand anlegten, — dies wäre meine herzliche Bitte.

Tu' ich sie vergebens? Ist es nicht das eigene Kind, das um Ihren Schutz bittet! Und tritt es dann musikalisch angetan später vor Ihre Augen, so gern wünscht' ich, daß Sie sagten: „Auch so liebe ich dich noch." Einstweilen las ich auch Judith — so steht es doch noch nicht so schlimm um die Welt! Wo solche Genoveva- und Judith-Dichter noch leben, da sind wir noch lange nicht am Ende. Eine Antwort von Ihnen, wenn Sie mich damit beehren wollten, trifft mich hier. Bringt sie ein Ja, will ich es Ihnen danken, wie ich kann; wo nicht, so zählen Sie mich doch jedenfalls zu Ihren aufrichtigsten Verehrern und geben mir Gelegenheit, es zu betätigen . . .

Noch fällt mir ein — auch das Leibliche hat sein Recht. Widmen Sie der Arbeit Ihre Aufmerksamkeit, so versäumen Sie anderes. Es versteht sich, daß wir auch dieses besprechen.

113.

An F. Brendel[101])

Dresden, den 8. August 1847.

Geehrter Freund.

Meinen besten Glückwunsch, daß, gewiß nach mancher Mühe und Sorge, die von Ihnen angeregte Idee ins Leben treten soll! Vielleicht höre auch ich ein Stündchen zu — doch davon zum Schluß.

Heute früh dachte ich nun über meine Anträge etwas schärfer nach — da brachte mich nur die Art der Form, in der sie auszusprechen, in Verlegenheit. Hätte ich Zeit, sie förmlich auszuarbeiten in besonderen Aufsätzen, so wäre das freilich das Beste. Aber das will Zeit, sogar viel Zeit, zumal ich etwas aus dem Buchstabenwesen heraus bin. So halte ich denn für das Ersprießlichste, ich teile Ihnen in Kürze meine Gedanken mit, und Sie nehmen sich daraus, was Sie für den Zweck der öffentlichen Besprechung für gut befinden, wobei Sie nun meinen Namen nennen mögen oder nicht, ganz wie Sie es wollen.

Also möchte ich, daß sich aus der Mitte der Tonkünstlerversammlung eine Sektion bilde zur Wahrung klassischer Werke gegen moderne Bearbeitung.

Dieser Sektion würde die Pflicht obliegen, von allem dahin Einschlagenden, also von allen neuen Ausgaben älterer bedeutender Werke sich Notiz zu verschaffen, zu prüfen, inwieweit die Herausgabe das Original unangetastet gelassen oder wo sie es ungehöriger Weise verändert, endlich in einer hoffentlich im nächsten Jahre sich wiederholenden allgemeinen Versammlung über das Ergebnis der Wirksamkeit der Sektion Bericht zu erstatten.

Sodann möchte ich einen Antrag stellen auf Gründung einer Sektion

zur Ausfindigmachung verdorbener Stellen in klassischen Werken,

in dem Sinn, wie ich schon früher in dem Aufsatz „über einige mutmaßlich korrumpierte Stellen in Bachschen, Mozartschen und Beethovenschen Werken" es angeregt habe. (N. Ztschr. f. M., Bd. 15, S. 149.) [Ges. Schriften II, 344.]

Dieser Sektion müßte, wie der vorher genannten, es gleichfalls obliegen, alles hierher passende ausfindig zu machen und zu sammeln und in der nächsten Versammlung zur Sprache zu bringen. Das gäbe interessante, durch und durch praktisch eingreifende Debatten.

Daß bei dieser Gelegenheit vielleicht des Mozartschen Requiems, über das noch immer die verkehrtesten Vorstellungen herrschen

und das nicht allein korrumpiert, sondern bis auf einige Nummern ganz unecht ist, gedacht würde, wäre ein großes Verdienst der sich einer genaueren Untersuchung unterziehenden Sektion.

Sodann wünschte ich zur Sprache gebracht das französische Titelwesen, desgleichen den Mißbrauch italienischer Vortragsbezeichnung in Kompositionen deutscher Tonsetzer, und würde Sie bitten, einen Antrag zu stellen auf Abschaffung aller Titel in französischer Sprache, wie auf Ausmerzung solcher italienischer Vortragsbezeichnungen, die sich ebensogut, wo nicht besser in deutscher Sprache ausdrücken lassen.

Endlich richte die Versammlung ihr Augenmerk auch darauf, auf welche Weise künftige, hoffentlich alljährlich wiederkehrende Versammlungen so einzurichten seien,

daß durch sie auch für Aufmunterung namentlich jüngerer Tonsetzer etwas genützt werde,

geschehe dies nun durch eine öffentliche Aufforderung einer dazu sich konstituierenden Sektion, Manuskriptkompositionen irgend einer bedeutenderen Kunstgattung (also größere Kirchenstücke, Sinfonien, Quartette für Streichmusik) an die Sektion einzusenden, aus denen die besten gewählt und in der nächsten allgemeinen Versammlung zu öffentlicher Aufführung kommen, — oder auf die sonst übliche Weise einer Preisausschreibung oder sonstwie.

Dies, lieber Freund, sind meine Anträge; bringen Sie sie nun zur Sprache und machen Sie sie zu Ihren eigenen Motiven oder sonst daraus, was Sie wollen. Ich fühle, wie schwer sich schriftlich aussprechen läßt, was die eindringliche Rede weit schneller vermag.

Nun noch die Bitte, daß Sie, wenn Sie nicht zu sehr beschäftigt sind, mir mit nur ein paar Worten schreiben möchten, was an den beiden Tagen, den 13. und 14., alles und in welcher Folge es vorgenommen, wie, mit einem Wort, die Zeit verwendet werden soll, und dann auch, ob Sonntag etwas stattfindet. Vielleicht komme ich noch zum Sonnabend oder Sonntag.

Gewundert hat es mich, daß Sie schon einen Vorsitzenden ge-

wählt haben, was meiner Meinung nach von der allgemeinen Versammlung hätte geschehen sollen. Doch kann ich mich darin vielleicht irren.

114.

An den Musikdirektor D. G. Otten[102]) in Hamburg

Dresden, den 2. April 1849.

Geehrter Herr.

Sie müssen Schlimmes von mir denken, daß ich auf Ihren freundlichen Brief [über die C-dur-Sinfonie] die Antwort so lange schuldig blieb. Aber oft hab' ich Ihrer wie Ihrer Zeilen gedacht und danke Ihnen dafür, und will nur weiter keine andere Entschuldigung sagen, als die alte von der Schreibfaulheit der Musiker, die wir es nun einmal mit Noten am liebsten zu tun haben.

Die Sinfonie schrieb ich im Dezember 1845, noch halb krank; mir ist's, als müßte man ihr dies anhören. Erst im letzten Satz fing ich an, mich wieder zu fühlen; wirklich wurde ich auch nach Beendigung des ganzen Werkes wieder wohler. Sonst aber, wie gesagt, erinnert sie mich an eine dunkle Zeit. Daß trotzdem auch solche Schmerzensklänge Interesse wecken können, zeigt mir Ihre Teilnahme. Alles, was Sie darüber sagen, zeigt mir, wie genau Sie die Musik kennen, und daß Ihnen auch mein melancholischer Fagott im Adagio, den ich allerdings mit besonderer Vorliebe an jener Stelle hingeschrieben, nicht entgangen ist, hat mir am meisten Freude gemacht.

Von Ihrem regen Wirken für die gute Musik, namentlich durch Ihren Konzertverein, habe ich schon längst Kunde. Etwas Tüchtiges wird ja auch ohne Zeitungsartikel bekannt — das tragen schon gute unsichtbare Geister durch die Lüfte. Auch ich habe seit etwa Jahresfrist viel Freude an einem solchen Verein. Da erhole ich mich an Palestrina und Bach und andern Sachen, die man sonst nicht zu hören bekömmt.

Kennen Sie die Bachsche Johannispassion, die sogenannte kleine? Gewiß! Aber finden Sie sie nicht um vieles kühner, gewaltiger, poetischer als die nach dem Evangelium Matthäus? Mir

scheint die letztere um 5—6 Jahre früher geschrieben, nicht frei von Breiten, und dann überhaupt über das Maß lang — die andere dagegen wie gedrängt, wie durchaus genial, namentlich in den Chören, und von welcher Kunst![103]) — Käme doch über solche Sachen die Welt ins klare! Aber davon schreibt niemand, nur die musikalischen Zeitungen nehmen vielleicht manchmal einen Anlauf, lassen aber wieder nach, eben weil es denen, die da schreiben, an der rechten Kenntnis, an der rechten Überzeugung fehlt. So geht's, so wird's immer bleiben. Aber den einzeln verstreuten wahren Kunstmenschen muß ja auch etwas aufbewahrt bleiben. So ist's mit Palestrina, Bach, mit den letzten Beethovenschen Quartetten ꝛc.

So ruf' ich Ihnen denn den freundlichen Gruß zu: „Vereint vorwärts", d. h. wir wollen nicht nachlassen, das, was wir für gut und echt erkannt, nach Kräften zur Geltung zu bringen. Das trägt den Lohn in sich.

115.

An Fr. Liszt in Weimar

Bad Kreischa bei Dresden, den 31. Mai 1849.

Verehrter Freund.

Herrn Reineckes[104]) Erscheinen in Dresden war ein so flüchtiges — die Revolution zerstob uns nämlich nach allen Winden, nachdem wir uns nur einmal gesprochen, — daß ich ihm wegen Ihrer Anfrage nach der Szene aus Faust keine bestimmte Antwort geben konnte. — Das Stück ist mir nämlich für den Aufwand, den es verlangt, zu kurz, und ich dachte immer noch einiges andere aus Faust dazu zu komponieren — bis jetzt kam es noch nicht dazu, doch hoffe ich noch immer. Wie das Stück jetzt dasteht, möchte ich es nicht in die Öffentlichkeit bringen.

Aber, lieber Freund, würde Ihnen die Komposition nicht vielleicht zu leipzigerisch[105]) sein? Oder halten Sie L[eipzig] doch für ein Miniaturparis, in dem man auch etwas zustande bringen könne? Im Ernst — von Ihnen, der so viele meiner Kompositionen

kennt, hätte ich etwas anderes vermutet, als im Bausch und Bogen so ein Urteil über ein ganzes Künstlerleben auszusprechen. Betrachten Sie meine Kompositionen genauer, so müßten Sie gerade eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Anschauungen darin finden, wie ich denn immer danach getrachtet habe, in jeder meiner Kompositionen etwas anderes zutag zu bringen, und nicht allein der Form nach. Und wahrlich, sie waren doch nicht so übel, die in Leipzig beisammen waren — Mendelssohn, Hiller, Bennett u. a. — mit den Parisern, Wienern und Berlinern konnten wir es ebenfalls auch aufnehmen. Gleicht sich aber mancher musikalische Zug in dem, was wir komponiert, so nennen Sie es Philister oder wie Sie wollen, — alle verschiedenen Kunstepochen haben dasselbe aufzuweisen, und Bach, Händel, Gluck, später Mozart, Haydn, Beethoven sehen sich an hundert Stellen zum Verwechseln ähnlich (doch nehme ich die letzten Werke Beethovens aus, obgleich sie wieder auf Bach deuten). Ganz original ist keiner. So viel über Ihre Äußerung, die eine ungerechte und beleidigende war. Im übrigen vergessen wir des Abends — ein Wort ist kein Pfeil — und das Vorwärtsstreben die Hauptsache.

Sie bleiben noch einige Zeit in W[eimar], wie mir Reinecke sagte. Da kommen Sie vielleicht nach Leipzig zur Aufführung meiner Oper (vermutlich Ende August). Ich will, wenn Sie es wünschen, Ihnen später den Tag genauer melden. Durch Ihre Vermittlung wäre wohl im Winter auch eine Aufführung in W. ins Werk zu setzen, was mich freuen sollte. —

Sonst leben wir — von der Revolution vertrieben — hier in traulicher Stille — und die Lust zur Arbeit, wenn auch die großen Weltbegebenheiten die Gedanken in Anspruch nehmen, will eher wachsen als abnehmen. Ich war im ganzen vorigen Jahre und neuerdings unausgesetzt sehr tätig — es erscheint ziemlich viel in der nächsten Zeit, Größeres und Kleineres. Eine bedeutende Arbeit habe ich so ziemlich vollendet, eine Musik zu Byrons Manfred, den ich mir zu dramatischer Aufführung bearbeitet, mit Ouvertüre, Zwischenakten und anderen Musikstücken, wie sie der Text in reicher Fülle darbietet . . .

116.

An F. Brendel

Dresden, den 18. September 1849.

Alles, was ich von Ihnen über „Faust" gelesen, hat mir große Freude gemacht. Der äußere Erfolg [er war nur gering] war mir vor der Aufführung klar; ich habe keinen anderen erwartet. Aber daß ich einzelne mit der Musik treffen würde, wußte ich wohl auch. Mit dem Schlußchor, wie Sie ihn gehört haben, war ich nie zufrieden; die zweite Bearbeitung ist der, die Sie kennen, gewiß bei weitem vorzuziehen. Ich wählte aber jene, da die Stimmen der zweiten Arbeit noch nicht ausgeschrieben waren. Zu einer Wiederholung der Aufführung in L. wähle ich gewiß die andere. Und dann führe ich wohl auch noch einiges aus dem ersten Teil des „Faust" auf.

Über Rietz [96]) sind Sie im Irrtum. Er ist ein ehrlicher Künstler; ich habe die Beweise, und zwar in Menge, in Händen. Er hat sich meinen Bestrebungen immer höchst teilnehmend gezeigt. Und er wäre nicht der, der er ist, wenn's anders wäre. Denn ein Künstler, der seinen Zeitgenossen, den bessern, die Anerkennung ihres Strebens verweigert, wäre zu den Verlornen zu zählen — und von diesen nehmen Sie Rietz nur aus.

Überhaupt weiß ich nicht, was man mit der sogenannten Nichtanerkennung will, mit der ich heimgesucht sein soll. Das Gegenteil wird mir oft und in vollem Maße zuteil — und wie oft hat Ihre Zeitschrift die Beweise davon gegeben. Und dann habe ich, wenn auch meine prosaischen, doch sehr überzeugenden in den Verlegern, die ziemlich nach meinen Kompositionen verlangen und sie sehr hoch bezahlen. Ich spreche nicht gern von derlei Dingen, aber ich kann Ihnen im Vertrauen mitteilen, wie z. B. das Jugendalbum einen Absatz gefunden, wie wenig oder gar keine Werke der neueren Zeit — dies hab' ich vom Verleger selbst — und dasselbe ist mit vielen Liederheften der Fall. Und wo sind die Komponisten, deren Werke alle gleiche Verbreitung fänden? Welch vortreffliches Opus sind die Variationen in D-moll von Mendelssohn — fragen Sie einmal,

ob deren Verbreitung nur ein Viertel so groß ist als z. B. die Lieder ohne Worte. Und dann, wo ist der allgemein anerkannte Komponist, wo gibt es eine von allen anerkannte Sacrosanctitas eines Werkes, und wär' es des höchsten! — Freilich hab' ich es mir sauer werden lassen, und zwanzig Jahre hindurch, unbekümmert um Lob und Tadel, dem einen Ziele zugestrebt, ein treuer Diener der Kunst zu heißen. Aber ist es denn keine Genugtuung, dann von seinen Arbeiten in der Weise gesprochen zu sehen, wie Sie, wie andere es oft taten? Also wie gesagt, ich bin ganz zufrieden mit der Anerkennung, die mir bisher in immer größerem Maße zuteil geworden . . .

117.

An F. Hiller

Dresden, 19. November 1849.

Vielen Dank für Deine Mitteilung. Dein Vorschlag [106]) hat viel Anziehendes, doch tauchten auch einige Bedenken dagegen auf. In beiden Beziehungen, glaub' ich, möchten meine Gedanken mit Deinen eigenen zusammenstimmen, ehe Du Dich zur Annahme der Stelle entschlossest. Namentlich ist mir aber noch Mendelssohns Ausspruch über die dortigen Musiker in Erinnerung und klang schlimm genug. Auch Rietz sprach mir davon zur Zeit, als Du von hier nach D[üsseldorf] zogest, und „wie er nicht begreifen könne, daß Du die Stelle angenommen". Ich sagte Dir damals nichts davon, um Dich nicht zu verstimmen.

Darüber, lieber Hiller, schenke mir nun reinen Wein ein. Viel Bildung trifft man freilich überall nur selten in Orchestern, und ich verstehe es wohl auch, mit gemeinen Musikern zu verkehren, aber nur nicht mit rohen oder gar malitiösen.

Sodann bitte ich Dich, noch über dies und jenes mir Auskunft zu geben. Am besten, ich frage eines nach dem andern:

1. Ist die Stelle eine städtische? Wer gehört zunächst zu dem Vorstand? 2. Der Gehalt ist 750 Taler (nicht Gulden)? 3. Wie stark ist der Chor, wie stark das Orchester? 4. Ist das dortige Leben

ebenso teuer als z. B. hier? Was zahlst Du für Dein Logis? 5. Kann man möblierte Logis haben? 6. Wäre für den Umzug, die teuere Reise hin nicht eine billige Entschädigung zu erlangen? 7. Wäre der Kontrakt nicht so zu stellen, daß ich, wo sich mir eine andere Stellung böte, aufkündigen könnte? 8. Dauern die Vereinsübungen auch den Sommer über? 9. Bliebe im Winter Zeit zu kleinen Ausflügen von 8—14 Tagen? 10. Würde sich für meine Frau irgend ein Wirkungskreis finden lassen? Du kennst sie; sie kann nicht untätig sein.

Und nun noch ein Hauptpunkt. Vor Ostern 1850 könnte ich nicht abkommen. Meine Oper wird im Februar ganz bestimmt in Leipzig und bald darauf vermutlich auch in Frankfurt in Angriff genommen. Da muß ich natürlich dabei sein. Über all dieses bitte ich Dich nun, mir Auskunft zu geben, und dann wollen wir das weitere besprechen. Sehr schwer wird uns die Trennung von unserem Sachsenland werden — und doch ist's auch heilsam, aus dem gewohnten Kreislauf der Verhältnisse einmal wieder zu neuen überzugehen. Sonst sind wir hier sehr tätig. Klara gibt mit Schubert [107]) sehr besuchte Soireen; ich habe eine Aufführung der Peri vor und bin mit einer großen Anzahl Arbeiten unausgesetzt beschäftigt. Darüber in meinem nächsten Briefe mehr. Habe nochmals herzlichen Dank, daß Du meiner gedacht in der Sache; möge die weiteren Entschlüsse ein guter Genius leiten. Tausend Grüße von meiner Frau an die Deinige, wie an Dich.

118.

Dresden, den 3. Dezember 1849.

Lieber Hiller!

Die ganze Zeit her litt ich an Kopfschmerz, der mich an allem Arbeiten und Denken hinderte. Daher die etwas verspätete Antwort.

Dein Brief, alles, was Du mir schreibst, macht mir immer mehr Lust zu Düsseldorf. Sei nun so gut, mir zu schreiben, bis wann Du glaubst, daß die Herren Vorstände einen bestimmten Entschluß wegen Annahme der Stelle von mir wünschen. Brauchte ich mich

nicht vor Ostern zu entscheiden, so wäre mir das am liebsten. Ich werde Dir später sagen, warum? — Noch eines: ich suchte neulich in einer alten Geographie nach Notizen über Düsseldorf und fand da unter den Merkwürdigkeiten angeführt: 3 Nonnenklöster und eine Irrenanstalt. Die ersteren lasse ich mir gefallen allenfalls; aber das letztere war mir ganz unangenehm zu lesen. Ich will Dir sagen, wie dies zusammenhängt. Vor einigen Jahren, wie Du Dich erinnerst, wohnten wir in Maxen. Da entdeckte ich denn, daß die Hauptansicht aus meinem Fenster nach dem Sonnenstein [Irrenanstalt] zu ging. Dieser Anblick wurde mir zuletzt ganz fatal; ja, er verleidete mir den ganzen Aufenthalt. So, dachte ich denn, könne es auch in Düsseldorf sein. Vielleicht ist aber die ganze Notiz unrichtig und die Anstalt dann eben nur ein Krankenhaus, wie sie in jeder Stadt sind.

Ich muß mich sehr vor allen melancholischen Eindrücken der Art in acht nehmen. Und leben wir Musiker, Du weißt es ja, so oft auf sonnigen Höhen, so schneidet das Unglück der Wirklichkeit um so tiefer ein, wenn es sich so nackt vor die Augen stellt. Mir wenigstens geht es so mit meiner sehr lebhaften Phantasie. Erinnere ich mich doch auch, etwas ähnliches von Goethe gelesen zu haben. (Sans comparaison.) . . .

119.

An R. Pohl[108])

Düsseldorf, den 14. Februar 1851.

Geehrter Herr!

Sie erhalten hier eine Skizze, die im ganzen mit der Ihrigen [zu einem Oratorium „Luther"] übereinstimmt. Ich mußte vor allem die musikalische Form mir klarmachen. Es ist ein gewaltiger Stoff; wir müssen, was nicht zur Entwicklung durchaus nötig, ausscheiden, — auch, meine ich, das Eingreifen übersinnlicher Wesen. Nur der Geist des Huß will mir an rechter Stelle erscheinen.

So viel hätte ich Ihnen zu sagen; nur auf das Wichtigste kann ich mich heute beschränken.

Das Oratorium müßte für Kirche und Konzertsaal passend

sein. Es dürfte mit Einschluß der Pausen zwischen den verschiedenen Abteilungen nicht über $2^1/_2$ Stunden dauern. Alles bloß Erzählende und Reflektierende wäre möglichst zu vermeiden, überall die dramatische Form vorzuziehen. Möglichst historische Treue, namentlich die Wiedergabe der bekannten Kraftsprüche Luthers. Gelegenheit zu Chören geben Sie mir, wo Sie können. Sie kennen wohl Händels Israel in Ägypten; es gilt mir als das Ideal eines Chorwerkes. Eine so bedeutende Rolle wünschte ich auch im Luther dem Chor zugeteilt. Auch Doppelchöre geben Sie mir, namentlich in den Schlußsätzen der Abteilungen. Eine Sopranpartie dürfte in keinem Falle fehlen; mir däucht, Katharina wäre sehr wirkungsvoll anzubringen. Auch die Trauung (im dritten Teil) dürfte nicht fehlen. Der Choral „Ein' feste Burg" dürfte als höchste Steigerung nicht eher als zum letzten Schluß erscheinen, als Schlußchor.

Hutten, Sickingen, Hans Sachs, Lukas Kranach, die Kurfürsten Friedrich und Johann Philipp von Hessen müssen wir wohl aufgeben — leider! Aber es würden sich überall große Schwierigkeiten in der Besetzung ergeben, wollten wir die Solopartien noch vermehren. Erzählungsweise mögen sie aber alle wohl vorkommen. Ein Verflechten der deutschen Messe in die verschiedenen Abteilungen scheint mir schwer ausführbar. Es gibt aber dafür der Choral Ersatz. Luthers Verhältnis zur Musik überhaupt, seine Liebe für sie, in hundert schönen Sprüchen von ihm ausgesprochen, dürften gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. An eine Alt- oder zweite Sopranpartie wäre noch zu denken. Im übrigen stimme ich mit allem, was Sie wegen Behandlung des Textes in metrischer Hinsicht sagen, wie über die volkstümlich-altdeutsche Haltung, die dem Gedicht zu geben wäre, durchaus überein. So müßte, denke ich, auch die Musik sein, weniger kunstvoll, als durch Kürze und Kraft und Klarheit wirkend. —

Verehrter Herr, wir sind im Begriff, etwas zu unternehmen, was wohl wert ist der Schweißtropfen. Mut gehört dazu und auch Demut. Haben Sie freundlichen Dank, daß Sie mir so willig entgegenkamen. Lassen Sie uns das große Werk mit aller Kraft ergreifen und daran festhalten.

120.

An Moritz Horn in Chemnitz [109])

Düsseldorf, den 21. April 1851.

Im Drange vieler Geschäfte komme ich erst heute dazu, Ihre freundliche Sendung zu beantworten. Gewiß eignet sich die Dichtung [„Der Rose Pilgerfahrt“] zur Musik, und es sind mir auch schon eine Menge Melodien dazu durch den Sinn gegangen. Aber es müßte viel gekürzt werden, vieles dramatischer gehalten sein. Dies aber nur in Betracht zur musikalischen Komposition, dem Gedicht als Gedicht bin ich weit entfernt, diese Ausstellung zu machen.

Auf dem beifolgenden Zettel habe ich mir erlaubt, einige die Änderungen betreffende Bemerkungen zu machen. Bis zu den Worten:

und bittet freundlich hier
Um Obdach

wäre ziemlich alles musikalischer Behandlung günstig. Von da an müßte die Handlung aber lebendiger, dramatischer sich entwickeln.

Würden Sie sich dazu entschließen, eben nur zugunsten der musikalischen Komposition einiges zu verändern, so hätte ich die größte Lust, die Dichtung zu komponieren. Sie lebt mir eben so frisch im Sinn, daß mir, je eher Sie diese Änderungen unternähmen, dies um so lieber sein würde. Gäben Sie das Gedicht in Druck, so könnten Sie wohl immer Ihre jetzige Fassung beibehalten — und man könnte auf die Kompositiou den Beisatz machen: „Nach einem Gedicht von rc. rc.“ . . .

121.

An R. Pohl

Düsseldorf, den 13. Mai 1851.

Die letztvergangenen Wochen waren so unruhevoll, durch Proben, Aufführungen wie andere Arbeiten mir so zerstückelt, daß ich an anderes zu denken mich kaum sammeln konnte. Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig für Ihre Sendung; der große Ernst, mit dem

Sie das Werk angefaßt, bestärkt mich noch immer im Glauben, daß wir vereint gewiß etwas zustande bringen müßten. Aber ich weiß nicht, ob wir auf diesen Anfang [110]) fortbauen können. Die Komposition des Vorspiels allein, wie sehr mir die einzelnen Gedanken darin zusagen, würde allein einen Abend ausfüllen, und mit der Idee eines zweiteiligen Oratoriums, das zu verschiedenen Tagen zu geben wäre, kann ich mich durchaus nicht befreunden und halte sie für keine glückliche.

Aber was nun? Ich glaube, wir müssen den Stoff auf die einfachsten Züge zurückführen oder nur wenige der großen Begebenheiten aus Luthers Leben herausnehmen. Auch glaube ich, dürfen wir dem Eingreifen übersinnlicher Wesen nicht zu großen Platz einräumen; es will mir nicht zu des Reformators ganzem Charakter passen, wie wir ihn nun einmal recht als einen geraden, männlichen und auf sich selbst gegründeten kennen.

Wie schwer ist es, dies und ähnliches sich brieflich klarzumachen; wie schnell würden wir zum Ziel kommen, könnten wir einige Zeit zusammenleben. Dies wäre mein Wunsch.

Mit dem größten Schmerz würde ich's hören, wenn Sie die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, veranlassen sollten, das Werk ganz aufzugeben. Schon freute ich mich, noch diesen Sommer ein Stück in der Arbeit vorwärts zu kommen. So möchten Sie mir denn bald ein Zeichen geben, ich meine Ihrer teilnehmenden Gesinnung, und ob wir nicht der herrlichen Idee, die uns erfüllt, uns zu bemeistern trachten.

122.

An den Kandidaten J. N. in T.

Düsseldorf, den 22. September 1851.

Geehrter Herr! Wenn ich Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie mir Ihre Arbeit mitteilen, verbunden bin, so muß ich mich dagegen gegen den anderen Teil Ihres Schreibens verwahren, der mir, Ihrer und meiner Stellung nach, wie eine anmaßliche Überhebung erscheint. [111]) Wie kommen Sie, der Sie der Welt noch keine Probe künstlerischer oder kritischer Befähigung gegeben, wie kommen

Sie dazu, einem Manne, der wenigstens einige kleine geliefert, Verweise zu erteilen, wie man sie Anfängern gibt? Haben Sie sich dies nicht überlegt? Was Sie mir da schreiben, das war mir schon vor dreißig Jahren nichts Neues, das habe ich schon vor zehn beinahe meinen Eleven am Leipziger Konservatorium doziert.

Und sollten Ihnen meine Kompositionen, namentlich die größeren, nicht hier und da beweisen, daß ich einige Bekanntschaften mit Meistern gepflogen habe? Bei diesen weiß ich und wußte ich mir immer Rats zu erholen, beim einfachen Gluck, beim komplizierten Händel, beim kompliziertesten Bach! Studieren Sie nur namentlich den letzteren, und es wird Ihnen die komplizierteste meiner Arbeiten noch einfach genug vorkommen. Sollte Ihnen auch das nicht aus meiner Musik klar geworden sein, daß es mir noch um etwas anderes zu tun, als Kinder und Dilettanten zu amüsieren? Als ob es nur eine, zwei Formen gäbe, in die sich alle geistigen Gebilde schmiegen müßten, als ob nicht der Gedanke seine Form von selbst mit auf die Welt brächte! Als ob nicht jedes Kunstwerk einen anderen Gehalt haben müsse und mithin auch eine andere Gestalt! Also, ich gebe Ihnen Herrn O. v. Redwitz hundertmal hin für Jean Paul, und Shakespeare ist mir noch lieber.

Das ist es, was ich Ihnen auf Ihr in Ton und Inhalt beleidigendes Schreiben zu antworten habe. Es kann mir deshalb nicht einfallen, auf eine Arbeit einzugehen, die am wenigsten durch sogenannte „Einfachheit" zu bezwingen wäre, wenn der Stoff auch sonst zeitgemäßer wäre, als er mir es erscheint. Auf einige musikalische Donnerschläge müßten Sie sich in der „Beatrice" jedenfalls gefaßt machen, auch wenn sie der simpelste Tonsetzer in Angriff nähme.

123.

An Fr. Liszt

Düsseldorf, den 25. Dezember 1851.

Manfred folgt hier wieder zurück. Ich habe Text wie Musik nochmals einer Prüfung unterworfen, auch im Verein mit Hildebrandt

und Wolfgang Müller, und denke, er könne sich nun auf der Bühne versuchen.[112])

Die Geistererscheinungen müssen — zu der Überzeugung bin ich gekommen — natürlich alle verkörpert erscheinen. Über einzelnes der Inszenierung denke ich Herrn Genast [Regisseur in Weimar] später noch besondere Mitteilung zu machen. Von den Musikstücken lege ich Ihnen, teurer Freund, vor allem die Ouvertüre ans Herz; ich halte sie, wenn ich es Ihnen sagen darf, für eines meiner kräftigsten Kinder und wünschte, daß Sie dasselbe finden möchten. In den melodramatischen Stellen, wo die Musik die Rede begleitet, braucht wohl nur das halbe Saitenquartett zu begleiten? Dies alles wird sich bei den Proben herausstellen. Die Hauptsache bleibt natürlich immer die Darstellung der Rolle des Manfred; die Musik ist nur Folie, und wenn Sie dem darstellenden Künstler in Weimar die Bedeutung der hohen Aufgabe klarzumachen etwas beitragen, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.

In unserem Hause sieht es sonst ganz gut aus. Meine Frau ist wieder wohlauf, wie die Kinder alle. Der Frau Fürstin sagen wir unsern besten Dank für ihre gütigen, teilnehmenden Zeilen. Meine Frau wird noch selbst einen Brief beilegen. Und nun meine freundlichen Grüße noch am Schluß des Jahres, und daß Sie mir fort und fort gewogen bleiben mögen.

124.

An Fr. Hebbel

Düsseldorf, 14. März 1853.

Am liebsten möchte ich dem „Nachtlied" ein blasendes und streichendes Orchester samt Chor mit beilegen, damit es den Dichter — womöglich am 18. abends [seinem Geburtstage] — mit seinem eigenen Gesange in holde Träume einsingen könnte. So nehmen Sie es denn auch ohne dies in Güte auf! Haben Sie auch Dank für die Freude, die Sie mir durch Ihre Zeilen bereitet, in denen mir jedes Wort teuer ist, wie für den „Michel Angelo",[113]) der in höchst ergötzlicher Schil-

derung die empfindlichsten Stellen des Kunsttreibens trifft. Wäre es mir vergönnt, Ihnen bald auch einmal persönlich danken zu können für so viele Stunden inniger Erregung, die mir Ihre Dichtungen geschaffen und immer von neuem wieder schaffen. Fügte es sich auch, daß ich bald Gelegenheit fände, mich musikalisch in sie zu versenken. Dies möchte denn beides in Erfüllung gehen!

Sie erkundigen sich teilnehmend nach meiner Frau; sie läßt Ihre Empfehlungen Ihnen erwidern. Wollen Sie auch Ihrer Frau Gemahlin unsere verehrungsvollen Grüße bringen? Wir haben, wenn ich es sagen darf, vor vielen eine hohe Gunst voraus, die nämlich, zwei treffliche Künstlerinnen [114]) zur Seite zu haben, die unsern Bestrebungen nicht allein hold sein mögen vor allen andern, sondern sie auch zurückzuschaffen verstehen. Mit diesem Gedanken, der mich angenehm erfüllt, will ich für heute Abschied nehmen mit der Bitte um ferneres Wohlwollen.

125.

An den Musikdirektor H. Krigar [115]) in Berlin

Düsseldorf, den 16. März 1853.

Geehrter Herr!

Haben Sie Dank für Ihre Sendung, [116]) doppelten und dreifachen, nachdem ich sie genauer durchforscht. Es gehört zu den größten Freuden, auf so hohe Bestrebungen zu treffen, wie sie das De profundis zeigt. Von aller neuen geistlichen Musik, die ich kenne, wüßte ich nichts, was diesem zu vergleichen wäre; es scheint mir ein ganz ausgezeichnetes Meisterwerk in jeder Beziehung. Abgesehen von der hohen Kunst des Tonsatzes, die der Psalm überall offenbart, wie man ihr nur in S. Bach begegnet, von der meisterhaften und eigentümlichen Stimmführung, von allen Vorzügen, die den musikalischen Meister bezeichnen, ist es vor allem der tief religiöse Charakter, der aus dem Psalm uns in erhebendster Weise anspricht. Die ganze Kraft eines gläubigen Gemüts spricht auf das überzeugendste zu uns. Ich meine, die Wirkung des Psalms müsse eine großartige und tiefe sein. Hätte ich ihn einige Zeit früher gehabt, vielleicht wäre es mir möglich ge-

wesen, ihn zum nächsten Rheinischen Musikfest zur Aufführung zu bringen. Aber das Programm ist schon festgestellt und jetzt nicht mehr zu ändern. Nun ist es an Ihrer Residenz, das Werk in würdiger Weise aufzuführen. Alle Kräfte sind dort vorhanden. Es wäre eine Schande, wenn auch diesmal der Prophet seinen Ruhm erst aus der Fremde holen müßte. Sie müssen alles dazu in Bewegung setzen.

Haben Sie denn nochmals Dank für die Übersendung des Psalms, der mir ohne dies vielleicht länger unbekannt geblieben wäre. Der Künstler, der es geschaffen, ist, der Höhe seiner Musik nach, ein zu festgegründeter Geist, als daß ihm das Urteil der Welt etwas anhaben könnte. Glauben Sie aber, daß ihm die Versicherung der tiefsten Teilnahme eines Kunstgenossen an seinem Streben Freude bereite, so versichern Sie ihn das von mir . . .

126.

An C. v. Bruyck[117])

Düsseldorf, den 8. Mai 1853.

Geehrtester Herr!

Die Antwort auf Ihren lieben Brief hat sich etwas verzögert. Ich war in Erwartung der Zusendung von „Schön Hedwig", und da sie eben eingetroffen, säume ich nicht, sie beizulegen mit der Bitte, das zweite Exemplar Herrn Dr. Hebbel mit achtungsvollem Gruß zu übergeben. Es ist eine Art der Komposition, wie wohl noch nicht existiert, und so sind wir immer vor allem den Dichtern zu Dank verbunden, die, neue Wege der Kunst zu versuchen, uns so oft anregen.

Haben Sie auch vielen Dank für alles Teilnahmvolle, was Ihr letzter Brief sonst enthält. Ich wünschte, daß Sie auch meine größeren Orchesterkompositionen zu hören Gelegenheit hätten. Denn wenn ich auch, wie ich wohl sagen kann, in kleineren Formen mit demselben Ernst schaffe wie in größeren, so gibt es doch noch ein ganz anderes Zusammennehmen der Kräfte, wenn man es mit Massen zu tun hat.

Was Sie über Wagner schreiben, hat mich zu hören sehr in-

teressiert. Er ist, wenn ich mich kurz ausdrücken soll, kein guter Musiker; es fehlt ihm Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Klavierauszügen beurteilen. Sie würden sich an vielen Stellen seiner Opern, hörten Sie sie von der Bühne, gewiß einer tiefen Erregung nicht erwehren können. Und ist es nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der sich unserer Sinne bemächtigt. Aber, wie gesagt, die Musik, abgezogen von der Darstellung, ist gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig, und es ist leider ein Beweis verdorbener Kunstbildung, wenn man im Angesicht so vieler dramatischer Meisterwerke, wie die Deutschen aufzuweisen haben, diese neben jenen herabzusetzen wagt. Doch genug davon. Die Zukunft wird auch über dieses richten . . .

127.

An Joachim [118])

Vielen Dank für Ihren lieben Brief wie für die Musik, die ihm beilag, vor allem für Ihre Ouvertüre [zu Hamlet], die von den ersten Takten an mir tiefes Interesse einflößte. Sehr überrascht war ich: — ich vermutete, da Sie mir den Namen der Tragödie nicht genannt hatten, eine heitere Konzertouvertüre zu finden, und fand so etwas ganz anderes. Es war mir beim Lesen, als erhellte sich von Seite zu Seite die Szene, und Ophelia und Hamlet träten in leibhaftiger Gestalt hervor. Es sind ganz ergreifende Stellen darin, und das Ganze in so klarer und großartiger Form hingestellt, wie es einer so hohen Aufgabe gemäß ist. Vieles möchte ich Ihnen darüber sagen; aber Worte sagen nur unvollkommen, was man empfindet. Sympathisch vor allem muß die Musik wirken, und wenn ich das von Ihrer auf mich sagen kann, so mögen Sie das glauben. Was nun, außer dem poetischen Menschen in uns, den speziell musikalischen interessiert, dafür haben Sie auch reichlich gesorgt. Die kunstreiche Verwebung der Motive, die Weise, wie Sie schon früher Ausgesprochenes in neuer Art wiederbringen, und vor allem die Behandlung des Or-

chesters und dessen eigentümliche Verwendung zu seltenen Licht- und Schatteneffekten — dies alles scheint mir sehr preiswürdig. Auch fehlt es nicht an einzelnen kühnen und verwegenen Wendungen, wie der besondere Stoff verlangt . . .

Nehmen Sie denn meinen Glückwunsch zur Vollendung dieses Werkes. Ändern Sie auch nichts daran, bevor Sie es nicht mehrmals gehört. Gern wünschte ich die Ouvertüre in einem der ersten unserer Konzerte aufzuführen. Würden Sie uns vielleicht durch Überlassung der Partitur und der Stimmen, wenn Sie in deren Besitz sind, dazu behilflich sein?

Auf der Partitur des Beethovenschen Konzerts fand ich meinen Namen durch Ihre Hand eingezeichnet. Ich vermute, Sie haben mir dies als Geschenk zugedacht, was ich mit Freuden annehme, um so mehr, da es mich an den Zauberer und Geisterbeschwörer erinnert, der uns durch die Höhen und Tiefen dieses zauberischen Wunderbaues, den die meisten umsonst ergründet, mit kundiger Hand geleitete. So will ich mich beim Lesen des Konzerts jenes unvergeßlichen Tages recht oft erinnern.

128.

Düsseldorf, 8. Okt. 1853.

Unser letzter Briefwechsel kömmt zwar an Umfang dem Goethe-Zelterschen nicht gleich; aber man könnte ihn zu einem nach und nach anwachsen lassen, wenn ich auch nicht willens bin, über den, den es betraf, mich weiter auszusprechen. Denn über gewisse Dinge und Menschen schweigt man lieber, und diese sind selten im Konversationslexikon zu finden.

Nur das glaube ich, daß, wenn ich jünger wäre, ich vielleicht einige Polymeter auf den jungen Adler,[119]) der so plötzlich und unvermutet aus den Alpen dahergeflogen nach Düsseldorf, machen könnte. Oder man könnte ihn auch einem prächtigen Strom vergleichen, der, wie der Niagara, am schönsten sich zeigt, wenn er als Wasserfall brausend aus der Höhe herabstürzt, auf seinen Wellen den Regenbogen tragend, und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Nun, ich glaube, Johannes ist der

wahre Apostel, der auch Offenbarungen schreiben wird, die viele Pharisäer, wie die alle, auch nach Jahrhunderten noch nicht enträtseln werden; nur die andern Apostel verstehen ihn, auch vielleicht Judas Ischariot, der aber getrost an der . . . Dies alles ist nur für den Apostel Joseph . . .

Hier lege ich auch etwas Neues bei, was Ihnen vielleicht ein Abbild von einem gewissen Ernst gibt, hinter dem oft eine fröhliche Stimmung hervorsieht. Oft waren Sie, als ich schrieb, meiner Phantasie gegenwärtig, was wohl zu der Stimmung beitrug. Sagen Sie mir alles, was Ihnen zu schwer, wie ich denn Ihnen wirklich schon zum Genießen unmögliche Gerichte oder wenigstens Bissen vorgesetzt habe. Streichen Sie alles durch, was nach Unausführbarkeit schmeckt.

Vieles hätte ich Ihnen noch mitzuteilen. Ich hebe es auf bis das nächste Mal, was so viel als vor Ende der Woche heißt.

Mit vielen Grüßen Ihr

R. Sch.

Der junge Aar scheint sich im Plattland zu behagen; er hat einen älteren Wärter gefunden, der, mit solch jungem Aufflug umzugehen gewohnt, die wilden Flügelschläge zu sänftigen versteht und die Schwungkräfte nicht hindert. Auch ein treuer Hund, einer von echt-deutscher Rasse, hat sich beigesellt, der den Aar auf seinen Spazierflügen begleitet und ihn durch allerhand Luftsprünge und Kunststücke zu belustigen sucht.

129.

Düsseldorf, 13. Okt. 1853.

Auch ich war fleißig in der letzten Zeit; ich habe vier märchenartige Stücke für Klarinette, Viola und Klavier gemacht, die den K. Hannöverschen Hof- und Staats-Konzertmeister sehnsüchtig erharren, um gehört zu werden. Johannes scheint sehr fleißig; auch hat er seit drei Tagen seine Spielkunst zu steigern gesucht, vielleicht durch meine Frau angespornt. Wir waren gestern erstaunt, ihn zu hören; es war ein ganz anderes. Er ist imstande, die Erde in wenigen Tagen zu umschiffen.

Neulich brachte ich beim Glas Wein eine Gesundheit aus in Charadenform. Drei Silben: die erste liebte ein Gott, die zwei andern lieben viele Leser, das Ganze lieben wir alle; das Ganze und der Ganze sollen leben [Jo-Achim].

So grüßen Sie denn beide und lassen von sich und sich hören.

In Freundschaft zugetan

R. Sch.

Ich habe angefangen, meine Gedanken über den jungen Adler zu sammeln und aufzusetzen; ich wünschte gern, ihm bei seinem ersten Flug über die Welt zur Seite zu stehen. Aber ich fürchte, es ist noch zu viel persönliche Zuneigung vorhanden, um die dunkeln und hellen Farben seines Gefieders ganz klar vor Augen zu bringen. Habe ich sie beendigt, so möchte ich sie seinem Spiel- und Kampfgenossen, der ihn noch genauer kennt, mitteilen, was vielleicht schon in einigen Tagen sein wird.

Am 14.

Ich habe den Aufsatz beschlossen und leg' ihn bei. Ich bitte mir, ihn sobald als möglich zurückzuschicken, auch die Partitur des Konzertes, aus der noch die Stimmen zu schreiben sind.

130.

Düsseldorf, den 6. Febr. 1854.

Acht Tage sind wir fort, und noch haben wir Ihnen und Ihren Gesellen kein Wort zukommen lassen! Aber mit sympathetischer Tinte habe ich Euch oft geschrieben, und auch zwischen diesen Zeilen steht eine Geheimschrift, die später hervorbrechen wird.

Und geträumt habe ich von Ihnen, lieber Joachim; wir waren drei Tage zusammen — Sie hatten Reiherfedern in den Händen, aus denen Champagner floß, — wie prosaisch! aber wie wahr! —

Oft haben wir der vergangenen Tage gedacht; möchten bald neue solche kommen! Das gütige Königshaus [in Hannover, wo Joachim Konzertmeister war], die treffliche Kapelle und die beiden jungen Dämonen, die dazwischen springen — wir werden's nicht vergessen.

In der Zeit hab' ich immer wieder an meinem Garten[120]) gearbeitet. Er wird immer stattlicher; auch Wegweiser habe ich hier und da hingesetzt, daß man sich nicht verirrt, d. h. aufklärenden Text. Jetzt bin ich in die uralte Vergangenheit gekommen, in Homer und das Griechentum. Namentlich im Plato habe ich herrliche Stellen entdeckt.

Die Musik schweigt jetzt — wenigstens äußerlich. Wie ist es bei Ihnen?

Die Leipziger haben sich nach Ihrem Phantasiestück [G-moll, op. 3] gescheiter gezeigt als diese prosaischen Schlendrian-Rheinländer. Ja, ich glaub' es auch — die Virtuosenraupe wird nach und nach abfallen und ein prächtiger Kompositionsfalter herausfliegen. Nur nicht zu viel Trauermantel, auch manchmal Distelfink! Wann reisen Sie nach Leipzig? Schreiben Sie mir's! Ist die Demetrius-Ouvertüre fertig? —

Die Zigarren munden mir sehr. Es scheint ein Brahmsscher Griff zu sein und, wie er pflegt, ein sehr schwerer, aber wohlschmeckender! Jetzt seh' ich ein Lächeln über ihn schweben.

Nun will ich schließen. Es dunkelt schon . . .



Anhang

Aus nachtender Dämmerung

„Nun will ich schließen. Es dunkelt schon.“ So endete der letzte Brief. Es dunkelte auch bereits in Schumanns Geiste, und er mußte sein reiches Lebenswerk für immer schließen.

Ruppert Becker, des alten Freundes aus schweren Kampftagen Sohn, der damals im Düsseldorfer Orchester saß, berichtet in seinem Tagebuch über Schumanns Zustand in diesen Tagen. Ich gebe hier die Bemerkungen, wie sie Jansen in der neuen Folge von „Schumanns Briefen“ (S. 533) mitteilt.

D. 14. Febr.: „Schumann sprach sich heute über eine eigentümliche Erscheinung, die er seit mehreren Tagen wahrgenommen, aus. Es ist dies: Das innerliche Hören von wunderschönen, in der Form vollkommenen Musikstücken! Der Klang ist ihm wie ferne Blasmusik; die herrlichsten Harmonien zeichnen diese noch besonders aus. — Selbst als wir bei Junge [Restaurateur] saßen, begann sein inneres Konzert, und er war gezwungen, das Lesen der Zeitung aufzugeben. — Gebe Gott, daß dies alles auf nichts Schlimmes deute. Er sprach davon: so müßte es sein in einem anderen Leben, wenn wir unsere körperliche Hülle abgelegt hätten. — Merkwürdigerweise tritt diese sonderbare Erscheinung jetzt, wo Schumann seit 8 Wochen und noch länger nicht komponierte, auf.“

D. 21. Febr. „Was ich mir nicht zu denken getraute, ist eingetroffen. Schumann ist schon seit einigen Tagen geisteskrank! Gestern

früh erfuhr ich's erst durch Dietrich, der mir mitteilte, daß Frau Schumann gern sieht, wenn jemand kommt, um sie von dem fortwährenden Wachen zu befreien. — Heute habe ich ihn denn besucht, aber es würde mir nicht eingefallen sein, an die Krankheit zu glauben, wenn mir's nicht von Dietrich versichert worden wäre, — so fand ich ihn; ganz wie gewöhnlich; eine halbe Stunde unterhielt ich mich mit ihm, dann nahm ich Abschied. Frau Schumann sieht so leidend aus wie noch nie! Wenn sich die Sachen nicht ändern, so ist das Schlimmste zu befürchten; sie in dem schonungsbedürftigen Zustande [sie sah ihrer Niederkunft entgegen] — und hat seit seiner Krankheit kein Auge zugetan! Die arme, unglückliche Frau! Während der Nacht sitzt sie am Bette und lauscht auf jede Bewegung."

Am 24. Febr. war Becker zum letztenmal mit Schumann zusammen. „Ich besuchte ihn Nachmittags, Frau Schumann forderte mich auf, mit ihm spazieren zu gehen. Während einer Stunde, die ich mit ihm zubrachte, unterhielt er sich ganz vernünftig — ausgenommen, daß er mir erzählte, die Gestalt Franz Schuberts sei ihm erschienen, habe ihm eine herrliche Melodie geschickt, die er auch aufgeschrieben, und über die er Variationen komponiert habe."

Als Becker ein paar Tage von Düsseldorf abwesend gewesen und am Abend des 27. Febr. zurückgekehrt war, schrieb er in sein Tagebuch: „Schrecklich war die Nachricht, die ich erhielt. Schumann hatte sich gegen die Mittagszeit aus seiner Schlafstube geschlichen (in Filzschuhen) und war direkt nach dem Rhein zu gegangen bis auf die Mitte der Brücke, von wo aus er sich in den Fluß stürzte! Glücklicherweise war er schon am Eingange der Brücke aufgefallen, und zwar dadurch, daß er, da er kein Geld bei sich hatte, sein seidenes Taschentuch als Pfand übergab. Mehrere Fischer verfolgten ihn mit den Augen, nahmen, sogleich nach dem Sprung, einen Kahn und retteten ihn glücklich."

Schumann wurde nun in die Heilanstalt des Dr. Richarz zu Endenich bei Bonn gebracht. Er hat die Anstalt nicht mehr verlassen. Zwar das Schreckhafte des Zustandes verlor sich; es war mehr ein unheilbares Müdesein. So sind auch die Briefe, die er aus der Anstalt schrieb, nicht Erzeugnisse eines wahnsinnigen Geistes, sondern die eines Schlafenden, dem Vergangenen Nachträumenden.

Nur in der Liebe zu Joachim und Brahms blieb er stark lebendig. Der letztere zumal hat die ihm erwiesene Güte reich erwidert durch die

treueste Freundschaft, die er des Kranken Gattin hielt. Klara selber zeigte ihre hehre Frauengröße nie schöner, als in dieser harten Prüfungszeit. In angestrengtester „Tätigkeit, im Wirken für andere fand sie Kraft und den Mut, noch zu leben".

Am 29. Juli 1856, nachmittags 4 Uhr, ist Robert Schumann gestorben.

* * *

Ich gebe nur drei Briefe aus dieser Zeit, die des Kranken geistige Verfassung hinlänglich charakterisieren. Im übrigen wollen wir uns an des gesunden Mannes Kundgebungen erbauen.

131.

An seine Frau

Endenich, den 14. September 1854.

Wie freute ich mich, geliebte Klara, Deine Schriftzüge zu erkennen;[121]) habe Dank, daß Du gerade an solchem Tage schriebst und Du und die lieben Kinder sich meiner noch in alter Liebe erinnern. Grüße und küsse die Kleinen. O könnt' ich euch einmal sehen und sprechen; aber der Weg ist doch zu weit. So viel möchte ich von Dir erfahren, wie Dein Leben überhaupt ist, wo Ihr wohnt und ob noch Du so herrlich spielst wie sonst, ob Marie und Elise immer vorschreiten, ob noch auch singen — ob Du noch den Klemmsschen Flügel hast — wo meine Partiturensammlung (die gedruckten) und die Manuskripte (wie das Requiem, des Sängers Fluch) hingekommen sind, wo unser Album, das Autographen von Goethe, Jean Paul, Mozart, Beethoven, Weber und viele an Dich und mich gerichtete Briefe enthielt, wo die Neue Zeitschrift für Musik und meine Korrespondenz? Hast Du noch alle an Dich von mir geschriebenen Briefe und die Liebeszeilen, die ich Dir von Wien nach Paris schickte? Könntest Du mir vielleicht etwas Interessantes schicken, vielleicht die Gedichte von Scherenberg, einige ältere Bände meiner Zeitschrift und die musikalischen Haus- und Lebensregeln. Dann fehlt es mir sehr an Notenpapier, da ich manchmal etwas an Musik aufschreiben möchte. Mein Leben ist sehr einfach, und ich erfreue mich nur immer an der schönen Aussicht nach Bonn, und wenn ich da bin, an dem Siebengebirge und an Godesberg, an das Du Dich auch noch erinnern wirst,

wie in der stärksten Sonnenhitze, am „Pagen“ arbeitend, von Krampfanfällen angefallen wurde. Dann möchte ich wissen, liebe Klara, ob Du vielleicht für meine Kleidung gesorgt und ob Du manchmal Zigarren gesandt. Es liegt mir viel daran, es zu wissen. Schreibe mir noch Genaueres über die Kinder, ob sie noch von Beethoven, Mozart und aus meinem Jugendalbum spielen, ob auch Julie das Spiel fortsetzt, und wie sich Ludwig, Ferdinand und die liebenswürdige Eugenie zeigen. O wie gern möchte ich Dein wundervolles Spiel einmal hören! War es ein Traum, daß wir im vorigen Winter in Holland waren und daß Du überall so glänzend aufgenommen, namentlich in Rotterdam, und uns ein Fackelzug gebracht wurde, und wie Du in den Konzerten das Es-dur-Konzert, die Sonaten aus C-dur und F-moll von Beethoven, Etüden von Chopin, Lieder ohne Worte von Mendelssohn und auch mein neues Konzertstück in D so herrlich spieltest? Erinnerst Du dich noch eines Themas in Es-dur, was ich in der Nacht einmal hörte und Variationen darüber schrieb; könntest Du sie mir beilegen und vielleicht etwas von Deinen Kompositionen mit?

So viele Fragen und Bitten hab' ich — könnt' ich zu Dir und sie Dir aussprechen. Willst Du den Schleier über dieses oder jenes, worüber ich Dich gefragt, werfen, so tue es.

So leb' denn wohl, geliebte Klara, und ihr lieben Kinder und schreibt mir bald! Dein alter getreuer

Robert.

132.

Endenich, 18. September 1854.

Geliebte Klara.

Welche Freudenbotschaften hast Du mir wieder gesandt, daß der Himmel Dir einen prächtigen Knaben, und im Juni,[122]) geschenkt, die lieben Marie und Elise Dir zu Deinem Geburtstag mit den „Bildern aus Osten“ zu Deiner und meiner Überraschung vorgespielt, Brahms, den Du freundlich und verehrungsvoll grüßen wollest, ganz nach Düsseldorf übergesiedelt — welche Freudenbotschaften! Wenn Du wissen willst, welcher mir der liebste Name, so errätst Du ihn wohl, der Unvergeßliche![123]) Freude hat es mir gemacht, daß die gesammelten Schriften vollständig und das Violoncello-Konzert, die Violinphantasie, die Joachim so herrlich gespielt, und die Fughetten erschienen. Kannst Du mir, da Du Dich so liebevoll anbietest, eines oder das andere schicken? Schreibst Du an

Joachim, so grüß ihn. Was haben Brahms und Joachim komponiert? Ist die Ouvertüre zu Hamlet erschienen, hat er seine andere vollendet? Du schreibst mir, daß Du im Klavierzimmer Deine Stunden gibst. Welche sind Deine jetzigen Schülerinnen, welche die beste? Strengst Du Dich nicht so sehr an, liebe Klara?

Abends 8 Uhr. Eben komme ich von Bonn zurück, immer Beethovens Statue besuchend und von ihr entzückt. Wie ich vor ihr stand, erklang die Orgel in der Münsterkirche. Ich bin jetzt viel kräftiger und sehe viel jünger aus als in Düsseldorf. Nun möchte ich Dich um etwas bitten, daß Du Herrn Dr. Peters schriebst, mir manchmal von Geld zu geben, was ich wünschte, und ihm wieder ersetztest. Oft bitten mich arme Leute, und dann dauert's mich. Sonst ist mein Leben nicht so bewegt als früher. Wie war das sonst ganz anders. Gib mir doch Mitteilungen über das Leben unserer Anverwandten, Freunde und Freundinnen in Köln, Leipzig, Dresden und Berlin, über Woldemar [Bargiel, Kl.s Stiefbruder], Dr. Härtel, Du kennst sie alle. Nun möchte ich Dich an manches erinnern, an vergangene selige Zeiten, an unsere Reise nach der Schweiz, an Heidelberg, an Lausanne, an Vevey, an Chamouny, dann an unsere Reise in den Haag, wo Du das Erstaunlichste leistetest, dann an die nach Antwerpen und Brüssel, dann an das Musikfest in Düsseldorf, wo meine vierte Sinfonie zum erstenmal, und am zweiten Tage das A-Konzert von mir, so herrlich von Dir gespielt, mit glänzendem Beifall, die Rheinouvertüre mit weniger glänzendem, aufgeführt. Erinnerst Du Dich auch, wie in der Schweiz zum erstenmal die Alpen in aller Pracht sich zeigten, der Kutscher in etwas scharfen Trab geriet und Du etwas ängstlich wurdest. Über alle unsere Reisen, auch über die, die ich als Schüler und Student gemacht, habe ich kurze Notizbücher geführt — oder viel besser — willst Du mir die Freude machen, einen Band Deiner Tagebücher zu senden und vielleicht eine Abschrift von den Liebeszeilen, die ich Dir von Wien nach Paris schickte? Hast Du noch das kleine Doppelporträt (von Rietschel in Dresden)? Du würdest mich dadurch sehr beglücken. Dann spreche ich Dir den Wunsch aus mir die Geburtstage der Kinder mitzuteilen, sie standen im blauen Büchlein.

Nun will ich noch an Marie und Elise schreiben, die mich so herzlich angesprochen. Darum ade, herzliebste Klara. Vergiß mich nicht, schreibe bald.

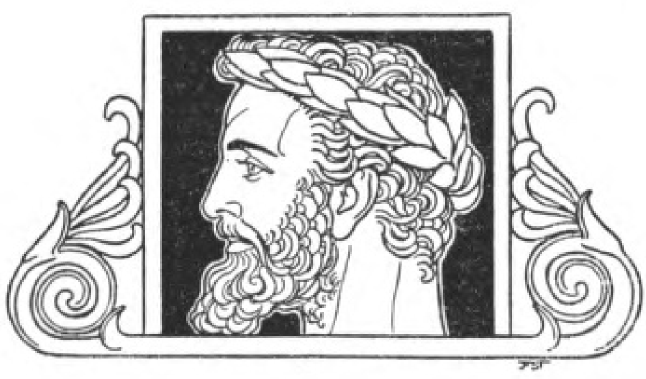
Dein Robert.

133.

An Johannes Brahms

Endenich, 27. November 1854.

Lieber! Könnt' ich selbst zu Ihnen, Sie wieder zu sehen und zu hören und Ihre herrlichen Variationen, oder von meiner Klara, von deren wundervollem Vortrage mir Joachim geschrieben. Wie das Ganze so einzig abrundet, wie man Sie kennt in dem reichsten phantastischen Glanz und wieder in tiefer Kunst, wie ich Sie noch nicht kannte, verbunden, die Thema hie und da auftauchend und sehr geheim, dann so leidenschaftlich und innig. Das Thema dann wieder ganz verschwindend, und wie so herrlich der Schluß nach der vierzehnten, so kunstreichen, in der Sekunde kanonisch geführten, die fünfzehnte in Ges-dur mit dem genialen zweiten Teile und die letzte. Und dann hab' ich Ihnen, teurer Johannes, zu danken für alles Freundliche und Gütige, was Sie meiner Klara getan; sie schreibt mir immer davon. Gestern hat sie wie Sie vielleicht wissen, zwei Bände meiner Kompositionen und die Flegeljahre von Jean Paul zu meiner Freude geschickt. Nun hoffe ich doch auch von Ihnen, wie mir Ihre Handschrift ein Schatz ist, sie bald in anderer Weise zu sehen. Der Winter ist ziemlich lind. Sie kennen die Bonner Gegend, ich erfreue mich immer an Beethovens Statue und der reizenden Aussicht nach dem Siebengebirge. In Hannover sahen wir uns zum letzten Male. Schreiben Sie nur bald Ihrem verehrenden und liebenden R. Schumann.





Anmerkungen

[1]) Brief 1. Emil Flechsig (1808—1878) war Sch.s Schulfreund. Er studierte damals in Leipzig Theologie und starb als Protodiakonus in Zwickau.

[2]) Brief 2. Sch.s Mutter Johanne Christiane, geb. Schnabel, war am 28. Nov. 1771 als Tochter des Ratschirurgen in Zeitz geboren. 1795 hatte sie sich mit Aug. Schumann verheiratet, dem sie fünf Kinder gebar, als letztes unsern Robert. Die gerade ihm gegenüber so treu und liebevoll bewährte Frau starb den 4. Febr. 1836. Über Roberts Geschwister siehe Anmerkung 11.

[3]) Brief 2. Der Brief ist von der Ferienreise, die Sch. mit seinem Freunde Rosen nach München unternommen hatte. Sie hatten die Gelegenheit zu einer Pilgerfahrt nach Bayreuth, der Heimat Jean Pauls, benutzt.

[4]) Brief 4. Moritz Semmel (1807—1874) war der Bruder von Sch.s Schwägerin Therese, studierte in Leipzig und Heidelberg Jura und brachte es bis zum Geh.Rat und Justizamtmann in Gera.

[5]) Brief 5. Ant. Friedr. Just. Thibaut (1774—1840), berühmter Rechtslehrer in Heidelberg, in der Musikgeschichte bedeutend durch die Lebhaftigkeit, mit der er für die alte Musik eintrat. Diesen Standpunkt vertrat er auch schriftstellerisch in seinem noch heute lesenswerten Buche „Über Reinheit der Tonkunst“ (1825).

[6]) Brief 5. K. J. Mittermaier (1787—1867) hatte den Lehrstuhl für Strafrecht in Heidelberg inne.

[7]) Brief 6. Gisbert Rosen (1808—1876) aus Göttingen war ein Studienfreund Sch.s. Er ist als Obergerichtsdirektor zu Detmold gestorben.

[8]) Brief 6. Wilhelm Götte aus Braunschweig studierte Philologie in Leipzig.

[9]) Brief 7. Wilibald Alexis eigentlich Häring (1798—1871), der bekannte Verfasser guter historischer Romane.

[10]) Brief 7. Ferdinand Ries (1784—1838), der bekannte Schüler Beethovens, hatte 12 Jahre in England gelebt und dort geheiratet. Sch. hatte eine Vorliebe für Engländerinnen. Am 27. Sept. 1830 schreibt er der Mutter: „Heirat' ich jemals, so ist's eine Engländerin.“

[11]) Brief 8. Julius war Robert Sch.s jüngster Bruder. Er ist schon 1833 gestorben. Robert unterhielt mit seinen Geschwistern und Verwandten durchweg einen sehr innigen Verkehr und war auch seinen Schwägerinnen in brüderlicher Liebe zugetan.

Die Namen und Lebensdaten der Geschwister und Schwägerinnen mögen hier folgen: 1. Eduard (1797—1839), verheiratet mit Therese geb. Semmel (1803—1887) aus Gera. Sie heiratete später den Buchhändler Fleischer zu Leipzig. 2. Karl (1801—1849), verheiratet mit Rosalie geb. Illing (1808—1833); in zweiter Ehe heiratete Karl Pauline geb. Coldiß (1818—1879). 3. Julius (1805—1833), verheiratet mit Emilie geb. Lorenz (1810—1860). 4. Emilie (1807—1826), hat sich in einem Fieberanfall ertränkt. Von diesem letzten Fall abgesehen, ist in der Familie Roberts nichts von geistiger Krankheit nachzuweisen; aber alt geworden ist keines der Geschwister des Komponisten.

12) Brief 13. Friedrich Wieck (1785—1873) ist einer der bedeutendsten deutschen Klavierpädagogen gewesen. Schumann hatte ihn bald nach seiner Ankunft in Leipzig kennen gelernt und hatte selber von dem Unterricht, den W. seiner Klara erteilte, großen Gewinn, wenn er sich auch damals zu einem geregelten Studium nicht entschließen konnte, vor allem die Theorie als überflüssig verabscheute. Vergleiche die Einleitung zum 2. Teil.

13) Brief 13. Ähnliches erlebt heute noch jeder mit der italienischen Oper, die man niemals nach unsern deutschen Aufführungen beurteilen dürfte. Die Pasta (1798 bis 1865) war übrigens nicht nur eine glänzende Sängerin, sondern auch als Darstellerin, zumal leidenschaftlicher Charaktere, hervorragend.

14) Brief 13. Schumann hat als erster die volle Bedeutung Schuberts erkannt und viel zu einer gerechteren Würdigung des früh Entschlafenen beigetragen. Leider sind Schuberts Klavierwerke noch heute im musikliebenden Hause nicht nach Gebühr verbreitet.

15) Brief 13. Sch. hatte übrigens auch selber Paganini in Frankfurt gehört, und sicher hat das berückende Spiel auf seinen Entschluß, sich der Virtuosenlaufbahn zu widmen, stark eingewirkt.

16) Brief 14. Die häufig wiederkehrenden Klagen über Geldklemmen sind nicht tragisch zu nehmen. Es sind nur einzelne der großen deutschen Künstler von Hause aus in so günstigen Geldverhältnissen gewesen wie er.

17) Brief 16. Die Mutter hat auch an Wieck geschrieben, der Sch.s Erfolg als Klavierspieler gewährleisten zu können glaubte, wenn er ausdauere, genügend übe und theoretische Studien gründlich treiben wolle.

18) Brief 20. Joh. Ambr. Barth, Buchhändler und Verleger in Leipzig.

19) Brief 20. Dr. med. E. A. Carus war Professor in Leipzig, mit Schumanns durch seinen Oheim in Zwickau bekannt. Seine Frau war eine treffliche Liedersängerin; aus ihrem Munde hatte Sch. das erste Schubertsche Lied gehört.

20) Brief 21. Ignaz Moscheles (1794—1870), der hervorragende Klavierspieler, lebte seit 1821 in London.

21) Brief 21. Sch. hatte seiner Mutter die Absicht kundgegeben, nach Weimar zu gehn, um Hummels Schüler zu werden (vgl. Brief 23). Er hatte ihr nahegelegt, dann auch nach Weimar zu übersiedeln.

22) Brief 23. Joh. Nep. Hummel (1778—1837) war seit 1819 Hofkapellmeister in Weimar und als Klavierlehrer die größte damalige Autorität. Seine Kompositionen hat Sch. später nicht mehr so hoch eingeschätzt; aber sicher wird Hummel heute doch zu sehr unterschätzt.

23) Brief 24. Probst war Musikalienhändler in Leipzig.

24) Brief 25. Die Abegg-Variationen.

25) Brief 26. Heinrich Dorn (1804—1892) war in seiner vielbewegten Kapell-

meisterlaufbahn, die mit seiner Berufung an die Berliner Hofoper abschloß (1849–1869), von 1829–1832 in Leipzig. Sch. „kam doch mit ihm überein", vgl. Brief 28.

26) Brief 27. Alwin (1821–1885) war Klaras Bruder aus Fr. Wiecks erster Ehe, ebenso Gustav. Clemens entstammte W.s zweiter Ehe. Die beiden letzteren starben als Kinder.

27) Brief 29. Wilibald von der Lühe, geb. 1800, früher Offizier, lebte damals als Schriftsteller in Leipzig, wo er verschiedene lexikalische Arbeiten herausgab.

28) Brief 30. Sch. hatte die Unabhängigkeit der Finger voneinander dadurch zu erreichen gesucht, daß er den dritten Finger in einer Schlinge aufhing und nur mit den vier andern spielte. Dadurch wurde der Finger völlig gelähmt.

29) Brief 30. Karl Gottl. Reißiger (1798–1859) war seit 1826 Direktor der Deutschen Oper zu Dresden.

30) Brief 32. Schumanns öffentliche schriftstellerische Tätigkeit reicht ins Jahr 1831 zurück, wo seine begeisterte Ankündigung von Chopins „Don Juan-Variationen" erschien. Übrigens taucht schon hier der Gedanke Eusebius-Florestan auf.

31) Brief 32. Ernst Ortlepp (1800–1864).

32) Brief 32. Über Lühe s. Anm. 27; Wendt (1783–1836) war Professor der Philosophie; Joh. Pet. Lyser (1803–1870); Reißiger s. Anm. 29; Karl Krägen (1797 bis 1879) in Dresden; Franz Otto (1809–1842), beliebter Männergesangskomponist.

33) Brief 32. Friedr. Kalkbrenner (1788–1849) war hervorragender Klaviervirtuose.

34) Brief 32. Emilie v. Belleville-Oury (1808–1880), eine der besten Schülerinnen Czernys.

35) Brief 33. Klara Sch. hat auch später noch ihre Gewandtheit im Tonsatz gezeigt. Ein Klavierkonzert (op. 7) und verschiedene Präludien und Fugen (op. 16) spielte sie auch in Konzerten. Mit Robert vereinigte sie sich in op. 12 „Zwölf Gedichte von Rückert, komp. von R. u. Kl. Sch.", unter denen die Nrn. 2, 4 u. 11 von Klara sind.

36) Brief 36. Bezieht sich auf den Tod seines Bruders Julius und seiner Schwägerin Rosalie. Letztere war im Oktober, der erstere am 18. Nov. 1833 gestorben.

37) Brief 39. Ernestine v. Fricken war als illegitimes Kind des Hauptmanns v. Fricken (s. Anm. 41) am 7. Sept. 1816 geboren; 1834 wurde sie formell adoptiert. Vielleicht hat die Tatsache, daß sie Sch. das verschwiegen hatte, die erste Trübung ihres Verhältnisses herbeigeführt. Ende 1838 heiratete sie einen Grafen Zeitwitz, wurde aber schon nach einem Jahre Witwe. Sie ist 1844 gestorben. Trotz der Aufhebung ihrer Verlobung blieb sie Sch. und seiner Braut Klara in treuer Freundschaft ergeben. Sch. widmete ihr 1841 seine Lieder nach Chamisso op. 31.

38) Brief 39. Sie hatten bei Wiecks Tochter Cäcilie gemeinsam Gevatter gestanden.

39) Brief 40. Bei Henriette Voigt, geb. Kuntze (1809–1839), der hochgebildeten Gattin eines Leipziger Kaufmanns, war Sch. durch seinen Freund Schunke eingeführt worden. Sie war die Vertraute in seinem Liebesbunde mit Ernestine v. Fricken.

40) Brief 40. Joh. Friedr. Rochlitz (1769–1842), der bekannte Roman- und Musikschriftsteller, erster Redakteur der „Allgem. musikal. Zeitung".

41) Brief 41. Der Hauptmann Ign. Ferd. Frhr. v. Fricken, der Vater von Sch.s Braut Ernestine, war musikalisch, komponierte auch mancherlei. Auch er hat Sch. dauernde Freundschaft bewahrt.

42) Brief 41. Sch., der solche äußeren Anlässe gern benutzte, hatte über den Namen Asch, den Wohnort der Familie Fricken, eine Komposition geschrieben. Der

Zufall fügte es, daß das Wort auch die musikalischen Buchstaben des Namens Schumann enthielt.

43) Brief 41. Gemeint ist op. 8, das Ernestine v. Fricken gewidmet ist.

44) Brief 42. Dr. jur. Theod. Töpken (1807—1880) war mit Sch. von Heidelberg aus befreundet.

45) Brief 42. Ludwig Schunke (1810—1834), ein hochbegabter Musiker, war einer der besten Freunde Sch.s. Leider kannten sie sich kaum ein Jahr. Am 7. Dez. 1834 ist Schunke der Schwindsucht erlegen.

46) Brief 43. Sch. sah dauernd zu Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847) in warmherzigster Verehrung empor. M. besaß das, was Sch. fehlte: höchste Formbeherrschung, Klarheit des Ausdruckes und sicheres Auftreten im Leben. Daß Sch. trotzdem die tiefere und reichere Natur war, bezweifelt heute niemand mehr. M. brachte Sch. äußere Freundschaft und Achtung entgegen; wirklich verstanden hat er den echten Romantiker nie.

47) Brief 43. Ferd. David (1810—1873), der berühmte Violinist und Konzertmeister des Gewandhauses, war ein aufrichtiger Verehrer Sch.s.

48) Brief 43. Dr. jur. Friedr. Schlemmer stammte aus Frankfurt; M. E. Reuter (1802—1853) war prakt. Arzt in Leipzig; Wilh. Ulex, Musiklehrer; er starb 1858 in Hamburg.

49) Brief 44. Sch. gehörte zu den Bahnbrechern Chopins (1809—1849) in Deutschland.

50) Brief 44. Karl Lipinsky (1790—1861) war Konzertmeister in Leipzig; Henriette Carl (1815—1896), preuß. Hoffängerin; Ludwig Berger (1777—1839), bekannter Berliner Klavierkomponist, Lehrer Mendelssohns.

51) Brief 44. Camille Stamaty (1811—1870), bekannter Klavierspieler, Komponist und Lehrer. U. a. ist St. Saëns sein Schüler.

52) Brief 44. Für William Sterndale Bennett (1816—1875) ist Sch. dauernd eingetreten. Auch die Einrede Klaras brachte ihn von der Überschätzung dieser Mendelssohn-Natur nicht ab. Übrigens hat B. sich um das englische Musikleben dauernde Verdienste erworben.

53) Brief 44. Dem jungen Walther v. Goethe (1817—1885) hat Sch. die „Davidsbündlertänze" gewidmet.

54) Brief 45. Ant. Wilh. Florentin Zuccalmaglio (1803—1869) ist einer der verdientesten Mitarbeiter von Sch.s Zeitschrift.

55) Brief 45. Gemeint ist der Verleger J. A. B.

56) Brief 47. Adolf Henselt (1814—1889), einer der bedeutendsten Klaviervirtuosen und Schöpfer anmutiger Unterhaltungs- und gediegener Studienwerke.

57) Brief 48. Simonin de Sire (1800—1872), Gutsbesitzer zu Dinant in Belgien, gehörte zu den ersten und begeistertsten Verehrern Sch.s im Auslande.

58) Brief 48. Diese erfolgreichen Salonkomponisten Herz (1803—1888) und Hünten (1793—1878) waren für Sch. typische Geschmacksverderber und erfuhren von ihm heftigste Bekämpfung.

59) Brief 48. Von der Bewunderung, die Sch. für Liszt hegte, der Achtung, die dieser jenem entgegenbrachte, werden wir noch genugsam hören. Immerhin mußte Sch.s stille, nach innen gekehrte Natur gegenüber Liszts Art ihre Bedenken behalten, die durch die scharfe Entwicklung des musikalischen Lebens im Laufe der Zeit gesteigert wurde. Liszt ist seiner Verehrung für Schumanns Persönlichkeit und Kunst treu geblieben.

60) Brief 49. Rob. Friese (1805—1848) war der Verleger von Sch.s Zeitschrift.

61) Brief 50. Dr. Gust. Hartenstein (1808—1890) war Prof. d. Phil. in Leipzig. Seine Frau stammte aus Gera und war dadurch mit Sch.s dort wohnender Schwägerin Therese bekannt.

62) Brief 51. Joseph Fischhof (1804—1857) war seit 1833 Professor für Klavier am Wiener Konservatorium.

63) Brief 51. Oswald Lorenz (1806—1889).

64) Brief 52. Kath. Cibbini, geb. Kozeluch (1790—1858), die Kammerfrau der Kaiserin Maria Anna, war selber eine treffliche Pianistin und eifrige Komponistin.

65) Brief 53. Klara Novello (geb. 1818), eine Tochter des berühmten englischen Verlegers, war eine treffliche Oratoriensängerin u. Sch. von Leipzig her bekannt. Ihre hier erwähnte Verlobung mit Sch.s Freund Dr. med. Fr. Weber zerschlug sich, und sie heiratete 1843 einen Grafen Gigliucci.

66) Brief 53. Karl Gerold war Buchhändler in Wien.

67) Brief 54. Karl Czerny (1791—1857), der berühmte Etüdenkomponist.

68) Brief 54. Louis Ferdinand Prinz von Preußen (1772—1806), der in der Schlacht bei Saalfeld fiel, war ein hochbegabter Komponist. Seine Werke verraten die starke Beeinflussung durch Beethoven, zu dessen frühesten Verehrern dieser Neffe Friedrichs des Großen gehörte.

69) Brief 54. Stephan Heller (1814—1888), einer der berühmtesten Klavierspieler und feinsinnigsten Komponisten von Klaviermusik.

70) Brief 54. Ferdinand Hiller (1811—1885) ist als Komponist heute ziemlich vergessen. Sch. wurde später sein Nachfolger als Musikdirektor in Düsseldorf. In dieser Hinsicht konnte er den um das rheinische Musikleben verdienten Dirigenten nicht ersetzen.

71) Brief 55. Gemeint ist Gustav Schilling (1803—1881), erst Theologe, dann allzu fruchtbarer Musikschriftsteller. Seinen schlechten Charakter, der ihn später zur Flucht nach Amerika zwang, lernte übrigens auch Sch. selber kennen, oder genauer Klara, der er als rechter Wolf im Schafspelz entgegengetreten war. (Vgl. Litzmann „Kl. Sch." I, 276—282 und 286—289.)

72) Brief 56. Die Stelle in den „Flegeljahren" heißt: „Lob ist Luft, die das einzige ist, was der Mensch unaufhörlich verschlucken kann und muß."

73) Brief 56. Bernhard Klein (1793—1832), zu seiner Zeit hochgeschätzter Komponist der Berliner Schule. Die geringere Einschätzung Schs. teilt die Musikgeschichte.

74) Brief 57. Ernst Adolf Becker (1798—1874) erwies sich vor allem bei Schumanns Kampf um Klara als treuer, opferwilliger Freund. Von Beruf Verwaltungsbeamter, war er auch trefflicher Klavierspieler.

75) Brief 57. Die C-dur-Sinfonie, die Sch. bei seinem Aufenthalt in Wien im Nachlaß Schuberts bei dessen Bruder entdeckt hatte.

76) Brief 58. Dr. Gust. Adolf Keferstein (1799—1861) war Pastor und bewährter Musikschriftsteller. Seine Pseudonyme waren K. Stein — unter diesem Namen hat ihm Sch. Lieder gewidmet — und Dr. Peregrinus Jocosus.

77) Brief 58. Joh. Kuhnau (1660—1722), Joh. S. Bachs Vorgänger im Leipziger Thomaskantorat, war auch ein gediegener Klavierkomponist.

78) Brief 58. In der Vorlage: Rob. Schumanns Briefe. Neue Folge, S. 178, ist hier ein offensichtlicher Schreibfehler, den ich verbessert habe, trotzdem er sich vielleicht schon bei Schumann findet. Es heißt nämlich a. a. O.: „Hätte Kuhnau nur das

wohltemperierte Klavier geschrieben, so wär' er doch immer nur erst ein Hundertteilchen von jenem." Der beabsichtigte Sinn ist aber ganz klar.

79) Brief 62. Über ein Konzert Klaras in Jena am 8. August 1840.

80) Brief 63. Sie war am 4. Februar 1836 gestorben.

81) Brief 63. Zur Gräfin Rossi war durch ihre Heirat (1828) die Sängerin Henriette Sontag geworden.

82) Brief 65. Wieck gab Klara die an sie gerichteten Zeilen nicht, ließ sie auch die beiden andern Briefe nicht lesen.

83) Brief 80. Sigismund Thalberg (1812—1871), neben Liszt der gefeiertste Klaviervirtuose seiner Zeit.

84) Brief 82. „Wunsch. An meine geliebte Braut zum heiligen Abend 1838." Es ist No. 1 in den „Bunten Blättern" op. 99.

85) Brief 92. Klaras Mutter Marianne, geb. Tromlitz, hatte nach ihrer Scheidung von Wieck den Musiklehrer Adolf Bargiel geheiratet und lebte in Berlin.

86) Brief 94. Rackemann war Musiklehrer in Bremen und mit Wieck im Bunde.

87) Brief 94. Fr. Wieck hatte eine Schrift gegen Schumann ausgearbeitet und überallhin versandt.

88) Brief 97. Schumann hat sich seit 1830 immer wieder mit Opernplänen getragen; doch ist nur „Genoveva" zur Ausführung gekommen.

89) Brief 102. Karl Koßmaly (1812—1893), Komponist von Liedern und Instrumentalwerken und Musikschriftsteller.

90) Brief 104. Mit dem Dichter Andersen war Klara Sch. bei ihrer Kopenhagener Konzertreise im April 1842 bekannt geworden.

91) Brief 105. Ludwig Spohr (1784—1859) war seit 1822 Kapellmeister in Kassel. Er stand Sch. freundlich gegenüber, hat ihn aber doch nicht eigentlich gefördert.

92) Brief 106. Klara schenkte Sch. acht Kinder, vier Töchter und vier Söhne, von denen nur ein Sohn dem Vater im Tode voranging.

93) Brief 107. Johann Verhulst (1816—1891) ist ein bedeutender Komponist Mendelssohnscher Richtung. Er war von 1838—1842 in Leipzig gewesen. Nachher entfaltete er in seiner Heimat eine segensreiche Tätigkeit als Dirigent.

94) Brief 107. Sch. wohnte seit seiner Verheiratung in der Inselstraße Nr. 5.

95) Brief 107. Th. Kirchner (1823—1903) war eine Schumann innerlich verwandte Natur, wie seine leider nicht genug bekannten Klavierstücke beweisen.

96) Brief 107. Julius Rietz (1812—1877), bekannter Komponist und berühmter Dirigent.

97) Brief 107. Es kam doch zu einer „Versöhnung" zwischen Sch. und seinem Schwiegervater. Im Frühling 1841, als Wieck wegen Beleidigung Schumanns gerichtlich verurteilt worden war, W. auch bei den Verhandlungen über Klaras Vermögen sich von der kleinlichsten Seite gezeigt hatte, schien die Versöhnung ausgeschlossen. Erst im Januar 1843 schlug bei Wieck die Stimmung plötzlich um. Er erkannte jetzt, wo Schs. Name immer berühmter wurde, daß er durch seine Haltung vor der Öffentlichkeit allen Kredit verlieren mußte. Klara ergriff natürlich sofort die dargebotene Hand, worüber der so fein empfindende Sch. sich herzlich freute. Ihm selber bot W. im Dezember 1843 die Versöhnung an, die auch angenommen wurde. Freilich, ein herzliches Verhältnis hat sich nicht mehr eingestellt; ja, es trat eine neue Abkühlung ein, wenn auch vor der Öffentlichkeit der Friede bewahrt blieb.

98) Brief 108. Dr. Eduard Krüger (1805—1885), Konrektor in Emden, war als

Komponist wenig bedeutend, eher als Kritiker. Doch wurde Sch. durch K.s Besprechung seiner „Genoveva" so verstimmt, daß danach der Verkehr unterbrochen wurde.

99) Brief 109. Es wurde die Sinfonie in C-dur, Sch.s zweite.

100) Brief 111. Ludwig Meinardus (1827—1896) wurde ein bekannter Komponist und Musikschriftsteller.

101) Brief 113. Franz Brendel (1811—1868) war seit 1845 Leiter der von Sch. begründeten „Neuen Zeitschrift für Musik". Hier handelt es sich um die Gründung eines „Allgemeinen deutschen Tonkünstlervereins". Die erste Gründer-Versammlung war am 13. und 14. August 1847. Sch. nahm nicht daran teil, doch verlas Brendel den Brief und brachte die Vorschläge zur Besprechung.

102) Brief 114. G. D. Otten (geb. 1806) gründete und leitete den „Hamburger Musikverein".

103) Brief 114. Im Gegensatz zu Schumann ist die Johannis-Passion J. S. Bachs seither vielfach zu sehr hinter die nach Matthäus gesetzt worden. Sie ragen beide als unvergleichliche Werke in höchste Höhen. In geschichtlicher Hinsicht hat Sch. sich getäuscht. Die Johannis-Passion ist die frühere und 1723, d. i. sechs Jahre vor der nach Matthäus, entstanden.

104) Brief 115. Karl Reinecke (geb. 1824, lebt in Leipzig), bekannter Komponist und langjähriger Dirigent der Gewandhauskonzerte.

105) Brief 115. Das bezieht sich auf einen kleinen Streit Sch.s mit Liszt am Abend des 9. Juni 1848. Liszt hatte an diesem Abende, an dem er Sch. bereits durch Unpünktlichkeit gereizt hatte, einige abfällige Bemerkungen über Leipzig und Mendelssohn gemacht. Das hatte den sonst so schweigsamen Sch. zu heftigen Äußerungen veranlaßt. Liszt, der fühlte, daß die erste Schuld bei ihm lag, wußte nicht nur an diesem Abend den peinlichen Auftritt zu mildern, sondern trug auch später dem von ihm aufrichtig verehrten Sch. nichts nach.

106) Brief 117. Als Hillers Nachfolger die Stelle des Musikdirektors in Düsseldorf zu übernehmen.

107) Brief 117. Die Brüder Franz (1808—1878) und Friedrich († 1853) Schubert wirkten als sehr geschätzte Mitglieder der königlichen Kapelle in Dresden. Der erste war Konzertmeister, der letztere Violoncellist.

108) Brief 119. R. Pohl (1826—1896), bekannt als Musikschriftsteller (pseud. Hoplit) der „neudeutschen" Richtung. Er lebte damals in Weimar.

109) Brief 120. Moritz Horn (1814—1874) war Aktuar in Chemnitz.

110) Brief 121. Pohl hatte den „Luther" als große Trilogie angelegt und den 1. Teil eingeschickt. — Leider ist Sch.s Werk nicht zustande gekommen.

111) Brief 122. Ich teile den Brief nur mit, um zu zeigen, wie entschieden Sch. sein konnte. Der Kandidat hatte Sch. einen Operntext „Beatrice" eingeschickt und diese Gelegenheit benutzt, ihn zu ermahnen, der romantischen Richtung zu entsagen.

112) Brief 123. Liszt führte diesen Versuch auch durch am 13. Juni 1852.

113) Brief 124. Hebbel hatte Sch. das Manuskript des Dramas „Michelangelo" zum Geschenk gemacht. Auch die 1855 erschienene gedruckte Ausgabe ist Sch. gewidmet.

114) Brief 124. Hebbels Frau war die frühere Hofburgschauspielerin Christiane Enghaus.

115) Brief 125. Herm. Krigar (1819—1880), Schüler des Leipziger Konservatoriums, lebte als Musiklehrer in Berlin.

116) Brief 125. Die überschickte Komposition war ein vierchöriges De profundis

von Fr. Ed. Wilsing (geb. 1809). Das Werk wurde von Friedr. Wilh. IV. mit der goldenen Medaille ausgezeichnet, später durch Sch.s Vermittlung auch in Leipzig aufgeführt.

117) Brief 126. Karl Debrois von Bruyck (1828—1902) lebte als Komponist und Musikschriftsteller in Wien. Er hat auch über Schumann geschrieben.

118) Brief 127. Sch. hatte Joseph Joachim (geb. 1831), den noch heute lebenden Meistergeiger, bereits als Knaben in Leipzig gekannt. Wirkliche Freundschaft wurde 1853 geschlossen, als Joachim beim niederrheinischen Musikfest durch den Vortrag des Beethovenschen Violinkonzertes die höchste Begeisterung geweckt hatte. Die Freundschaft wurde noch inniger, seitdem Joachim den jungen Brahms nach Düsseldorf gebracht hatte.

119) Brief 128. Rührend ist die Begeisterung, mit der der hinsterbende Meister den jungen Johannes Brahms begrüßte. Aber so ermüdet Schumann war, am ersten und schärfsten hat doch er die Bedeutung des jungen Musikers erkannt; und so überschwänglich in der Form seine Begeisterung sich äußerte, der Inhalt von Sch.s Urteilen über Brahms erwies sich als wahrhaftes Prophetenwort.

120) Brief 130. Gemeint ist der „Dichtergarten", Aussprüche von Dichtern über Musik und Musiker.

121) Brief 131. Sch. hatte in Endenich ein volles Halbjahr nicht nach seiner Frau verlangt. Plötzlich an seinem Hochzeitstage (12. September) äußerte er den Wunsch nach einem Briefe von Klara, was ihr sofort gemeldet wurde. Am 13. September — „gerade an solchem Tage", — ihrem Geburtstag, erhielt er nun ihren Brief.

122) Brief 132. Der Knabe wurde am 11. Juni geboren. Schumanns Geburtstag war der 8. Juni.

123) Brief 132. Der „Unvergeßliche" ist Mendelssohn, nach dem der Knabe den Namen Felix erhielt. Er ist 1879 gestorben.